MICHAEL
KOGLIN
BLUT
TEUFEL
THRILLER
GOLDMANN

MICHAEL KOGLIN

Blutteufel

Buch

Zunächst sieht alles nach einem natürlichen Ableben aus: Der Tote erlag einem Herzinfarkt. Dennoch besteht der Polizist Marc Weitz, der wegen dienstlicher Vergehen in den Streifendienst versetzt wurde, darauf, die Kriminalpolizei zu informieren. Kriminalinspektor Tannen, Mitglied der Serientäter-Sonderkommission von Kommissar Mangold, findet jedoch keinerlei Auffälligkeiten. Die Blutergüsse auf dem Körper des Toten können eindeutig den Reanimationsversuchen eines Notarztes zugewiesen werden. Doch dann stellt sich heraus, dass es gar keinen Notarzteinsatz zur fraglichen Zeit in der betreffenden Wohnung gegeben hat. Die pathologischen Untersuchungen ergeben schließlich, dass das Opfer durch eine Luftinjektion getötet und anschließend wiederbelebt wurde. Bei der Recherche von Polizeiprotokollen stoßen Mangold und sein Team auf weitere Verdachtsfälle, die ein und demselben Täter zugeordnet werden können. In rascher Folge findet die Polizei daraufhin weitere Opfer, die alle Spuren einer medizinischen Behandlung aufweisen. Unklar ist jedoch, warum der Täter ausgerechnet diese Mordmethode wählt. Für die Profilerin Kaja Winterstein spricht alles für einen Totenkult. Da meldet sich der Täter bei der Sonderkommission und wirft den Polizisten vor, Teil eines gigantischen Komplotts zu sein …

Autor

Michael Koglin wurde 1955 geboren und lebt als freier Journalist und Schriftsteller in Hamburg. Neben Kriminalromanen hat er Kurzgeschichten, Kinder-und Sachbücher sowie zahlreiche Drehbücher und Theaterstücke verfasst. Er wurde mehrfach mit Literaturpreisen ausgezeichnet. Sehr erfolgreich ist seine Serie um den Hamburger Kommissar Mangold, die mit dem Band »Bluttaufe« begonnen hat. Mehr Informationen zum Autor unter www.michael-koglin.de Von Michael Koglin außerdem bei Goldmann lieferbar Bluttaufe. Thriller (42072) Blutengel. Thriller (47411)

Michael Koglin

Blutteufel

Thriller

GOLDMANN

Originalausgabe Dezember 2011
Copyright © 2011 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagfoto: © FinePic, München;
© Getty Images/Duncan Walker
Redaktion: Karin Ballauf
BH · Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz-und Datentechnik GmbH, Berlin
Made in Germany
ISBN: 978-3-641-06605-5
www.goldmann-verlag.de

LIEBE, LÜGE UND SEI HÜBSCH!
DENN MORGEN MÜSSEN WIR STERBEN.
James Joyce

Prolog

Der Regen trommelte gegen die Scheiben des Gerichtsmedizinischen Instituts. Der Himmel würde wohl den ganzen Tag über nicht aufreißen. Das Dämmerlicht da draußen kroch an den Fassaden der Gebäude hinab. Es kam ihr so vor, als hätte jemand im Vorübergehen einen nassen Sack über die Stadt geworfen und ihn dann vergessen.

Hier im Innern des Instituts war die Welt in Neon getaucht. Hartes und erbarmungsloses Licht. Es ließ Konturen schärfer hervortreten und Flecken hässlicher werden. Der Frieden für die Toten kam später.

Ein Schritt nur, und schon stand sie wieder in diesem Kosmos, in dem sie ein denkender und funktionierender Mensch war. Und das, was da vor ihr lag, war nichts anderes als erkaltetes und verwesendes … ja, was war das eigentlich? Gewebe? Vergangenes Leben? Nichts als ein Körper? Organe, Muskeln, Knochen, Haare, Augen? Nichts sonst?

Sie war eine gut ausgebildete Frau, die hier ihre Arbeit zu erledigen hatte. Abstand. Ja, Abstand war wichtig. Und Respekt vor dem Tod.

Wie jeden Morgen blieb sie ein paar Sekunden im Türrahmen stehen, bevor sie in den Sektionssaal eintrat. Sie sah auf den an der Wand befestigten Tagesplan.

Es war dabei geblieben. Unter ihrem Namen stand immer noch der des Jungen und sein Alter. Sieben Jahre!

Mit der Außenfläche ihrer Hand berührte sie die gläserne Kaffeekanne und zog ihre Hand sofort wieder zurück. Wie jeden Morgen hatte der Obduktionsassistent frischen Kaffee aufgebrüht.

Der tote Junge war eine von drei Leichen, die sie heute zu untersuchen hatte. Das normale Pensum.

Sie nahm ihren Becher, füllte ihn mit dem heißen Kaffee und stellte ihn gleich wieder ab. Dann zog sie den über einem Bügel hängenden Kittel an. Darüber kam die Plastikschürze, dann die Handschuhe. Es waren Rituale, die sie ausführte, bevor sie hinübertrat in die andere Welt.

Sie hatte schlecht geschlafen. Auch die Flasche Wein hatte nicht geholfen, sondern Kopfschmerzen und einen pelzigen Geschmack im Mund hinterlassen.

Auch wenn sich gestern niemand etwas hatte anmerken lassen, so war doch klar, dass ein Siebenjähriger auf dem Seziertisch nichts mehr mit Routine zu tun hatte. Ob man nun selber Mutter war oder nicht.

Aus einem anderen Sektionsraum hörte sie das Scheppern einer Schale, die zu Boden fiel, dann ein schabendes Geräusch. Sie war nicht die Einzige, die schon morgens um sieben Uhr ihren Dienst antrat. Gut so. Sie nahm den ersten Schluck Kaffee, stellte die Tasse ab und durchquerte den Raum. Durch die Scheibe erkannte sie Eric. Der Obduktionsgehilfe schob einen zugedeckten Körper auf einer Bahre in einen der hinteren Kühlräume. Die Ernte der Nacht.

Laut Unterlagen der Staatsanwaltschaft vermutete man als Todesursache bei dem Jungen das Verschlucken eines Gegenstandes. Ungewöhnlich zwar in dem Alter, aber es kam vor. Dennoch war eine Autopsie angeordnet worden, da der Körper zahlreiche Blutergüsse aufwies. Dazu eine verschorfte Wunde, die von einer auf der Haut ausgedrückten Zigarettenkippe stammen konnte. Die Eltern hatten ihr Kind als lebhaft geschildert und Spielverletzungen im Freien für die Blutergüsse und Wunden verantwortlich gemacht. Sonstige

Hinweise auf Misshandlung gab es nicht.

Auf dem Weg zum Sektionsraum 4 überflog sie noch einmal die Krankenakte, die der behandelnde Kinderarzt angelegt hatte. Die üblichen Kinderkrankheiten, Impfungen, Routineuntersuchungen. Nichts Auffälliges.

Der Körper des Jungen lag auf dem Edelstahltisch und war mit einem blauen Tuch zugedeckt. Das Sezierbesteck glänzte auf einem quadratischen Rolltisch neben seinem Kopf. Ordentlich nebeneinandergelegt wie zu einem Festmahl. Nur dass man es hier nicht von außen nach innen benutzte.

Sie zog das Tuch vom Körper und begann mit der äußerlichen Untersuchung des Körpers. Nachdem sie das Aufnahmegerät eingeschaltet hatte, diktierte sie ihre Stichworte, die später in einem Bericht zusammengefasst würden.

Der Junge war für sein Alter eher untergewichtig. Bis auf die verschorfte Wunde auf dem Handrücken zeigten die Hände keinerlei Kratzer oder sonstige Auffälligkeiten. Die Haare waren sorgfältig geschnitten und frei von sichtbaren Verunreinigungen. Wenige Pigmentflecken, keine Operationsnarben.

Wäre da nicht diese Blässe – man könnte glauben, dass er schläft, dachte sie. Mit einem friedlichen Gesichtsausdruck und in einem schönen Traum.

Den Schädel hätte eigentlich der Obduktionsassistent öffnen sollen, doch der schien beschäftigt zu sein. Sie nahm die elektrische Säge, legte sie aber wieder beiseite. Damit würde viel Knochenstaub entstehen, und mit dem musste man vorsichtig sein. Kein Wunder, dass Eric die Handsäge bevorzugte, wenn es darum ging, die obere Schädelplatte zu entfernen. Sie würde ihn später rufen und jetzt mit der inneren Leichenschau beginnen.

Sie nahm das Skalpell vom Rolltisch und setzte es am Schlüsselbein des Jungen an. Langsam zum Brustbein ziehen. Y-Schnitt. Routine.

Das Skalpell fuhr in das Fleisch – und plötzlich sah sie es. Die Wunde blutete! Ihr wurde für Bruchteile von Sekunden schwarz vor Augen, dann stieß sie die Luft aus, schloss und öffnete mehrfach die Augen, um besser sehen zu können. Sie beugte sich über die Wunde. Ein kleines Rinnsal lief am Hals des Jungen hinunter. Sie zerrte sich die Handschuhe von den Fingern und fühlte seinen Puls. Nichts. Sie legte ihre Hand auf das Herz des Jungen, und durch ihren Kopf raste jener Begriff, der ihr schon während des Studiums Angst eingejagt hatte: Vita minima.

Nicht bei mir, dachte sie. Um Himmels willen, nicht bei mir!

Mit der Faust schlug sie auf das Herz des Jungen. Einmal. Und noch einmal. Sie fühlte wieder seinen Puls. Der Junge lag noch immer da, als würde er schlafen.

Sie richtete ihren Oberkörper auf und versuchte, sich zu beruhigen. Fälle von Vita minima, vom Zustand des Scheintods, waren dokumentiert, aber extrem selten. Andererseits – blutende Wunden konnte es nur mit einem Blutdruck geben, also mit einem schlagenden Herzen.

Plötzlich bäumte der Junge sich auf und begann mit einem merkwürdigen bellenden Geräusch zu husten.

Sie wich erschrocken zurück, riss dabei den Rolltisch mit den Instrumenten um und taumelte rückwärts gegen die Glaswand. Der Junge sah erstaunt seinen Bauch an, hob dann den Kopf und starrte ihr direkt ins Gesicht. Das Erstaunen in seinem Ausdruck verschwand, und sie meinte, ein Lächeln zu erkennen.

Durch die Glaswand konnte sie den Obduktionsassistenten

sehen, der totenblass im Flur stand. Der Junge saß jetzt aufrecht auf dem Tisch und musterte sie neugierig. Schließlich lächelte er breit und streckte langsam die rechte Hand nach ihr aus. Dann zeigte er mit dem Finger direkt auf ihren Kopf.

Heute

Peer Mangold spürte seine geschwollene Zunge und kämpfte mit dem Verlangen, sie sofort auszuspucken. Er hielt die Augen geschlossen und überlegte fieberhaft, was in den letzten Stunden geschehen war.

Wie war er in diese Situation geraten? Hatte es mit seiner Tätigkeit als Polizist zu tun? Seine Gedanken sprangen wild hin und her. Unwillkürlich zuckte sein Körper, doch etwas hielt ihn fest umklammert. Die Augen öffnen. Vorsichtig die Augen öffnen. Im nächsten Augenblick meinte er, ein Geräusch zu hören. War da jemand? Sicher war es besser, eine Ohnmacht vorzutäuschen. Zu versuchen, zunächst die Gedanken zu ordnen.

Bleischwer lagen die Lider über seinen Augen. Solange er sie geschlossen hielt, war er geschützt. War er geschützt? Er dachte an Kinder, die sich die Augen zuhielten, um die Außenwelt fernzuhalten.

Gedanken ordnen. Systematisch vorgehen. Doch wie? Er wusste ja noch nicht einmal, wie er hierhergekommen war. Und wo um Himmels willen war er? Im Krankenhaus? Er spürte Sand an seinen Händen, also kein Krankenhaus. Dann hätten sie ihn gesäubert. Und es roch anders in Krankenhäusern.

Er nahm einen muffigen Geruch wahr, der ihn an etwas erinnerte … Mein Gott, dachte er und konzentrierte sich mit geschlossenen Augen auf seinen Körper. Versuch, klar zu denken. Nicht panisch werden. Bleib liegen. Niemand greift einen Bewusstlosen an. Die Hände vor die Augen halten.

Warten. Seine Haare. Soweit er es beurteilen konnte, waren sie feucht, und irgendetwas war da auf seiner Kopfhaut. Sand? War er in eine Höhle gekrochen? In einen Tunnel? Der Rücken. Es fühlte sich an, als würde er auf einer sehr harten Trage liegen. Deutlich spürte er an den Ellenbogen eine Art Schiene. Ein Krankenwagen? Doch da war keine Bewegung, keine Geräusche von medizinischen Geräten, keine Berührung eines Sanitäters.

Dennoch, eine Liege … weiter, langsam weiter. Er musste seine Lage auch mit geschlossenen Augen erfassen. Seine Füße, ohne jegliche Berührung. Keine Schuhe. Spürte er Kleidung? Nein. Aber er fror nicht, vielleicht war da ein kalter Hauch, aber das konnte er nicht mit Bestimmtheit sagen. Was war mit seinem Kopf, mit seinen Gedanken? Warum rasten sie so, warum diese Lichtblitze? Hat man ihm Drogen verabreicht? Vielleicht eine Kopfverletzung?

Er zwang sich, seinen Körper weiter zu erfühlen. Keine Berührung, kein Schmerz. Sein Körper war leicht. Nicht dass er schwebte, aber er spürte den Druck seines Körpergewichtes nicht. Keine schmerzende Wunde. Aber würde er eigene Wunden überhaupt bemerken? Wo war das Schmerzempfinden, der Druck, die Außenwelt?

Befand er sich in einer Art Zwischenwelt? Davon hatte er gelesen. Lag er im Sterben? Aber machte man sich darüber Gedanken, während man starb?

Ein wohliges Gefühl durchfuhr ihn, und er dachte an Petrus. Wie lächerlich, ein alter Mann mit Bart, der auf einer Wolke herbeischwebt und ihm mit seinem Schlüsselbund zuwinkt. Petrus winkte ihm, einem Hauptkommissar! Es war komisch, saukomisch. Mühsam unterdrückte er ein Lachen, nein, er

durfte auf keinen Fall das Gesicht verziehen. Er spürte, wie er die Gesichtsmuskulatur anspannte. Zurück, zurück zu deinem Körper. Nicht lachen, nicht an Petrus denken, nicht an all die lustigen Geschichten aus deiner Kindheit, als du dich vor deinem Bettchen niedergekniet hast.

»Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe beide Augen zu. Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein. Hab ich Unrecht heut getan, sieh es, lieber Gott nicht an, deine Gnad und Jesu Blut, macht ja allen Schaden gut. Alle, die mir sind verwandt, Gott, lass ruhn in deiner Hand; alle Menschen groß und klein, sollen dir befohlen sein …«

Es fehlt noch was, es fehlt noch was, dachte Mangold. Amen, ja Amen. Wieder verspürte er dieses unbändige Bedürfnis, laut zu lachen. Dann sah er sich vor dem Bettchen knien und erinnerte sich daran, dass ihm dieses Gebet seit seiner Kindheit nie wieder in den Sinn gekommen war. »Alle, die mir sind verwandt« … ja, wer war damit eigentlich gemeint? Alle, die zu seiner Welt gehörten? Wer war einem Polizisten verwandt?

Wachte jetzt jemand über ihn? Es half nichts, er musste die Augen öffnen. Gleich. Eine Minute noch … eine Minute. Aber es war so friedlich. Wenn nur seine Gedanken nicht so rasen würden. Er dachte, woran er auch als Kind gedacht hatte: Wie das wohl war, im Himmel auf einer Wolke zu sitzen? Wie ging das überhaupt? Er dachte an sein Kindertrampolin. Das Hochspringen. Wenn man die höchste Stelle erreicht hatte, gab es diesen Augenblick des Schwebens, den er wieder und wieder erleben wollte. Bis zur Erschöpfung war er gesprungen für diesen einen Augenblick, auf den man gut achtgeben musste, damit man ihn nicht verpasste und den man

verlängern konnte, wenn man die Augen halb schloss und dabei ausatmete …

Wie einen Schlag spürte er plötzlich die Erschütterung. Die Liege schob, nein, sie ratschte ein paar Zentimeter weiter. Sein Körper wackelte. Jetzt war er sicher, dass er nackt war, vollkommen nackt. War dies eine Operation, bei der die Narkose versagte? Der Gedanke erschreckte ihn.

Ich spüre die Schmerzen, ich bin nicht betäubt! Hört ihr?

Jetzt musste er die Augen öffnen, jetzt, sofort. Langsam.

Er drückte ein Augenlid nach oben, und seltsamerweise blendete ihn kein heller Lichtstrahl, wie er es vermutet hätte. Vorsichtig schob er beide Augenlider weiter auseinander.

Dämmriges Licht, unscharfe Konturen. Eine Röhre? Nein, Fels!

Mangold spürte die feuchte Kälte. Warum war ihm das nicht eher aufgefallen?

Schabend wurde das Gestell, auf dem er lag, ein kleines Stück nach vorn geschoben. Ein unerträglich kreischendes Geräusch. War er gefallen? In eine Höhle? Barg man ihn aus einem Brunnen? Oder war es doch eine Röhre? Die Kanalisation? Eine Wasserleitung? Was, wenn er hier ertrank, ohne sich bewegen zu können? Nicht einmal die Arme konnte er zum Gesicht führen, um sich zu schützen. Was, wenn es hier Ratten gab? Im gleichen Augenblick hatte er das Gefühl, als würde etwas seine Haare streifen.

Wieder das Ruckeln der Liege. Wurde er gerettet, oder bewegte er sich auf seinen Tod zu? Wie starb man, wenn man sich nicht rühren konnte? Woher kam das dämmrige Licht?

Über sich erkannte er Spuren von Meißeln. Kein Zweifel,

diese Röhre war von Menschenhand in den Stein gehauen worden. An einigen Stellen war sie ganz glatt. Plötzlich überkam ihn ein Anfall von Panik.

Raus hier, ich muss hier raus. Sofort. Zieht mich hier raus, ich kriege keine Luft mehr. Wer auch immer da ist, zieh mich hier raus!

Wieder ein schabendes Geräusch.

Zuerst erkannte er nur einen hellen Punkt am Fels über sich, dann ein Paar Füße. Kreide. Jemand hatte etwas mit unbeholfenen Zügen da an die Wand gemalt. Es sah aus wie Füße einer menschlichen Figur. Dann eine Art Rock und eine weiße Feder.

Mangold versuchte seinen Kopf ein wenig anzuheben, um mehr von dem Bild zu erkennen. Er musste sich auf dieses Bild konzentrieren. Nicht panisch werden, ruhig einatmen und ausatmen. Die Figur stand aufrecht und trug eine Art Tunika über der Schulter, und darüber … nein, es war kein menschliches Gesicht. Es war …

»Um Gottes willen«, murmelte er. »Um Gottes willen …«

1

Vor zwei Monaten

»Ein blöder Spruch und ich knall dich ab«, sagte Weitz.

Kriminalassistent Tannen grinste ihn an.

»Was willst du? Die Uniform steht dir doch gut.«

Weitz fluchte leise, dann schob er Tannen hinter den Polizeiwagen.

»Glaub bloß nicht, ich bin ein Spinner und bilde mir das ein.«

»Was denn?«, fragte Tannen amüsiert.

»Ich bin noch nicht fertig. Klar, ich will wieder raus aus dieser Uniform, doch deshalb fange ich nicht an herumzuspinnen, ist das klar?«

»Vollkommen«, sagte Tannen, der das Lachen nur schwer unterdrücken konnte.

Ein paar Meter entfernt standen zwei Uniformierte und sahen misstrauisch zu ihnen herüber. Kein Wunder, dachte Tannen. Wenn jemand wie Weitz aus dem Präsidium zu ihnen strafversetzt wurde, dann gab es gute Gründe, auf der Hut zu sein. Mit einem Spinner wollte selbst bei der fahrenden Truppe niemand zu tun haben. Und ganz sicher hatten sie den einen oder anderen Spinner erlebt. Auf seine Kollegen und insbesondere auf seine Partner musste man sich verlassen können. Besonders wenn ein durchgedrehter Familienvater beim Sonntagsnachmittagsstreit mit einem Küchenmesser auf die Polizisten losging.

»Lass mich raten«, sagte Tannen. »Du hast einen Mord entdeckt.«

»Scheiße!«, sagte Weitz und schob Tannen in den

Hauseingang.

»Sieh es dir einfach nur an. Mehr nicht.«

Im Flur standen zwei Leichenbestatter und musterten die beiden Polizisten gelangweilt. Der Jüngere trat vor und sagte: »Wann …«

»Ihr Aasgeier werdet noch einen Augenblick warten können«, unterbrach ihn Weitz. »Auch wenn euch das Wasser schon im Munde zusammenläuft.«

»Donnerwetter, du hast aber an deinen Umgangsformen gearbeitet«, sagte Tannen, der nach ihm die Wohnung betrat.

Hinter der ungewöhnlich kleinen Wohnungstür öffnete sich ein geräumiger Flur. Die zahlreichen Fotografien an den Wänden wurden von Spots effektvoll beleuchtet. Auf einigen Fotos waren Menschen in Trekking-Kleidung zu sehen, andere zeigten antike Ausgrabungsfelder, die nach Tannens erstem Eindruck irgendwo im Orient liegen mussten.

»Die Frau war Wissenschaftlerin«, sagte Weitz. Zielstrebig ging er auf eine Tür zu und drehte sich kurz zu Tannen um.

»Vielleicht kannst du dir die Bilder später ansehen.«

Auch das Wohnzimmer war ziemlich groß. Der Boden war mit bunten Teppichen ausgelegt. Ein wuchtiger Schreibtisch aus dunklem Holz war mit Papieren übersät, an den Wänden hingen Fotografien und Vitrinen, in denen Scherben aufbewahrt wurden. Auch zwei gelbe Kelims zierten die terrakottafarbenen Wände.

»Gemütlich«, sagte Tannen, der einen Zettel vom Schreibtisch nahm und den Text überflog: »Sprich nicht gegen mich.«

»Du solltest deine Freundin vorbeischicken, damit sie sich ein paar Einrichtungstipps abgucken kann«, sagte Weitz. Dann deutete er auf den Boden hinter dem Schreibtisch.

Die Frau lag auf dem Rücken, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Ihre Augen waren geschlossen, die Fleece-jacke ihres Hausanzuges geöffnet. Kein Büstenhalter. Ihr Brustkorb wirkte eingefallen.

»Und?«, sagte Weitz.

»So sieht es bei einem Herzinfarkt eben aus.«

»Klar«, sagte Weitz. »Aber in dem Alter, und außerdem …«

»Was?«

»Sieh sie dir mal genauer an.«

Tannen kniete sich neben die Tote und fuhr mit der Hand in die Achselhöhle des Leichnams. Deutlich spürte er die Körperwärme.

»Höchstens zwei Stunden tot«, sagte er.

»Darum geht es nicht«, sagte Weitz. »Sieh genauer hin.«

Tannen seufzte und zog Einweghandschuhe aus der Innentasche seines Jacketts.

Er untersuchte die halblangen Haare und bog ihren Kopf leicht zur Seite.

Die Frau war ihrem Ausweis nach 35 Jahre alt. Sie hatte eine drahtig sportliche Figur, ein fein geschnittenes Gesicht und wirkte ein wenig knabenhaft.

Ihr rechter Arm war ausgestreckt. Tannen hob die Hand an und untersuchte die Fingernägel. Gepflegt, aber ohne Spuren von Nagellack. Keine Anzeichen von Abwehrverletzungen. Keine Hautfetzen oder Ähnliches unter den Fingernägeln.

»Und?« fragte Weitz. »Wie lange brauchst du noch?«

Tannen warf ihm einen wütenden Blick zu. Typisch, sein Exkollege wollte hier den großen Detektiv raushängen lassen. Nachdem er in einem Krankenhaus eine Patientenakte

gestohlen und wild in einen Wald geballert hatte, war er zum Streifendienst strafversetzt worden. Und nun ließ er keine Gelegenheit aus, seinen ehemaligen Kollegen eins auszuwischen.

Weitz stand mit verschränkten Armen neben dem knieenden Tannen und verzog das Gesicht zu einem hämischen Grinsen.

»Handgelenk«, sagte er.

»Silberner Armreif, was ist Besonderes daran?«

»Die Uhr«, sagte Weitz.

Tannen drehte das Handgelenk und sah auf die Cartier-Uhr mit übergroßem Ziffernblatt.

»Stehen geblieben«, sagte Tannen. »Das ist für dich ein hinreichender Mordverdacht?«

»Die ist nicht einfach stehen geblieben, sie wurde angehalten«, erwiderte Weitz, der sich jetzt neben Tannen bückte und auf die herausgezogene Aufzugskrone zeigte.

»Kann beim Sturz passiert sein«, sagte Tannen. »Hinter der Tischkante hängen geblieben.«

»Komischer Zufall.«

»Nichts deutet ansonsten auf einen unnatürlichen Tod hin«, bemerkte Tannen. »Oder hast du Superdetektiv auf der Uhr fremde Fingerabdrücke entdeckt?«

Weitz schüttelte herablassend den Kopf.

»Und was ist das wohl?«, fragte er mit oberlehrerhaftem Ton.

Er wies auf zwei Wunden in den Mundwinkeln, zwei leichte Blutergüsse auf der Wange und eckige Abdrücke auf dem Dekolleté der Toten.

»Scheiße, Weitz, was soll das? Das kennst du doch. Deshalb lockst du mich hierher?«

»Was ist das?«, beharrte Weitz. »Na?«

»Spuren von der Reanimation«, sagte Tannen. »Es können doch nicht alle Fortbildungen einfach so aus deinem Hirn gelöscht worden sein!«

»Reanimation, schön.«

»Klar, der Notarzt.«

Tannen erhob sich wieder.

»Eine Nachbarin konnte uns Auskunft geben. Die Frau hatte Gewohnheiten, die sie penibel einhielt.«

»Und?«

»Dazu gehörte das Kaufen von zwei Brötchen unten in der Bäckerei. Die Nachbarin ist da vormittags beschäftigt. Als die Frau nicht kam, hat sie wegen eines ›dummen Gefühls‹ den Hausmeister gerufen, und der hat uns benachrichtigt, außerdem …«

»Außerdem?«

»… hatte die Frau ihre Rollos nicht hochgezogen, und das sei bei ihr ganz und gar ungewöhnlich gewesen.«

»Toll. Was willst du mir eigentlich sagen?«, fragte Tannen. »Dass man mit 35 Jahren nicht an einem Herzinfarkt zu sterben hat? Komm auf den Punkt.«

»Wir haben mit Hilfe des Hausmeisters die Tür geöffnet. Wir waren die Ersten hier.«

Tannen starrte Weitz an und erhob sich aus der Hocke.

»Kein …«

»Genau«, sagte Weitz. »Kein Notarzt, keine Reanimation. Und dass sie eine Taucherbrille aufgesetzt hat und sie nach dem Eintreten ihres Todes zurück in eine Schublade gepackt hat, halte ich für eher unwahrscheinlich.«

Tannen nickte langsam und zog sein Handy aus der Tasche.

Die Spurensicherung bestätigte, in einer Viertelstunde in der Wohnung in der Nähe des Hamburger Rödingsmarktes zu sein.

Tannen informierte seinen Vorgesetzten Peer Mangold und sah sich in der Wohnung um. Edle Designermöbel im japanischen Stil, Bang & Olufsen-Anlage, chinesische Vasen. Die Frau musste vermögend gewesen sein.

»Wonach suchen wir?«, fragte Weitz und setzte sich auf die Kante des Schreibtisches.

»Wir, Weitz? Du solltest deine Kollegen da unten nicht weiter warten lassen.«

»Scheiße, das kannst du nicht machen.«

»Du weißt genau, dass ich sogar muss. Es gibt klare Dienstanweisungen, und wenn ich dich hier in einem Mordfall ermitteln lasse …«

»Scheiße«, sagte Weitz noch einmal. Dann setzte er umständlich seine Mütze auf und ging.

Tannen öffnete gerade eine Schreibtischlade, als Weitz noch einmal den Kopf durch die Tür steckte.

»Wegen dem Namen von dem anderen Toten könnt ihr mich ja dann anrufen«, sagte er.

»Welcher andere Tote?«

»Vor knapp drei Wochen, ebenfalls eine angehaltene Armbanduhr und Spuren von Reanimation.«

»Auch eine Frau?«

Weitz legte grüßend den Finger an die Mütze und verschwand in den Flur.

»Warte!«, rief Tannen ihm nach, doch statt einer Antwort hörte er nur das Zuschlagen der Wohnungstür.

Die Frau unter ihm rang nach Luft. War das echt? Wohin würde sie gehen? In eine schwarze Leere fallen? Durch einen Tunnel und dann zu einem Licht, das sie erwartete? Wurde sie erwartet?

Mit einem leisen Röcheln atmete die Frau aus, ihr Kopf fiel zur Seite. Die Augen brachen. Der Mann sah sie reglos an. Vier Sekunden, fünf, sechs. Das musste reichen.

Er zog das Beatmungsgerät über ihr Gesicht und legte die Paddles des Defibrillators an. Ein erster Stromstoß. Der Körper bäumte sich auf. Er erhöhte den Regler auf 360 Joule und presste die Kontakte noch einmal auf den Brustkorb. Der Körper fuhr in die Höhe, fiel zurück.

»Nein!«, schrie er. »Komm zurück! Komm schon!«

Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen.

»So nicht«, sagte er und stieß mit der Fußspitze gegen den Oberarm der Frau. Als er den Knopf drückte, zuckte der Oberkörper erneut in die Höhe.

»Na komm schon, atme! Verflucht noch mal, atme!«

Ein Zucken durchlief den Körper der Frau. Speichel lief aus ihren Mundwinkeln.

Er beugte sich zum Ohr der vor ihm liegenden Frau.

»Nun? Komm, sprich mit mir. Ihr wollt doch immer sprechen. Sprich.«

Die Augen der Frau waren wässrig.

»Und?«

Deutlich konnte er sehen, wie sie ihr Gesicht zu ihm drehte und ihn überrascht ansah. Dann kippte der Kopf zur Seite, und

die Atmung setzte aus.

»Nein!«, schrie er sie an. Und wieder: »Nein, nein!«

Er rüttelte an ihrer Schulter, doch der Körper zeigte keinerlei Spannkraft mehr.

»Lass es dir gut gehen, meine Liebe.«

Dann nickte er und sagte: »Schade, wirklich schade. Du warst so talentiert.«

Neugierig sah er sich in der Wohnung um und machte einen Schritt auf die Anrichte zu, auf der Familienfotos standen. Sie zeigten die Frau allein, mit einem Mann und immer wieder umgeben von zwei Kindern. Ein etwas altertümlicher Kinderwagen vor tristen Häuserfassaden. Fotos aus einem Urlaub irgendwo im Süden, daneben die bereits erwachsenen Kinder um einen Gartentisch.

»Ja, die Zeit rast«, sagte er und nahm eines der Bilder, das die Frau auf einem Pferd am Strand zeigte.

»Das Staffelholz wird weitergereicht, meine Liebe.«

Er strich liebevoll über den Bilderrahmen, küsste das Bild und stellte es auf die Anrichte zurück. Dann huschte er vorsichtig hinter die Gardine und sah nach draußen.

Zwei Mütter schoben ihre Kinderwagen an den Müllcontainern vorbei und weiter die Straße hinauf. Ein Junge schoss einen Fußball gegen die Häuserwand, und der Wagen einer Klempnerfirma fuhr im Schritttempo die Straße entlang. Der Notdienst.

»Es ist alles so sinnlos«, sagte er und wandte sich der Leiche zu. »Oder etwa nicht? Was bleibt denn? Ein wenig Erinnerung, ein wenig Geschmack von der Sonntagnachmittagstorte, das

Gekreische von Kindergeburtstagen, der Geruch nach Meer und langsam vergilbende Fotos. Und dann: nichts mehr? Ist es nicht gemein, dass die Fotos uns überleben, meine Liebe? Sie bleiben zurück, landen in einer Kiste und werden vergessen. Das ist der Lauf der Dinge.«

Er öffnete die Klappe des Sekretärs. Vor ihm lagen ein Bündel verschnürter Briefe und ein Aktenordner, der mit »Rechnungen« beschriftet war.

Neben einem Becher, in dem mehrere Kugelschreiber und ein altertümlicher Füller standen, fand er, was er suchte. Er faltete einen Briefbogen auseinander und sagte: »Tja, du Gewinnerin, Glück ist eine flüchtige Angelegenheit.«

Er faltete das Stück Papier wieder zusammen und ging ins Bad. Im Arzneischrank fand er Betablocker. Langsam drückte er alle Tabletten aus der Folie, steckte sie ein und legte die leere Packung auf den Küchentisch. Für den ersten Befund »Überdosis« sollte das reichen.

Dann sah er sich noch einmal um und lauschte an der Wohnungstür. Nichts zu hören im Flur. Ein ruhiger Sonntagnachmittag. Die Menschen verdauten ihr Mittagessen und langweilten sich.

Langsam drückte er die Klinke herunter und huschte aus der Wohnung.

Peer Mangold sah hinüber zu dem Regal, auf dem sich die Aktenordner eines alten Falls stapelten.

Es ging damals um eine bis heute unbekannte Frau, die man beim Ablassen des Wassers im Schlick eines Innenstadtfleets gefunden hatte. Laut Gerichtsmedizin hatte sie einen »asiatischen Knochenbau« und war zum Zeitpunkt ihres Todes Mitte zwanzig gewesen. Die Fingerglieder fehlten, und ein Arm war dilettantisch abgesägt worden. Man hatte ihn neben der mit einer Plane umwickelten Leiche gefunden.

Die Frau war unbekleidet, Hinweise auf eine Vergewaltigung hatte man an der bereits skelettierten Leiche nicht mehr finden können. Die Liegezeit wurde auf zwei Jahre geschätzt. Demnach musste die Frau um 2004 gestorben sein.

Peer Mangold zog einen Umschlag aus einem der Ordner und schüttete die Fotos auf den Tisch. Die Gerichtsmediziner hatten eine Wissenschaftlerin mit der Gesichtsrekonstruktion beauftragt, und mit diesen Bildern waren zehn Kollegen durch asiatische Imbisse, Restaurants, Bordelle und Frauenhäuser gezogen. Auch bei den Teilnehmern von »Deutsch für Ausländer«-Kursen hatte man gefragt. Es war, als hätte diese Frau nie existiert. Niemand hätte sagen können, ob der Leichnam nicht über eine größere Strecke nach Hamburg transportiert worden war. Auch ein bundesweiter Abgleich mit Vermisstenlisten hatte keine Ergebnisse gebracht.

Mangold betrachtete die Fotos, die das Fleet und die Skelettteile zeigten. Abgebildet war auch ein Stück Papier, auf dem der Ausschnitt eines Stempelabdrucks zu sehen war. Man hatte ihn in der Nähe der Leichenteile gefunden. Höchst fraglich, ob er überhaupt etwas mit der Toten zu tun hatte. Sechs Jahre

waren seit dem Auffinden vergangen. Wie sollte man bei dieser Ermittlungslage und nach so langer Zeit noch eine brauchbare Spur finden? Niemand würde sich an die Frau erinnern. Zumindest war es äußerst unwahrscheinlich.

Kopfschüttelnd schob Mangold die Bilder zurück in den Umschlag und legte ihn an die äußerste Ecke seines Schreibtisches. Warum Wirch ihnen gerade diesen Altfall übertragen hatte, konnte er nur erahnen. Gut möglich, dass sein Vorgesetzter verhindern wollte, dass sich in seinem Team Selbstüberschätzung breitmachte, weil die »Sonderkommission Serienmord« nun schon zwei erfolgreich abgeschlossene Fälle vorzuweisen hatte.

Ein weiterer Grund war möglicherweise, dass der Fall damals für großes Medieninteresse gesorgt hatte. Skelettteile in Hamburger Fleeten waren eine grausliche Sensation, und der Fall war nicht gerade ein Motor für die Tourismusindustrie. Ein ausländerfeindlicher Hintergrund war damals für möglich gehalten worden, doch auch eventuelle Kämpfe innerhalb der Zigarettenmafia, die eine Zeit lang von Vietnamesen dominiert worden war, die von Berlin aus ihr Geschäftsgebiet auf Hamburg auszuweiten versuchten.

Inzwischen sprach niemand mehr über die Tote, doch der Fall klebte wie ein Makel auf den ansonsten überdurchschnittlichen Aufklärungsquoten.

Mit Sicherheit gab es einen weiteren Grund dafür, dass Wirch diesen Mord noch einmal in Mangolds Abteilung gegeben hatte: der Vorwurf an die Polizei, dass sie in Fällen, bei denen Ausländer die Opfer waren, nicht energisch genug ermittelte.

Mangold sah hinüber zu seinem Assistenten Tannen, der konzentriert auf den Bildschirm seines Notebooks starrte. Immer noch unterschied sich der umgestaltete ehemalige

Konferenzraum von den im Allgemeinen kleineren Büros der Kollegen. Konferenztisch, nebeneinander aufgebaute Schreibtische, große Tafeln, an denen Skizzen und Fotos befestigt und Verknüpfungen dargestellt werden konnten. Von Anfang an hatte Mangold dafür gesorgt, dass hier die Fäden zusammenliefen, schnelle Absprachen und Blitz-Meetings möglich waren. Das war entscheidend: Austausch ohne Umwege, rasche Informationsweitergabe, Gespräche über Hypothesen, Öffnen neuer Ermittlungsansätze und sicher auch das quälende und deshalb motivierende Gefühl, wenn man nicht weiterkam.

»Wann kommt das rechtsmedizinische Gutachten zu Weitzens Leichenfund?«, fragte Mangold.

Ohne von seinem Bildschirm aufzusehen, klickte Tannen auf sein Postfach.

»Müsste eigentlich jeden Augenblick da sein«, sagte er.

»Was halten Sie davon?«, fragte Mangold, der damit verhinderte, dass sich sein Assistent sofort wieder dem Notebook zuwendete.

»Sieht Weitz Gespenster? Oder macht er sich wichtig, weil er wieder aus der Uniform rauswill?«

»Schwer zu sagen«, sagte Tannen. »Aber es gibt eben Ungereimtheiten. Die Druckstellen im Gesicht und auf dem Oberkörper müssen irgendwoher kommen, dann die angehaltene Uhr. Und ein in diesem Alter ungewöhnlicher Herzinfarkt.«

»Genau das hört sich doch richtig fantastisch an. Angehaltene Uhren! Und die Druckstellen im Gesicht … Was, wenn die Frau nach ihrem Herzinfarkt unglücklich gefallen ist?«

»Möglich«, sagte Tannen knapp.

Mangold stöhnte auf. Meist war ihm diese Wortkargheit von Tannen ganz recht, doch manchmal ging sie ihm auch gehörig auf die Nerven. Der Mann musste noch lernen, wie man mit Vermutungen und Spekulationen spielte, um auf neue Ideen zu kommen. Wie man die Schere im Hirn loswurde, die die Polizeiarbeit so schwerfällig und zäh machte.

Täter gingen teilweise äußerst kreativ zu Werke. Sie hatten ihre Fantasien, ihre Vorstellungen, spielten ihre Taten im Kopf hundertmal durch, bis sie die Hirngespinste dann in die Realität umsetzten, um sich endlich ihren ersehnten Kick zu holen. Eine oftmals perverse Lust, die sie möglichst lange auskosten wollten. Das Gefühl der Macht, ja der Allmacht. Ein Master of Life zu sein. Darüber zu bestimmen, ob jemand leben durfte oder sterben musste.

Als Ermittler musste man sich in dieser Gedankenwelt bewegen. So schwer es auch manchmal fiel, man musste sie verstehen. Das, was sie antrieb. Und auch, wie sie sich verhielten, wenn sie wussten, dass man hinter ihnen her war. Nur so konnte man sie zu Fehlern verleiten, sie unter Druck setzen. Immer weiter unter Druck setzen.

Und man musste auf der Hut sein, denn wenn man lange genug so dachte wie sie, schwankte der eigene Boden.

Mangold hätte gern mit seinem Freund Hensen dar-über gesprochen, ob Polizisten den Verbrechern ähnlicher waren, ja, sein mussten, als es ihnen lieb war.

Hätte er das gegenüber den Bürokraten hier im Polizeipräsidium geäußert, hätte man ihn dafür wahrscheinlich gesteinigt.

Hensen war für ein paar Tage nach Afghanistan gereist, um einen Artikel über dort noch stationierte Bundeswehrsoldaten zu schreiben.

Der Journalist konnte es einfach nicht lassen, den Kopf hinzuhalten. Manchmal kam es Mangold fast wie eine Sucht vor.

Die Profilerin Kaja Winterstein wertete nach eigener Auskunft zu Hause Interviews mit zwei Mördern aus, die seit mehreren Jahren in Stuttgart einsaßen.

Der eine hatte eine ältere Frau erschlagen und sich anschließend an ihrer Leiche vergangen, der andere saß wegen Prostituiertenmordes. Zudem bereitete sie Material ihrer beiden letzten Fälle auf, um sie in einer Arbeitsgruppe, die sich mit einer Verfeinerung des ViCLAS-Systems beschäftigte, zu verwenden. Das immer noch stark auf amerikanische Verhältnisse abgestimmte System zur Unterstützung von Täterprofilerstellungen sollte Stück für Stück an europäische Standards angepasst werden.

Weitz war, nachdem er bei den Ermittlungen im Rahmen ihres letzten Falles eine Krankenakte gestohlen und aufs Geratewohl in einen Wald geschossen hatte, von der Internen in den Streifendienst zurückgeschickt worden. Vergeblich hatte er sich für Weitz eingesetzt, der während der Ermittlungen bei ihren letzten Fällen brauchbare Ermittlungsergebnisse zutage gefördert hatte. Es hatte nichts geholfen. Deutlich hatte man ihm zu verstehen gegeben, dass Weitz nur knapp der Entlassung aus dem Polizeidienst entgangen war und bei einer Wiederholung derartiger Straftaten im Dienst auch er, als Leiter der Sonderkommission, sich unbequeme Fragen stellen lassen musste.

Dennoch – Mangold hatte das Gefühl, dass ihm ein wichtiges Element in seiner Ermittlercrew fehlte. Die war im Laufe des letzten Jahres zu einem Team herangewachsen, das trotz aller Schwierigkeiten Hand in Hand arbeiten konnte. Unorthodox, klar. Einige Kollegen nannten es sogar ganz offen chaotisch.

Aber die Stärken und Schwächen seiner Sonderkommission balancierten sich äußerst kreativ aus. Und sie führten zu Ergebnissen. Sicher ein Grund, warum sein Vorgesetzter Wirch an diesem »Experiment«, wie er es nannte, festhielt. Trotz der Anfeindungen. Fehler allerdings durften sie keine machen.

Mangold sah hinüber zu Peter Sienhaupt, der hinter seinen Tastaturen, Bildschirmen und sonstigen elektronischen Geräten fast versteckt war.

Der Autist verfügte über unglaubliche Computerkenntnisse. Mit Verknüpfungen, die wohl nur in seinem Autistengehirn erdacht werden konnten, verlieh er den Ermittlungen eine einzigartige Note.

Jeder Mensch war irgendwo elektronisch erfasst. Einwohnermeldeämter, Chatrooms, E-Mail-Provider, Adressenverzeichnisse, Rentenversicherungsanstalt. KFZ-Halter, jemand, der übers Internet eine Pizza bestellte oder der bei einer Taxizentrale gespeichert war.

Genau in diesem gigantischen Netz von Informationen, Verknüpfungen und digitalen Verbindungen warf Sienhaupt seine Netze aus. Selbstgeschriebene Programme, die die Daten durchforsteten und miteinander in Beziehung brachten. Und er war ein Sicherheitsfanatiker. Daten-Messie. Seine Festplatten speicherten Petabytes um Petabytes und stapelten sich meterhoch.

Überhaupt verging kaum eine Woche, in der nicht neue Geräte angeliefert wurden. Angeblich bezahlte er sie mit Gewinnen aus Börsengeschäften. Doch darüber schwiegen sich sowohl er als auch seine Schwester Ellen beharrlich aus. Alle Versuche Hensens, über die Börsengeschäfte etwas zu erfahren, endeten beim energischen Kopfschütteln von Sienhaupt.

Fest stand: Sienhaupt breitete seinen Arbeitsplatz immer mehr

in das übrige Büro aus. Sosehr er die Geräte auch stapelte und ineinanderschob – Zentimeter um Zentimeter eroberten sie das Büro.

Mangold musste mit ihm reden. Zumal die Geräte inzwischen dafür sorgten, dass die Temperaturen anstiegen, weil die Klimaanlage für eine derartige Technikansammlung nicht reichte.

»Sienhaupt«, sagte Mangold laut, der sich plötzlich nicht mehr sicher war, ob der Savant sich überhaupt noch im Raum befand.

Ein röchelnder Laut verriet ihm, dass der Autist jetzt nicht gestört werden wollte. Musste er sich das eigentlich bieten lassen?

»Er sucht immer noch nach den Außerirdischen«, meinte Tannen beiläufig.

Mangold nickte. Seit ein paar Monaten durchforstete Sienhaupt alle greifbaren Datenbanken und suchte mit selbst gebauten Programmen nach Unregelmäßigkeiten. Robot-Programme, hatte der Polizeitechniker Riehm das genannt, kleine Programme, die sich selbstständig durch den Datenbestand kauten, die Zahlen analysierten und alles Bemerkenswerte, also alles, was nicht in die von Sienhaupt festgelegte Norm passte, meldeten. Die so zustande gekommene Datenflut wurde erneut mit Programmen untersucht und mit anderen Ergebnissen abgeglichen.

Aber auch Fotografien von vermeintlichen Ufos interessierten ihn in letzter Zeit. Er versuchte Programme zu entwickeln, die mehr Informationen aus den einzelnen Pixeln der Bilder herausholten. Letztlich bestanden die Aufnahmen aus Millionen von Lichtpunkten. Sienhaupt versuchte, sie mit komplizierten mathematischen Formeln so miteinander in Beziehung zu setzen, dass sich aus unscharfen Bildern neue Bildvarianten

generieren ließen.

»Gegen Unterbeschäftigung können wir was machen«, sagte Mangold so laut, dass auch Tannen aufsah.

Mangold griff zu den vier Fallakten der toten Asiatin und ging damit hinüber zu Sienhaupts Schreibtisch. Behutsam legte er sie neben einem der Keyboards ab und schob sie ein paar Zentimeter nach vorn.

Sienhaupt hob den Kopf und machte ein Gesicht, als wäre er gerade aus einem Traum erwacht. Dann starrte er auf Mangolds Schuhe, als wollte er sich darüber beschweren, dass er gestört worden war.

»Würden Sie sich das mal ansehen?«, fragte Mangold.

Sienhaupt bewegte seine Hand im Zeitlupentempo nach vorn und berührte mit den Fingerspitzen einen der Aktenordner. Blitzartig zog er den Arm wieder zurück und gab einen heulenden Laut von sich.

Besser wäre es sicher gewesen, wenn Mangold dem Savant die Akten in Pizzaschachteln überreicht hätte.

Mangolds Telefon klingelte. Am anderen Ende der Leitung meldete sich der Gerichtsmediziner Hans Immelmann. Mangold meinte, ein Vibrieren in seiner Stimme zu hören.

»Sie sollten herkommen«, sagte er.

»Kein normaler Herzinfarkt?«

»Normal ist hier gar nichts.«

»Unnatürlicher Todesfall?«

»Mehrere.«

»Ich verstehe nicht, wie viele Leichen haben Sie denn auf den Tischen? Uns geht es …«

»Sie haben das schon richtig verstanden: eine Frauenleiche

und mehrere Todesfälle.«

Kaja Winterstein spürte die Tritte gegen das Innere ihrer Bauchdecke. Es meldet sich früh zu Wort, dachte sie und nahm sich im nächsten Augenblick vor, dieses in ihr entstehende Leben nicht mehr »Es« zu nennen. Laut Ultraschallaufnahmen der Gynäkologin würde es ein Mädchen werden.

Aber war es wirklich ihr Kind?

Über der Nordsee lag eine Dunstwolke. Am Horizont kreuzten zwei Krabbenkutter und eine Fähre durch die Fahrrinne. Möwen segelten kreischend über dem Anleger und balgten sich um ein paar Happen, die Fischer ins Wasser geworfen hatten.

Die letzten Tagestouristen würden in zwei Stunden dem Festland entgegenschippern. Der Besitzer der Fahrradvermietung sicherte bereits jetzt seine Räder mit einem langen, durch die Rahmen geführten Stahlseil. Wer hier allerdings Fahrräder stehlen sollte, mit denen er nicht mal von dem Haufen Erde mitten in der Nordsee verschwinden konnte, das blieb ein Geheimnis des Verleihers.

Mit ein wenig Glück würde es am Abend aufklaren und sich wie am Abend zuvor eine unglaubliche Sternenpracht über der Hallig Hooge ergießen. Das fehlende Umgebungslicht ließ dem Schauspiel freien Lauf. Der Himmel entflammte geradezu.

Kaja schlug den Weg zur Kirchwarft ein. Die Zeit nutzen. Noch einmal herunterkommen. Eine Entscheidung treffen.

Sie berührte den weißen Lattenzaun, der lediglich dazu diente, die Privatsphäre des hier lebenden Pastors wenigstens symbolisch zu schützen. Dann ging sie durch ein hölzernes Gestell, an dessen Spitze die einzige Glocke der Kirche angebracht war.

In einem Schaukasten waren auf bunten Zetteln die Termine der nächsten Gottesdienste ebenso vermerkt wie die abendlichen Musikkonzerte.

Da die meisten Touristen nur für wenige Stunden auf der Hallig blieben, übertraf die Besucherzahl nie mehr als dreißig Personen. Bestehend aus kulturbeflissenen Einheimischen, für die dies eine der seltenen Abwechslungen war, einer Handvoll Touristen und angereisten Verwandten.

Das Haus des Pfarrers war deutlich größer als die ebenfalls auf dieser Warft gelegene Kirche. Im »Königspesel«, der einzigen Gaststätte, die auch abends ihre Türen öffnete, hatte der Wirt ihr die Größe des Pfarrhauses als Bestechungsversuch erklärt.

»Ist und war immer schwierig Pastoren zu bekommen, die sich auf solch einem Stück Land mitten im Meer wohlfühlen«, hatte ihr der Wirt zugeraunt, ihr Glas gefüllt und einen Aquavit ausgegeben.

Sie war mit der Hand über ihren Bauch gefahren und hatte dankend abgelehnt.

»Klar«, hatte der Wirt gesagt und sich entschuldigt.

Kaja blickte auf die Gräber, die sich eng an das uralte Kirchengebäude schmiegten. Ein einigermaßen sicherer Hafen, der vor den Nordseebrechern schützte, die mehrmals im Jahr bei Sturmflut die Hallig überrollten. Aber es waren auch durchaus schon Särge freigespült worden. Auf einem Kreuz stand »Heimat für Heimatlose«. Darunter waren die vom Meer angespülten Toten begraben.

Sie zog den Kopf ein und betrat die Kirche. Türkis leuchtende Bankreihen mit kleinen Türen zum Mittelgang hin, eine bunte, mit Schnitzereien versehene Kanzel und über ihrem Kopf ein

detailgenaues Schiffsmodell. Viele der Stücke des Inventars waren angespült oder im Watt gefunden worden. Zum Teil stammten sie von den in Sturmfluten untergegangenen Halligen und Inseln.

Besonders die Marcellusflut im Jahr 1362 hatte ihren Tribut gefordert und Menschen, Häuser und auch vier Dutzend Kirchen in der Nordsee versinken lassen. »Grote Mandränke« wurde die Katastrophe, die die gesamte Küstenlinie verändert hatte, in einem Faltblatt genannt. Trutz, Blanke Hans …

Kaja öffnete eine Tür und schob sich die Bank entlang. Unter ihren Füßen knirschte der Strandsand, den man hier aus praktischen Gründen als Fußboden nutzte. Sollte die Kirche überflutet werden, konnte das Wasser ungehindert versickern.

Sie setzte sich leicht schräg auf die Bank, um ihren Bauch nicht gegen die Ablage für Gesangbücher zu drücken.

Schon in ein paar Wochen würde es so weit sein. Und sie hatte nicht die geringste Ahnung, wie das eigentlich gehen sollte. In ihrem Alter – und dann noch einmal mit einem Kind von vorn beginnen! Dieses elendige frühe Aufstehen, das Wechseln der Windeln, Arztbesuche, Kindergarten, Einschulung. Und was sollte aus ihrer Arbeit werden?

Junge Mütter schafften das. Kind, Familie, Beruf … aber sie? Ihre Tochter Leonie hatte sparsam mitgeteilt, sie freue sich auf ihr »Brüderchen«. Deutlich hatte Kaja am Telefon Leonies ironischen Unterton herausgehört.

Keinerlei Hinweis darauf, ob sie zu ihr zurückkehren oder sie zumindest besuchen würde.

»Mit Papa läuft alles prima«, hatte sie gesagt. Typisch. Als Mutter durfte sie sich das Geschrei anhören, aufräumen, sich Sorgen machen, und dann übernahm der Vater das liebe Kleine

und musste sich allenfalls mit Luxusproblemen beschäftigen.

Und jetzt läutete sie mit einem zweiten Kind eine neue Runde ein! Nur um in ein paar Jahren wieder die pure Undankbarkeit zu ernten.

Aber was half's? Sie hatte sich entschieden, das Kind zu bekommen. Basta.

Hatte sie es entschieden? In Wahrheit hatte sie schlicht und einfach den Abbruchtermin nicht wahrgenommen. Hin-und hergerissen, ob sie das Kind nun behalten sollte oder nicht, hatte sie die Entscheidung aufgeschoben. Bis heute.

Sie konnte das Kind zur Adoption freigeben. Keine Frage, die Warteschlange der Paare mit Kinderwunsch war gewaltig, eine Vermittlung mit Sicherheit kein Problem, vor allem nicht, wenn es sich um ein Baby handelte.

Unvermittelt dachte sie an die Tage, als sie sich in der Gewalt des Serienmörders Travenhorst befunden hatte. An die Angst, die sie hatte. Bis zu dem Moment, an dem sie sicher gewesen war, dass er sie töten würde, ja, töten musste. Der einzige Hoffnungsschimmer: Nie hatte er ihr während der Gefangenschaft sein Gesicht gezeigt. Nicht dass sie sich deshalb hätte sicher sein können. Aber sie hatte sich daran geklammert.

Immer noch wusste sie nicht, warum er ausgerechnet sie ausgewählt hatte, um seinen vermeintlichen Zwillingsbruder auszutragen. Fest stand, er hatte sie mit Hilfe eines gynäkologischen Gerätes mit seinem Samen befruchtet. Gern hätte sie gewusst, wie er den genauen Zeitpunkt ihres Eisprungs herausgefunden hatte. Gut möglich, dass er in den Phasen, in denen sie bewusstlos war, ihre Temperatur gemessen hatte.

Wie auch immer: Sie trug ein Kind aus. Sein Kind. Das Kind eines Serienmörders, der aufgrund eines frühen Hirnschadens über unglaubliche Fähigkeiten verfügte.

Ein Savant, ein Inselbegabter, von denen es weltweit angeblich nur um die hundert gab. Abgesehen von denen, die man nicht erkannt hatte oder deren Angehörige diese Fähigkeiten als Schwachsinn deuteten und ihre Kinder lieber versteckten oder einsperrten. Sie erinnerte sich an einen Savant, der aus dem Gedächtnis ganze Großstädte nachzeichnete, über die er mit einem Hubschrauber geflogen worden war, mit allen Details, bei denen sogar die Fenster der einzelnen Gebäude mit der Realität übereinstimmten.

Einige von ihnen hatten ihre Fähigkeit auch ohne Hirnschädigung bei ihrer Geburt mitbekommen. Für Neurowissenschaftler waren diese Ausnahmen von der Regel ein beliebtes Forschungsprojekt, konnte man doch mit ihnen Rückschlüsse auf die Arbeit des »normalen« menschlichen Hirns ziehen. Wenn es so etwas überhaupt gab.

In ihre Ermittlungen hatten sie damals als verzweifelten Ausweg ebenfalls einen Savant eingebunden. Gut, Peter Sienhaupt war zwar autistisch und die Kommunikation mit ihm äußerst schwierig, doch sein unglaubliches Können am Computer hatte sie immer wieder entscheidende Schritte nach vorn gebracht.

Und was war mit ihrem Kind? Bisher war weltweit kein Fall bekannt, bei dem die Savant-Fähigkeiten vererbt worden wären. Andererseits hatte Travenhorst sie auf erstaunliche Weise auf ihre Mutterrolle vorbereitet. Hatte sie durch die Vorhöllen seines psychopathischen Kopfes gejagt, hatte Sternenkonstellationen und wer weiß was noch genutzt, um den passenden Ort der Befruchtung zu bestimmen. Das konnte sie

einfach nicht mehr aus ihrem Kopf bekommen.

Er hatte sie erwählt. Als Mutter für diesen angeblich neu geborenen Zwillingsbruder, der in seinem multiplen Hirn eine eigene Stimme hatte und nun einen Körper forderte. Es war absurd. Absurd, sich überhaupt mit der Gedankenwelt dieses Mannes auseinanderzusetzen. Der saß im Fuhlsbüttler Hochsicherheitstrakt und wartete auf seinen Prozess.

Doch wie das Denken unterbinden? Ihr größer werdender Bauch erinnerte sie jeden Tag daran. Wurde es einfacher, wenn sie eine Entscheidung traf? Endgültig die Vorbereitungen für eine Adoption in Gang setzte? Oder es behielt?

Das Kind würde es bei jungen Adoptiveltern besser haben als ausgerechnet bei einer alleinerziehenden Psychologin, die gerade einen neuen beruflichen Weg eingeschlagen hatte. Die sich von der Universität verabschiedet hatte und nun auch offiziell mit Zeitvertrag für die Polizei arbeitete.

Und sich damit wohl fühlte.

Zusammen mit Hauptkommissar Mangold, seinen Assistenten Tannen und Weitz und dem Journalisten Hensen gehörte sie zu einem eingespielten Team. Nicht zu vergessen der hochbegabte Autist Sienhaupt. Nicht dass es eine Ersatzfamilie war, aber ein Team, das, wenn auch auf Umwegen, sehr erfolgreich zusammengearbeitet hatte.

Endlich Praxis nach all der universitären Theorie. Sie hatte eine Aufgabe, die half, Menschen zu schützen. Oder tappte sie erneut in eine Falle, die sie sich selbst gestellt hatte?

Als Nächstes musste sie unbedingt mit Leonie reden. Es war unglaublich, mit welcher Rücksichtslosigkeit sie sich von ihr ab- und ihrem in Zürich lebenden Vater zugewandt hatte. Wo war die Vertrautheit, die sie geteilt hatten? Der Reiz des Neuen, den

sie da in Zürich erlebte, musste doch allmählich verflogen sein.

Oder bestach ihr Vater Lars sie mit einem gut geschnürten Paket aus Geschenken, Aufmerksamkeit, Beziehungen und Geld?

Nein, sie durfte Leonie nicht so einfach aufgeben. Andererseits konnte sie bereits von Glück sprechen, wenn sie ihre Tochter per Telefon überhaupt erreichte. Wenn es tatsächlich einmal gelang, dann gab Leonie sich wortkarg, und Kaja musste ihr alles aus der Nase ziehen.

Es half nichts, sie musste nach Zürich fliegen. Sich mit Leonie in einem Café verabreden … oder doch in ihrem neuen Zuhause? Nein, eher nicht. Nicht zu dicht bei Lars, mit dem sie sofort, auch wenn sie sich nur kurz begegneten, zu streiten begann. Gut, sie hatte ihn verlassen. Aber dafür hatte sie schließlich verdammt gute Gründe gehabt.

Zwei Frauen und ein Mann – alle drei in Anoraks – betraten die Hooger Kirche und sahen sich neugierig um. Der Mann nestelte eine Kamera aus seinem Rucksack und begann den Innenraum der Kirche zu fotografieren. Eine der Frauen machte sich über das Gästebuch her, das am Eingang auslag. Das interessierte sie mehr als die Ausstattung der kleinen Kirche, in die jetzt die Sonne durch die bunten Kirchenfenster mit den Mariendarstellungen ihr Licht warf.

Die andere Frau zog ihre Baseballmütze vom Kopf und posierte für den fotografierenden Mann. Der stand unter dem Modell des Holzschiffes, das laut einem kleinen Täfelchen einst eine Schenkung an den dänischen König Friedrich VI. war. Großzügig hatte er beschieden, dass das Geschenk auf Hooge bleiben sollte.

Neugierig sah der Mann Kaja an und nickte ihr freundlich zu.

»Würden Sie?«, sagte er, und ohne eine Antwort abzuwarten, reichte er Kaja die Kamera. Dann bauten sich die drei direkt vor dem Altar auf.

Kaja schob sich von der Bank und zwängte sich durch das kleine Türchen.

Der Mann sah sie überrascht an, deutete auf ihren Bauch und sagte: »Oh, Entschuldigung, das hab ich gar nicht gesehen.«

»Ist ja keine Krankheit«, erwiderte Kaja und hob die Kamera vor das Gesicht. Zur Sicherheit drückte sie den Auslöser gleich dreimal.

Ein jugendliches Pärchen trat ein, eng umschlungen. Als die junge Frau mit dem blonden Pferdeschwanz sie sah, strahlte sie Kaja an.

»Da sind sie aber mal sicher vor mir dran«, sagte sie.

Kaja nickte stumm und verließ die Kirche. Vor dem alten Gemäuer setzte sie sich auf eine Bank und ließ den Blick noch einmal über den Friedhof streifen. Kleine, bescheidene Kreuze, dazwischen Granitblöcke. Seltsamerweise war kaum eine Schrift verwittert.

Die Seefahrer hatten Segel oder Anker auf ihre Steine gemeißelt bekommen. Einige der hier Begrabenen hatten ein langes Leben hinter sich gebracht. Zwischen den Gräbern gab es nur wenige Zentimeter Platz. Ja, die Toten drängten sich auf dem Erdhügel, auf dem auch die Kirche errichtet worden war.

Ein trockener Platz an der Sonne, dachte Kaja, die kurz die Augen schloss. Sie dachte an die Entscheidung, die sie treffen musste, als ihr Handy klingelte. Sie brauchte ein paar Sekunden, bevor sich ihre Augen an das gleißende Licht gewöhnt hatten und sie die Ziffern auf dem Handy erkannte. Eine Hamburger Behördennummer.

Sie nahm das Gespräch an und sagte: »Mangold, sind Sie das?«

»Tut mir leid, Kaja, hier ist nur der stolze werdende Vater.«

»Tra… Travenhorst?«

Dann versagte ihre Stimme, und das Handy polterte auf die gepflasterten Steine. Scheppernd sprang die Verschalung ab.

»Morgen«, sagte der Gerichtsmediziner Hans Immelmann und wedelte zum Gruß mit den Handschuhen in Richtung Mangold und Tannen.

Der als knorrig geltende Professor war um die sechzig. Berüchtigt war er für seinen seltsamen, mit einer Spur Aggressivität versehenen Humor. Besonders seine Studenten putzte er gern mit zynischen Bemerkungen herunter, und seine Scherze waren oft mehr als makaber. Für Mangold das entschuldbare Verhalten eines Mannes, der tagtäglich mit Leichen zu tun hatte. Der Himmel allein wusste, wie das auf ihn, Mangold, abfärben würde. Mal abgesehen davon, dass das tägliche Hantieren mit Leichen und Leichenteilen für ihn undenkbar wäre.

Immelmann musterte Mangold und Hensen und wies sie stumm an, ihm zu folgen.

»Lieferanten muss man ja nett behandeln«, murmelte er, ohne sich umzusehen.

Tannen hob die Augenbraue. Die Leiche der Frau, die Weitz gefunden hatte, lag unter einem blauen Tuch auf dem Seziertisch.

»Schluss mit der Bettruhe«, sagte Immelmann und schlug mit einer schwungvollen Bewegung das Laken vom Körper. Deutlich waren die zugenähten ypsilon-förmigen Schnitte im Brustkorb zu erkennen.

Mangold bemerkte, wie Tannen es vermied, näher als zwei Meter an den Leichnam heranzutreten.

»Komm’se näher, komm’se ran, die Frau hat uns was Interessantes zu erzählen«, sagte Immelmann.

Tannen sah sich hilfesuchend um und entdeckte beim Wasserhahn eine Schale mit Keksen. Fahrig griff er hinein und schob sich einen in den Mund.

»Seit wann denn so sensibel?«, fragte Immelmann. »Die Ware ist doch noch frisch. Da müssten Sie erst mal meine Wasserleichen riechen. Sehen Sie diese Abdrücke im Gesicht?«

Er wartete keine Antwort ab.

»Ein Beatmungsgerät. Und da am Hals, sehen Sie das?«

Immelmann schob den Kopf der Leiche beiseite, sodass die blauen Blutergüsse gut zu sehen waren.

»Die Frau ist gewürgt worden. Mehrfach.«

»Sie meinen, der Täter hat mehrere Anläufe genommen?«

»Nicht ganz«, sagte Immelmann. »Das Herz hat seltsame Schädigungen, also ich würde sagen, die Frau hat mehrere Male einen Herzstillstand erlitten.«

Erneut steckte sich Tannen einen Keks in den Mund und kaute mit der regelmäßigen Bewegung einer Maschine.

»Und wurde dann wiederbelebt?«

»Unbedingt«, sagte Immelmann.

»Mit einem Beatmungsgerät?«

»Zunächst ein Beatmungsgerät und dann …«

Immelmann zeigte auf eine Stelle über dem Herzen.

»Nun schieben Sie Ihre Polizistenbirnen schon mal näher ran! Sehen Sie das?«

Immelmann griff sich eine Lupe vom Beistelltisch.

»Eine nette kleine Punktierung. So etwas sehe ich hier öfter.«

»Insektenstich?«

»Zu den Insekten kommen wir später. Aber dies hier ist eine feine Spritze gewesen. Nach der toxischen Untersuchung hatte die Frau eine ungewöhnlich hohe Dosis Adrenalin im Blut.«

»Adrenalin?«, sagte Tannen und wurde sofort mit einem strengen Blick Immelmanns bestraft.

»Das spritzt man bei Herzstillstand. Also …«

»Was also?«, fragte Mangold.

Der Mann ließ sich nicht aus dem Konzept bringen.

»So was injiziert ein Notarzt bei Herzstillstand. Mit einer ziemlich langen Nadel. Direkt ins Herz. Und genau da haben wir den Einstich gefunden. Und wenn es angeblich keine notärztliche Versorgung gegeben hat, dann haben wir da doch gleich jemanden, der als Samariter versucht hat, die Frau wieder auf die Beine zu spritzen. Allerdings …«

»Allerdings?«, fragte Tannen.

»Allerdings hatte die Frau gar keinen Herzinfarkt.«

Immelmann trat drei Schritte auf die Laborschränke zu und griff zu einer Schale, die auf einer Waage gelegen hatte. Darin lag das faustgroße Herz der toten Christiane Harnich.

»Kein abgestorbenes Gewebe, unauffällige Herzkranzgefäße, keine Hinweise auf Vorschädigungen, keine krankhafte Vergrößerung, ein völlig gesundes Herz. Gut in Schuss. Sehen Sie hier?«

Immelmann hielt Tannen die Schale unter die Nase.

»Da haben wir wieder diese kleine Punktierung von der langen, fiesen Nadel.«

»Also wurde die Frau erwürgt und dann wiederbelebt. Mehrfach hintereinander?«

Immelmann nickte: »Ist wohl immer wieder mal zu Bewusstsein

gekommen und wurde erneut auf die Reise geschickt. Bis das Herz keine Lust mehr hatte auf dieses Spielchen.«

»Aber was soll das?«, fragte Mangold.

»Sagen Sie's mir«, erwiderte Immelmann. »Meine Kunden verraten mir nicht alles.«

»Aber worauf könnte das hindeuten?«

»Da gibt es eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Autoerotische Spielereien sind bei Frauen eher selten. Ein Täter, der den Kick mehrfach auskosten wollte? Vielleicht eine Phobie?«

»Wieso eine Phobie?«, fragte Mangold.

»Tja, da haben wir noch etwas«, sagte Immelmann und zog ein verschraubtes Glas aus dem Kühlschrank.

»Ein Insekt?«, fragte Mangold.

»Erst hab ich ja gedacht, die Frau hatte einen seltsamen Diätplan, aber es war nur ein einziges Tierchen, und wer wird davon schon satt.«

»Und was ist das?«

»Keine Ahnung. Sie sehen ja selbst, ganz zermatscht, und ein wenig von der Magensäure angegriffen. Bemitleidenswerter Zustand. Haben Sie ein Terrarium in der Wohnung gefunden? Oder eine Käfersammlung?«

»Sie haben das Insekt in ihrer Mundhöhle …?«

»Im Magen.«

Tannen starrte auf das Herz und griff automatisch zu den Keksen.

Der Gerichtsmediziner stellte das Insekt im Glas zurück in den Kühlschrank und fragte: »Wo hab ich nur die Schale mit den Hirnpräparaten hingestellt?«

Suchend sah er sich um und sagte dann: »Sehen aus wie Kekse.«

Tannen riss die Augen auf und spuckte entsetzt aus, was er im Mund hatte. Deutlich sah Mangold den Wechsel der Gesichtsfarbe seines Kollegen.

Während Tannen sich verzweifelt umsah, steckte er auch schon seinen rechten Zeigefinger in den Mund.

Mangold drehte sich zu Immelmann um, der mit mildem Blick und Unschuldsmiene vor seinem Kühlschrank stand und die Hände hob. Im gleichen Augenblick hörte er, wie sich Tannen über dem Waschbecken erbrach.

*

Hensen fühlte sich zu alt für diesen Job. Und verflucht noch mal, er forderte das Schicksal heraus. Einmal verließ das Glück auch einen noch so gestandenen Kriegsreporter. Leider gab es dafür jede Menge Beispiele.

Er legte sich auf die Pritsche und sah an die graue Metalldecke seiner Unterkunft. Ein rechteckiger Container, der nach seiner Funktion als verschiffbarer Transportbehälter nun als Wohnquartier genutzt wurde.

Drei Tage hatte sein Aufenthalt hier in Afghanistan dauern sollen, jetzt war er bereits eine Woche hier. Eine nette kleine Homestory hatte das Magazin bei ihm bestellt. Soldatenleben im Camp, gespickt mit den Plänen für die Zeit danach.

Wer wartete auf sie, wie wollten sie sich wieder in einen normalen Alltag einleben, was hatten sie vor, wovon träumten sie?

Hensen griff zu seinem Skizzenblock und begann das Innere seiner Unterkunft zu zeichnen. Tisch, Stuhl, Spind, ein Regal mit abgegriffenen Büchern, Telefon.

Ursprünglich hatte er gehofft, ein paar Hintergründe für eine zweite, eine ernst zu nehmende Geschichte recherchieren zu können. Zukunftsangst bei den Soldaten, Kompetenzgerangel, Umgang mit der Zivilbevölkerung. Daran war nicht zu denken, denn man behandelte ihn wie einen Aussätzigen, dem man zwar freundlich, doch mit gehörigem Abstand begegnete.

Recherchen in der näheren Umgebung des Camps waren strikt verboten, und erst nach drei Anträgen und zahlreichen Papieren, die er hatte unterschreiben müssen, durfte er zwei Patrouillen begleiten – in einem gepanzerten Wagen, der lediglich einen Blick durch den Sehschlitz erlaubte.

Zügig waren sie an Feldern und halb verfallenen Siedlungen vorbeigefahren, waren auf der Straße Kindern begegnet, die Ziegen vor sich hertrieben, und einem Mann, der auf einem Esel sitzend kurz die Hand zum Gruß hob.

Die stickige Luft in dem Transporter war unerträglich. Nach jeweils einer knappen Stunde waren die Fahrten beendet.

Auch die Interviews mit den Soldaten verliefen alles andere als ergiebig. Die meisten hatten ihm hübsche, auswendig gelernte Sätze aufgesagt. Keine Frage, sie waren vorher genau darüber instruiert worden, was sie sagen durften und was nicht.

Auf seine Frage, ob sich denn jemand vorstellen könne, später als Söldner und dann besser bezahlt nach Afghanistan zurückzukehren, hatten die meisten mit einem »eher nicht« geantwortet. Nur ein Feldwebel hatte ihm mit einem Blick zu verstehen gegeben, dass er keine Ahnung hatte, was hier wirklich gespielt wurde. Und damit hatte er Recht. Er, Hensen, war nichts als ein Medienclown, der an einer sehr kurzen Leine Gassi geführt wurde.

Hensen zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die graue Metalldecke. Mitten im Lager gab es einen

Raum mit vier Computern, an denen man E-Mails schreiben und im Internet surfen konnte.

Alle Versuche, beim Essen oder im Internet-Raum mit den Soldaten ins Gespräch zu kommen, waren gescheitert. Sie trauten ihm nicht.

Von draußen waren Geräusche zu hören.

Hensen ging zur Tür und öffnete sie. Aus den Containern neben ihm kam gedämpftes Stimmengemurmel. Ein leichter Wind strich ihm übers Gesicht. Was hätte er jetzt für ein Bad gegeben! Und für ein anständiges Essen!

Die Mondsichel lag über der Wüste. Schemenhaft konnte er in der Dämmerung die Umrisse des Gebirges erkennen, das sich im Westen erhob. Hensen setzte sich in die Tür und inhalierte tief. Ihm fiel das Camp in Kurdistan ein, in dem fast ausschließlich junge Frauen in Turnschuhen gegen die türkische Armee angetreten waren. Er dachte an die Myriaden von Mücken, die nachts über sie hergefallen waren.

Plötzlich hörte er wenige Meter entfernt jemanden flüstern. Es war eine Frau. Sie musste zu den einheimischen Küchenkräften gehören, die als »vertrauensbildende Maßnahme« eingestellt worden waren.

Tatsächlich erkannte er jetzt eine Gestalt, die sich eine Decke umgeworfen hatte und auf ihn zukam.

»Freytag?«, fragte sie leise.

»Wurden gestern alle zurückgeflogen«, sagte Hensen. Trotz seiner gedämpften Stimme zuckte sie erschrocken zusammen.

Hensen versuchte es auf Englisch.

Sie hielt eine Decke am Hals zusammen und sah ihn verwirrt an.

»Martin?«, sagte sie.

Hensen machte mit der Hand eine Geste, die vermitteln sollte, dass der Mann, den sie suchte, zurückgeflogen war.

»Ich Deutschland«, sagte sie.

Ihre Augen blitzten selbst bei der fahlen Beleuchtung des Camps, die man auf niedrigem Level hielt, um nicht Scharfschützen ein paar gut ausgeleuchtete Ziele zu bieten.

Hensen zuckte mit den Schultern. Die Liebelei eines deutschen Soldaten mit einer muslimischen Einheimischen, und das in einem vollkommen abgeschotteten Camp – nun, das hatte er wahrlich nicht vermutet.

Die Soldaten aus dem Nachbarcontainer waren nicht überstürzt zurück in die Heimat geflogen worden. Ihre Dienstzeit war einfach abgelaufen. Zwei der Männer hatte er interviewt. Der eine wollte seine Dienstzeit in Deutschland verlängern, der andere das Koffergeschäft seiner Eltern übernehmen.

»They left Afghanistan«, wiederholte Hensen.

Sie sah ihn angriffslustig an, steckte eine Hand unter ihre Decke, zog einen abgegriffenen Zettel hervor und wedelte damit vor Hensens Gesicht.

Hensen zog eine Taschenlampe aus seiner Jacke und richtete den Lichtstrahl auf das Stück Papier.

Den Flecken nach musste das Papier schon durch so manche Hand gegangen sein.

»Vorläufige Aufenthaltsgenehmigung für die Bundesrepublik Deutschland«, las Hensen. Handschriftlich war ein Name eingetragen, das Dokument war im unteren Teil abgestempelt worden.

Hensen setzte seine Brille auf und untersuchte den Stempel. Der umlaufende Schriftzug wies ihn als Stempel der »Ausländerbehörde Hamburg« aus. Die Fälschung war deutlich

an zwei tanzenden Buchstaben zu erkennen. Wer auch immer den Stempel nachgemacht hatte – eine Karriere als Fälscher sollte der auf keinen Fall anstreben!

Hensen schüttelte den Kopf.

»Eine Fälschung, an imitation, counterfeit«, sagte er und schüttelte bedauernd den Kopf.

»Wrong?«, sagte sie.

»Wrong.«

Entgeistert starrte sie auf das Blatt, das Hensen ihr entgegenhielt. Dann drückte sie seine Hand zurück und stieß die beiden Worte »Dokument, Dokument« aus. Hensen warf erneut einen Blick auf das Papier und sagte: »Sorry.«

Sieben Liter Blut. Er griff zu einem neuen Topf und stellte ihn unter das Handgelenk. Ein pulsierendes Rinnsal lief über den Handrücken, die Finger, tropfte dann in den Eimer.

»Sie werden in eine Art Ohnmacht fallen«, sagte er zu der Frau, die ihn entsetzt ansah. Sie versuchte etwas zu erwidern, schüttelte dann den Kopf, um sich von dem Klebeband zu befreien.

»Regen Sie sich nicht auf, Sie werden immer müder werden, und dann werden Sie schlafen und träumen.«

Die Frau riss die Augen auf, stöhnte.

»Da ist gar nichts dabei. Es ist nur neu für Sie. Freuen Sie sich darauf. Erzählen Sie mir, was Sie träumen. Hören Sie? Alles. Jedes Detail.«

Die Frau nickte mit angstgeweiteten Augen. Dachte sie daran, jetzt noch ein Geschäft zu machen? Sich durch Wohlverhalten aus dieser Situation befreien zu können? Erst kommt der Protest oder das Leugnen, dann der Widerstand und schließlich die Bitte. So war es doch immer. Es musste zur menschlichen Natur gehören.

Erneut nickte die Frau und riss dabei die Augen auf.

»Ich will alles hören, alles, alles.«

Die Frau gab einen gurgelnden Laut von sich.

»Keine Sorge«, sagte er. »Der Tod ist etwas Großartiges, etwas Endliches und Unendliches zugleich. Er ist mächtig und stark, und er ist das Ende vom Ende. Leisten Sie keinen Widerstand mehr, und dann marschieren Sie mutig los. Und schließlich kommen Sie zurück. Sie müssen zurückwollen.

Aber nicht, bevor Sie da waren. Hören Sie? Nicht bevor Sie da waren. Sonst muss ich Sie bestrafen.«

Die Frau nickte heftig, dann schien sie sich zu besinnen und schüttelte mit dem Kopf. Immer wieder stieß sie Worte in das Klebeband, die sich nach »Nein, nein« anhörten.

»Ich bleibe hier in Ihrer Nähe, während Sie sich aufmachen. Ich gebe auf alles Acht. Und gut möglich, dass danach alles so sein wird wie früher.«

Weitz sah seinen Kollegen Schröder an. Von der Seite ähnelte der Mann mit seinem langen Hals und dem fliehenden Kinn einer Schildkröte. Er war nicht zu bremsen. Redete über Fußball und Kinder und seine Nachbarn und die beschissene Terrasse, die noch verlegt werden musste. Was, bitteschön, ging ihn die Terrasse dieses Idioten an? Weitz schwor, dass er die Betonplatten vollkotzen würde, wenn dieser Kerl sich traute, ihn mal einzuladen.

Der Typ fuhr den Streifenwagen, als säße er auf einem verdammten Rasenmäher. Am Schlimmsten jedoch war sein Gerede, mit dem er ihm die Ohren abkaute. Dabei war der liebe Kollege Schutzmann gerade mal Mitte dreißig.

Weitzens Uniform kratzte, und jeden Augenblick konnte der Funk sie wieder zu einem dieser hirnlosen Einsätze schicken. Ladendiebe, Ehemänner, die ihre Frauen verdroschen, seltener auch mal eine Frau, die ihren Mann verhaute, Auffahrunfälle, besoffen herumliegende Penner, die die Orientierung verloren hatten und von denen sie sich das Auto vollpissen lassen durften. Aber all das war besser, als sich stundenlang von einem Kollegen mit Sprachtripper die Ohren zumüllen zu lassen. Drei Tage im selben Wagen – und von der Wohnungseinrichtung über die Schwierigkeiten der lieben Kinder in der Schule bis zur fürsorglichen Ehefrau und dem Wunsch nach einem größeren Flatscreen hatten sie eigentlich alles durch. Inklusive Schwiegermutter, Leben nach der Pensionierung und Urlaubsplanungen. Nicht zu vergessen: die beschissene Terrasse.

Weitz dachte ernsthaft darüber nach, sich als Kaufhausdetektiv engagieren zu lassen. Da war man allein unterwegs, musste

seine Quote erfüllen und hatte einen geregelten Feierabend.

Nur das Gehalt – wer konnte davon schon leben?

Obwohl, nach seiner Degradierung würde der Unterschied nicht mal mehr so groß sein. Erst am letzten Samstag hatte er sich die Stellenanzeigen privater Sicherheitsunternehmen angesehen. Warum nicht? Die standen auf Expolizisten. Wie wär's mit einer Festanstellung bei einer Reederei? Mit Frachtern durch den Golf von Aden schippern und ab und zu ein paar Piraten von Bord schießen.

»Meine Jüngste will unbedingt Stewardess werden«, sagte sein Kollege, der im Schneckentempo in eine Wohnstraße einbog. »Stell dir das mal vor.«

»Wenn sie so aussieht wie du, sollte sie es lieber als OP-Schwester im Krankenhaus versuchen.«

Der Kollege sah ihn stirnrunzelnd an.

»Warum ausgerechnet OP-Schwester?«

»Da trägt man meistens eine Gesichtsmaske.«

Er sah, wie der Mann schluckte und seinen beleidigten Blick wieder der Straße zuwandte.

Verkehrskasper, dachte Weitz. Ich könnte es als Verkehrskasper probieren. Jeden Tag zwei halbstündige Vorstellungen in einer Grundschule und anschließend ausruhen. Er würde schon einen überzeugenden Mitschnacker abgeben. Oder auch das böse Krokodil.

Er hatte keine Ahnung, was die Kollegen, die durch die Schulen tourten, so an Stücken und Puppen im Gepäck hatten.

Kasper, genau das traf es. Man hatte ihn zum Kasper gemacht. Und das, obwohl er beim letzten Fall die entscheidenden Hinweise ausgegraben hatte. Bis zuletzt hatte er, Weitz, gehofft, dass Mangold ihn aus diesen Ermittlungen

der Internen raushauen konnte. Schließlich hatte er sogar sein Leben riskiert.

Er dachte an das hilflose Gefühl, unter einem Kirchendach nackt auf ein Gestell gespannt zu sein … Für Sienhaupt und ihn hätte es ziemlich mies ausgehen können. Und überhaupt: Was war die popelige Entleihe einer Krankenakte gegen einen derartigen Ermittlungserfolg?

Nein, nein, im Präsidium brauchten sie geschniegelte Spießer, die ihre Erfolge aus dunkelbraunen Rindsledertaschen zauberten. Was wirkliche Ermittlungsarbeit bedeutete – nun ja, Ergebnisse wollten sie sehen, aber nicht begreifen, dass man dafür auch mal unorthodoxe Wege gehen musste.

Auch ein paar Schüsse in den Wald vor dieser Irrenanstalt hatte man ihm vorgeworfen. »Ungezieltes Abfeuern der Dienstwaffe« hatte man das genannt. Lächerlich. Sollte er denn mit der Dienstmarke wedeln und sich dann ohne Gegenwehr umlegen lassen, wenn auf ihn geschossen wurde?

Jetzt durfte er also im Trachtenanzug durch die Gegend fahren.

Durch einen Zufall war er bei einem Einsatz dieser kleinen Galeristin Marlit über den Weg gelaufen. »Schmuck«, hatte sie gesagt und auf seine Uniformjacke gedeutet. Und ob er ihre Verabredung zum gemeinsamen Kaffeetrinken denn vollkommen vergessen hätte. Keine Frage, sie machte sich lustig über ihn. Hatte mit durchgeknallten Künstlern und reichen Schnöseln zu tun und verarschte ihn.

Nach seinem Hinweis hatte sich noch niemand von der Sonderkommission gemeldet. Das war kein Wunder bei einem Team, das ohne seinen Riecher auskommen musste. Sie brauchten ewig, um zu begreifen, dass sie auf den Tatort eines geschickt vorgehenden Serienkillers gestoßen waren. Genau genommen, dass er, Weitz, darauf gestoßen war. Gut, dass er

die Uhr angehalten hatte! Ohne diesen kleinen Trick hätten sie wahrscheinlich nicht einmal nachgehakt.

Weitz wandte sich wieder seinem Kollegen zu.

»Schröder, nimm's nicht krumm, aber du bist nun mal fett, du bist dumm, siehst scheiße aus, und deine einzige Chance ist, rechtzeitig eine Riester-Rente abzuschließen.«

Der Funk rief den Wagen, und Weitz nahm den Hörer ab.

»Hier ist der Verkehrskasper«, sagte er.

»Was?«

»Peter 152, Weitz. Ich höre.«

»Sie möchten sich im Präsidium bei Kommissar Mangold melden.«

»Und wenn ich gerade keine Zeit hab?«

»Umgehend, verstehen Sie?«

Weitz legte auf und sagte zu seinem Kollegen: »Na Schröder, dann fahr mich mal ins Präsidium.«

»Aber das liegt gar nicht in unserem Bezirk, ist 'ne ganz andere Tour.«

»Eben«, sagte Weitz, »eine ganz andere Tour.«

*

Mangold fuhr den Bildschirm aus dem Konferenztisch und sah hinüber zu Sienhaupt. Der hatte sich tatsächlich des Falles um die tote Asiatin aus dem Fleet angenommen. Was er allerdings recherchierte und wie er nähere Informationen zu der Toten herausfinden wollte, war Mangold ein Rätsel.

Genau genommen war es unmöglich, wenn man ausschließlich einen Haufen Knochen, einen Fetzen Papier und eine Plane als Ermittlungsansatz aufbieten konnte. Außer einer ungefähren Körpergröße und einer völlig vagen Rekonstruktion gab der

Autopsiebericht keinerlei Anhaltspunkte her. Ihre DNA tauchte in keiner Datenbank auf, und Zeugen fehlten ebenfalls. Niemand vermisste die Frau, zumindest hatte sich trotz der ausführlichen Berichterstattung in der Presse niemand gemeldet.

Das musste nichts bedeuten, denn ausländische Bürger vermieden den Kontakt mit der Polizei. Ämter, das bedeutete Unannehmlichkeiten, und so ganz Unrecht hatten sie damit nicht.

Als Mangold Sienhaupt gefragt hatte, was er gerade suche, hatte der ihm ein Verzeichnis aller in Deutschland vertretenen Firmen ausgedruckt, die Planen herstellten oder mit ihnen handelten. Direkt in seinen Computer hatte er die Personalakten der in der Nähe von Hamburg beheimateten Firmen geladen.

Wenig wahrscheinlich, dass eine Angestellte in der firmeneigenen Plane entsorgt wurde. Dennoch, Sienhaupt hatte mit seinen unkonventionellen Suchmethoden schon beim letzten Fall einen Treffer gelandet. Die Außenwelt schien den Mann nicht zu interessieren. Möglich, dass sie für ihn gar nicht bestand. Er spielte ein Spiel und existierte dabei in seiner ungeheuren Datensammlung, in den Zugängen zu den Rechnersystemen dieser Welt, in hochkomplexen Gleichungen, mit denen er seine Programme bestückte und in Marsch setzte.

Bei Sienhaupts Fähigkeiten würde es Mangold auch nicht wundern, wenn er sich autodidaktisch Vietnamesisch oder Chinesisch beibrachte, nur um in den dortigen Systemen nach dieser Frau zu fahnden.

Als Mangold sich wieder zum Konferenztisch umdrehte, stand Kaja Winterstein vor ihm.

»Mangold! Wussten Sie, dass Travenhorst telefonieren darf? Aus dem Hochsicherheitstrakt?«

»Sicher, aber jedes Gespräch wird abgehört, und bei Bedarf …«

»Der Mann hat mich angerufen. Sich nach ›unserem Kind‹ erkundigt.«

»Kaja, fühlen Sie sich belästigt?«, sagte Mangold und biss sich auf die Zunge. Was für eine blöde Frage! Die Profilerin war von dem Mann mit einem medizinischen Gerät missbraucht worden. Wie konnte er eine so dumme Bemerkung machen?

Andererseits, sie hatte den Termin für die Abtreibung verstreichen lassen.

»Travenhorst wird verurteilt und nie wieder das Gefängnis oder eine Hochsicherheitspsychiatrie verlassen.«

»Und was, wenn doch?«, fragte Kaja.

»Der Mann ist und bleibt hochgefährlich. Alle bereits erstellten Gutachten verneinen eine Therapierbarkeit seiner multiplen Persönlichkeitsstörung.«

»Der Mann wirkt auf erschreckende Weise normal«, sagte Kaja. »Er macht Scherze, ist selbstironisch, entschuldigt sich für die ›Unannehmlichkeiten‹.«

»Unannehmlichkeiten?«, sagte Peer Mangold und runzelte die Stirn.

»Wir haben einen neuen Fall?«, fragte Kaja, die das Gespräch auf ein anderes Thema bringen wollte. Ihm war das sehr recht.

»Sieht ganz danach aus«, sagte Mangold. »Eine Art Hobbyägyptologin, die laut gerichtsmedizinischem Befund zwischen Leben und Tod gehalten wurde.«

»Zwischen Leben und Tod. Das hört sich nach einem schlechten Gedicht an.«

»Ganz schlechte Prosa. Die Frau wurde erwürgt und dann

wiederbelebt. Und das gleich mehrfach.«

»Geht das?«

»Die Gerichtsmediziner sagen ja. Man dürfe nur nicht den Kehlkopf oder das Zungenbein zerquetschen. Die Tat wurde gut getarnt. Allerdings hat ein aufmerksamer Polizist …«

Mangold unterbrach sich und lächelte sie an.

»Ja?«

»Ein aufmerksamer Polizist namens Weitz hat die Spuren der Wiederbelebung entdeckt.«

»Weitz?«

Mangold nickte.

»Notärztliche Versorgung ist ausgeschlossen?«

»Wir konnten keinen Arzt finden, der sie versorgt hat.«

»Und welche Anzeichen für eine Serie gibt es? Ansonsten wäre der Fall ja nicht auf Ihrem Schreibtisch gelandet.«

»Weitz sagt, er hätte eine ähnliche Unregelmäßigkeit schon einmal festgestellt. Es gibt da zwei übereinstimmende Tatmerkmale. Wiederbelebungsspuren und die angehaltenen Armbanduhren.«

»Und Sie sind sicher, dass Weitz nicht nachgeholfen hat?«

»Sicher? Nein, ich traue ihm einiges zu.«

»Was ist mit der Obduktion des ersten Opfers? Das müsste doch ebenfalls diese Wiederbelebungsspuren aufweisen.«

»Wir wissen, dass keine notärztliche Versorgung in den Polizeiberichten auftaucht. Auch beim ersten Opfer lässt sich kein Notarzt oder ein Krankenwagen finden.«

»Und die Obduktion, das müsste sich …«

»Beim ersten Opfer wurde vom herbeitelefonierten Hausarzt

ebenfalls ein Herzinfarkt diagnostiziert und als Todesursache im Totenschein vermerkt. Zwei Wochen später wurde es eingeäschert.«

»Wir vermuten also eine Serie?«

»Es sei denn, Sie als Psychologin sagen mir, dass Weitz zu einer derartigen Manipulation fähig wäre. Dann bliebe allerdings zumindest ein Opfer. Und das ist dem Gerichtsmediziner zufolge mehrfach getötet und wiederbelebt worden.«

Tannen betrat das Büro, hob grüßend die Hand in Richtung Kaja und verschwand hinter seinem Notebook.

»Was ist denn mit dem?«, fragte Kaja.

»Er hat gerade einen von Immelmanns Scherzen hinter sich. Ihm ist immer noch übel«, sagte Mangold.

»Die Geschichte mit dem Wasserglas, in dem sich Hirnflüssigkeit befinden soll?«

»Diesmal waren es Hirnpräparate, die wie Kekse aussehen.«

»Soll ich ihm eine Gesprächstherapie anbieten?«, fragte Kaja.

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen, und Weitz trat in den umgebauten Konferenzraum.

Seine Uniformjacke war offen, und eine Krawatte baumelte an seinem Hals.

»Wo, bitte, darf ich mich an die Wand nageln lassen?«, fragte er und sah missmutig in die Runde.

Aus den Augenwinkeln bekam Mangold mit, dass Sienhaupt aufstand und irritiert in den Konferenzraum sah. Als er Weitz erkannte, begann er zu strahlen. Mit seinem roten Knautschsack in der Hand kam er hinter seinen Armaturen hervor und stürmte auf Weitz zu.

»Na Kumpel, auch wieder dabei?«, meinte Weitz.

Sienhaupt ließ die Sitzgelegenheit vor Weitz fallen und stieg dann darauf, um seinen Partner zu umarmen.

»Ist ja gut, alter Knabe, meine Güte, ich hab dich auch vermisst.«

Sienhaupt ließ von ihm ab, schob den Sack zum Konferenztisch und setzte sich darauf. Sein Kopf reichte gerade eben über die Tischplatte.

Mangold hatte sich an den Anblick gewöhnt. Der Autist war für das Team unverzichtbar geworden, und manchmal kam es Mangold so vor, als hätte das Computergenie den größten Anteil an ihren Ermittlungserfolgen. Auch wenn es zuweilen so aussah, als würde er sich gar nicht mit dem anstehenden Fall beschäftigen.

Weitz stand immer noch am Rande des Tisches und sah leicht gelangweilt in die Runde.

Mangold ließ ihn stehen, und auch Tannen machte keine Anstalten, ihm einen Stuhl anzubieten.

Mangold ließ Weitz noch einmal schildern, wie er die tote Hobbyforscherin entdeckt hatte, und hakte dann nach:

»Aber wie sind Sie darauf gekommen, dass es Mord war? Blutergüsse von Wiederbelebungsversuchen sind doch normal.«

»Wir waren die zweite Wagenladung am Tatort.«

»Wie bitte?«

»Zwei Kollegen haben die Wohnung mit Hilfe des Hausmeisters geöffnet, drei Minuten später waren wir da. Ambulanz und Notarzt hätten bis dahin noch gar nicht bei der Frau gewesen sein können.«

»Und wenn es ältere Verletzungen waren?«

»Sahen frisch aus.«

»Ein Medizinstudium nachgeschoben oder wie?«, fragte Tannen.

Weitz drückte den Rücken durch und holte tief Luft. Doch im letzten Augenblick verschluckte er die grobe Erwiderung und sagte: »Soweit ich das beurteilen kann, waren sie frisch.«

»Und die Uhr?«, fragte Mangold.

»Eine mechanische Uhr, die Krone war rausgezogen.«

»Und die erste Leiche, die Sie mit diesen typischen Verletzungen entdeckt haben, also der Mann, hatte der ebenfalls eine mechanische Uhr?«

»Keine Ahnung«, sagte Weitz. »Jedenfalls war sie stehen geblieben. War's das?«

Er machte Anstalten zu gehen.

»Nein!«, sagte Mangold scharf.

»Was soll das heißen? Werde ich verhaftet?«

»Sie dürfen hier mitmischen. Und zwar unter Vorbehalt.«

»Echt?«, fragte Weitz mit ungläubigem Gesichtsausdruck.

»Ich werde Ihnen nicht erläutern, warum das so ist«, sagte Mangold. »Nur so viel: Es ist eine Art Bewährung und bedeutet nicht, dass Sie endgültig bleiben dürfen. Sollte es allerdings auch nur eine Unsauberkeit geben … dann ist es nicht mal mehr der Streifendienst. Dann werden Sie Akten sortieren und den Verkehr an Baustellen regeln, ist das klar?«

Weitz nickte und zog sich einen Stuhl heran.

»Und die kann ich ausziehen?«, fragte er und zupfte an seiner Uniformjacke.

Mangold nickte und trug den Bericht des Gerichtsmediziners

vor.

»Irgendwelche Ideen?«, fragte er anschließend in die Runde.

»Ein Totenritual«, sagte Kaja. »Der Täter spielt mit dem Tod, fordert ihn heraus, will sehen, wie das Leben entweicht. Oder eine fürchterliche Rache: Tausend Tode sollst du sterben. Gibt es Hinweise auf sexuelle Aktivitäten am Tatort?«

»Weder an der Leiche noch auf dem Teppich oder den Möbeln. Das muss aber nichts zu bedeuten haben.«

»Stimmt«, sagte Kaja. »Der Mann geht äußerst vorsichtig vor. Er will nicht entdeckt werden.«

»Wer will das schon?«, warf Tannen ein.

»Ach, sagen Sie das nicht. Immer häufiger stellen die Täter ihre Taten zur Schau, suchen die Öffentlichkeit. Wie bei unseren letzten Fällen.«

»Vielleicht will er genau dadurch Aufmerksamkeit erregen«, sagte Weitz. »Indem er so leise kommt wie der Sandmann, das ist auf alle Fälle eine Besonderheit.«

»Unwahrscheinlich«, widersprach Mangold. »Normalerweise sieht sich kein Gerichtsmediziner eine solche Tote an. Bei ihrem Alter allerdings … Normalerweise riecht der Hausarzt einmal an der Mundöffnung, sieht nach, ob irgendwo ein Einschussloch oder Messer zu finden ist und schreibt dann seinen Totenschein. Und das war's.«

»Möglich, dass er gerade erst beginnt«, sagte Kaja.

Sienhaupt gab ein protestierendes Geräusch von sich, kritzelte Zahlen auf ein Stück Papier und reichte es Kaja.

»Und?«, fragte Mangold.

»Wahrscheinlichkeit für den Start einer Mordserie in diesem Fall bei unter fünf Prozent«, las sie vor.

»Das ist doch Quatsch«, sagte Weitz.

»Nicht unbedingt«, warf Tannen ein. »Wenn man die Dunkelziffer der unentdeckten Morde nimmt, das Ganze in Relation zu der Aktivität von Serientätern setzt, der Todesart …«

»Wie auch immer«, sagte Mangold. »Wir müssen davon ausgehen, dass sie nicht die Erste war. Und ich möchte nicht in der Presse lesen, wir hätten das nicht ernst genommen. Bei den Morden von Krankenschwestern und Pflegern, den so genannten weißen Engeln, haben wir bis zu 35 Opfer gefunden. Da ist bei einigen jahrelang nichts aufgefallen.«

»Und wo sollen wir da anfangen?«, fragte Kaja.

»Mit dem Opfer Christiane Harnich. Die Standards. Wie ist der Täter mit seinem Opfer in Kontakt gekommen? Kannten sie sich? Gibt die Wohnung weitere Spuren her? Wie sieht das soziale Umfeld des Opfers aus? Gibt es in letzter Zeit weitere Tote in der Bekanntschaft oder bei Verwandten? Was hat die Frau beruflich gemacht? Ist Christiane Harnich polizeilich auffällig geworden?«

»Bereits geschehen«, sagte Tannen. »Nichts in unseren Datenbanken.«

»Schön«, fuhr Mangold fort. »Sienhaupt, Sie stürzen sich auf das Internet. Die Frau war vermögend und außerdem eine Hobbyforscherin. Da wird sie sich verewigt haben. Tannen, Sie überprüfen, ob es eine Verbindung mit dem vermeintlich ebenfalls zu seinen Opfern zählenden Mann gibt, den Weitz entdeckt haben will und der inzwischen leider eingeäschert wurde. Alle Arten eventueller Schnittpunkte sind interessant. Lassen Sie sich notfalls von Sienhaupt unter die Arme greifen. Und wenn sie beide im gleichen Sportverein waren – ich will über jede Verbindung informiert werden.

»Und was soll ich machen?«, fragte Kaja.

Mangold wandte sich ihr zu und sagte: »Ich denke, Sie wollten Ihre Tochter in Zürich besuchen?«

»Ich kann drei Tage verschwinden? In dieser Phase der Ermittlung?«

»Nicht ganz«, sagte Mangold. »Ich weiß, es ist noch zu früh, aber es wäre schön, wenn Sie sich auf Basis unserer dürftigen Spurenlage schon mal Gedanken über ein Täterprofil und die Motive des Täters machen könnten, außerdem …«

»Jetzt kommt der Haken«, sagte Kaja.

»Außerdem lebt eine Schwester des eingeäscherten Toten in Zürich«, fuhr Mangold fort.

»Da haben Sie sich eine Dienstreise gespart.«

»Genau. Finden Sie heraus, ob sie Kontakt zu ihrem Bruder hatte. Ob es erkennbare Verbindungen zu dem zweiten Opfer gab. In dieser Phase unserer Ermittlungen sind alle Kleinigkeiten wichtig.«

»Und ich befrag dann mal die Nachbarn und Freunde von der Harnich«, sagte Weitz.

Mangold strahlte ihn an.

»Ich hab davon gehört, es aber nie geglaubt.«

»Was denn?«, fragte Weitz.

»Dass man auf Streife hellseherische Fähigkeiten erlangt. Sie werden sich umhören, sehr gut!«

»Bleibt nur noch eine Frage«, sagte Kaja.

Mangold sah sie überrascht an.

»Was ist mit Hensen? Ist er diesmal nicht dabei?«

»Der genießt gerade den Gestank von Soldatenunterkünften, Geschützfeuer und verstopften Latrinen. Er wird sicher in ein

paar Tagen dabei sein. Mit Wirch ist alles abgesprochen. Die alte Mannschaft, die alten Kompetenzen. Nicht mehr und nicht weniger. Verstanden, Weitz?«

Hensen legte seinen Skizzenblock zur Seite und folgte dem Soldaten in die Kantine. Um diese Zeit waren die Tische zu Vierecken zusammengestellt, an denen acht Soldaten auf den harten Stühlen saßen. Einer von ihnen hatte die Füße auf den Tisch gelegt, um es sich ein wenig bequemer zu machen.

Ein anderer blickte kurz von seiner Zeitschrift auf, um dann gelangweilt weiterzublättern.

Der, der ihn abgeholt hatte, führte Hensen zu zwei Kameraden, die ihn skeptisch musterten.

»Wir spielen einen ganz normalen Skat, Geber setzt aus. Punkt einen Cent«, sagte einer der Männer. Er musste sich beim Rasieren geschnitten haben und trug nun ein Pflaster.

Eine Runde Skat mitten in der Wüste. Warum nicht? Hensen war dankbar für die Ablenkung. Für den folgenden Morgen hatte er einen Platz in einem Flieger, der ihn nach Kabul fliegen würde. Von dort ging es weiter nach Frankfurt und Hamburg.

Die Rohfassung seiner Homestory hatte er bereits verfasst: Alltagsleben im deutschen Soldatencamp, eine Mischung aus Langeweile und ein oder zwei Stunden Angst am Tag.

Langweilig war auch die ganze Story geworden. Vage formulierte Antworten der Soldaten, eine Prise Wünsche für die Zukunft, nichts Konkretes, kein Biss, keine überraschenden Antworten. Mal sehen, abwarten, Angebote einholen, vielleicht Dienstzeit verlängern und so weiter.

Was hätte er jetzt für ein Bier gegeben! Doch Alkohol war bei der verordneten erhöhten Alarmbereitschaft verboten.

»Morgen zurück nach Deutschland?«, fragte der Mann mit dem Pflaster am Kinn.

Hensen nickte.

»Wird Zeit, dass mal wieder was passiert.«

Der Mann stieß ein heiseres Lachen aus und mischte.

Hensens Blätter waren ungewöhnlich gut. Schon nach einer Stunde hatte er einen kleinen Haufen Münzen vor sich liegen. Und ein schlechtes Gewissen. Bei ihrem kärglichen Sold brannten bei den Mitspielern die fehlenden Euro sicher unter den Nägeln. Abgesehen von der angeschlagenen Soldatenehre. Die Kommentare wurden karger und bissiger. Nicht dass Hensen eine gewalttätige Revanche befürchtete, aber die Stimmung bei seinen Mitspielern wurde zunehmend gereizter.

Stickige Luft, amüsierte Blicke der zusehenden Kameraden – und auf Hensens Hand landeten die Buben und dazu jede Menge Trümpfe.

»Kann ich mal die Tür einen Augenblick öffnen?«, fragte Hensen. Er wartete keine Antwort ab, sondern stand auf, ging zur Tür, öffnete sie und atmete tief durch.

Ein Doppelposten in voller Ausrüstung überquerte den kleinen Platz. Alltag im Camp. Dann sah er wieder die Frau, die leicht gebückt und mit dem Tuch über dem Kopf durch die Schatten der Container huschte.

»Kennt einer die Frau, die hier abends …«

»Ist auf der Suche nach Freytag«, sagte der Soldat, der jetzt seine Illustrierte auf den Tisch legte. Hensen sah, dass ihm der Mann mit dem Pflaster am Kinn einen warnenden Blick zuwarf.

»Ein Geheimnis also«, sagte Hensen, und in seine Worte hinein spürte er plötzlich die Wucht einer Druckwelle, die ihn ins Innere des Containers schleuderte. Der grelle Blitz und die ohrenbetäubende Explosion drangen erst sehr viel später in

sein Bewusstsein. So wie eine Erinnerung, die ihm hinterhergelaufen war und ihn erst erreichte, als er sich mitten in den Trümmern von Stühlen, Tischen und Schränken wiederfand.

*

Mangold parkte den Wagen in der Grindelallee, Tannen und er gingen die paar Minuten zu Fuß zum Institutsgebäude der Biologen. Wie Mangold es sich gedacht hatte, war die kleine Nebenstraße vollgeparkt. Nur mit Mühe schob sich ein Golf zu der rot-weißen Schranke vor, die den Universitätsparkplatz vor Wildparkern schützte.

»Was, wenn dieses Käferfragment zufällig in den Magen der Toten gelangt ist?«, fragte Tannen.

»Möglich, aber schon seltsam«, sagte Mangold. »Was soll's, hätten wir das mutmaßlich erste Opfer, wüssten wir Genaueres.«

»Und wieso arbeitet dieser Käferspezialist nicht in der Gerichtsmedizin?«

»Weil wir Gott sei Dank nicht so viele Morde haben, dass wir einen Insektenspezialisten fest anstellen müssten.«

Mangold konnte sich nicht vorstellen, dass man sich tagein tagaus mit Verpuppungsstadien von Maden beschäftigte. Genauso wenig wie mit dem Aufschneiden von Leichen. Nie würde er sich an die Obduktionen gewöhnen, bei denen er als Polizist oft genug anwesend sein musste. Den Pathologen – und selbst seiner Nachbarin Lena – schien das nichts auszumachen. Oder sie redeten nicht darüber.

Überhaupt fragte er sich noch immer, warum sich ein intelligentes und nicht allzu durchgeknalltes Mädchen wie Lena freiwillig um ein Praktikum in der Pathologie beworben hatte. Zunächst hatte er das für eine Macke gehalten, aber die

Begeisterung, die sie an den Tag legte, war nicht gespielt. Allen Ernstes bemühte sie sich um eine Ausstellung von Fotos der originellsten Tattoos, die ihnen auf den Tisch kamen. Nicht zu fassen!

Als die Fahrstuhltür sich öffnete, zuckte er zusammen. Vor ihnen stand tatsächlich Lena und strahlte ihn an.

»Hallo, hallo? Siehst du gerade den Leibhaftigen?«, sagte sie.

»Was machst du hier?«, fragte Mangold.

»Hab 'ne Made vorbeigebracht«, erwiderte sie. »Suizid in einer Gartenlaube. Und als ich hörte, dass mein Nachbar vorbeikommt …«

Mangold bemerkte Tannens eisigen Gesichtsausdruck, der zweifellos mit dem vertrauten Tonfall zwischen Lena und ihm zu tun hatte. Wenn schon! Sollte er denken, was er wollte. Er hatte es nicht nötig, hier Rechtfertigungen abzugeben.

»Das Labor ist da hinten«, sagte Lena und schlurfte mit ihnen den Flur entlang.

Dr. Bernd Rawehls beugte sich gerade über ein Schreiben, das ihm seine Sekretärin entgegenhielt. Mit abwesendem Blick sah er auf.

»Ah ja, die Herren von der Polizei!« Dann wandte er sich wieder der Sekretärin zu und bat sie, den Text noch einmal zu ändern.

»Tut mir leid«, sagte er in Richtung Mangold. »Das muss richtig rüberkommen, sonst streichen die mir noch den Etat zusammen.«

Dann ging er einen Schritt auf Mangold zu und sagte, dass er jetzt zur Verfügung stehe. Gemeinsam gingen sie über den Flur zum Labor.

Mangold hatte Lenas fiebernden Blick sofort bemerkt. Gut, der

Biologe war ein Frauentyp, einer, dem man die Stunden Squash und Fitnessstudio ansah. Doch der Mann war gut und gern 15 bis 20 Jahre älter als sie. Unter seinem weißen Kittel trug Rawehls Jeans und weiße Turnschuhe. Sein Gang war federnd und erinnerte Mangold an einen jungen Mediziner, den er vor vielen Jahren bei seiner Exfreundin Vera kennen gelernt hatte.

»So, da wären wir bei meinen Lieblingen«, sagte er, öffnete die Tür und ließ ihnen den Vortritt.

Der Raum war voller Glasbehälter, in denen Maden und Käfer unterschiedlicher Größe über Blätter oder Fleischklumpen krochen und krabbelten. In einigen Terrarien schwirrten Tausende Fliegen über mit Flüssigkeit gefüllten Behältern.

»Wir haben gerade ein Forschungsprojekt laufen, bei denen wir das Entwicklungsstadium einiger Maden, also den Zeitraum seit ihrer Ablage, entsprechend den Außentemperaturen, der Luftfeuchtigkeit und dem Ablageuntergrund möglichst genau eingrenzen wollen. Halbe Stunde bis Stunde wäre schön.«

»Exaktere Bestimmung des Todeseintritts?«, sagte Tannen.

Rawehls nickte.

»Funktioniert aber nur, wenn man die tageszeitabhängige Luftfeuchtigkeit und Temperatur der Umgebung hat«, fügte er hinzu.

Sie betraten einen weiteren Raum, in dem eine junge Frau von ihrem Mikroskop aufsah.

»Und hier werden sie filetiert, um die Entwicklungsstadien exakt zu bestimmen«, sagte Rawehls. »Aber ich halte Sie sicher auf.«

Die Frau im weißen Kittel grüßte zu ihnen herüber, und Mangold registrierte deutlich die giftigen Blicke, die Lena auf

sie abschoss.

»Lena, ich glaube nicht, dass dich das hier etwas angeht«, sagte Mangold. »Das ist eine Ermittlung.«

»Ist doch nicht schlecht, wenn man als zukünftige Pathologin was dazulernt?«, widersprach sie.

Rawehls nickte zustimmend, ging lächelnd zu seinem Schreibtisch und zog ein großformatiges Foto aus einem Umschlag. Er hielt es in die Höhe und sagte: »Das ist der von der Magensäure angegriffene Rest des Käfers, und hier sehen Sie den kleinen Kerl in Höchstform.«

Der Biologe zog ein weiteres Foto vom Schreibtisch und drehte es in Richtung Mangold.

»Und?«, fragte Mangold.

»Dann darf ich mal vorstellen: Das ist Scarabaeus sacer. Gehört zur Familie der Blatthornkäfer.«

»Selten?«, fragte Tannen.

»Absolut nicht«, sagte Rawehls.

Mangold spürte deutlich, dass der Biologe noch etwas in der Hinterhand hielt.

»Also hilft er uns nicht weiter«, sagte Tannen. »Er könnte post mortem in die Mundhöhle gekrabbelt sein.«

»Oder sich in einem ekligen Fast-Food-Brötchen befunden haben«, ergänzte Lena.

»Sehr gut«, sagte Rawehls und strahlte sie an. »Wir haben nämlich ein kleines Problem.«

»Wir auch«, brummte Tannen.

Rawehls überhörte die Bemerkung und fuhr fort:

»Sollte er im Essen mitverarbeitet worden sein, dann dürfte der Döner, die Pizza oder der Burger nicht in Deutschland

gefertigt worden sein.«

»Das heißt?«, fragte Mangold.

»Der Kollege hier kommt in Afrika, Kleinasien und in Teilen von Südamerika vor. Lebt am liebsten in der Savanne und in Halbwüsten.«

»Und er lebt von Aas?«

»Ist reiner Vegetarier, der zu den Koprophagen gehört.«

»Zu was?«

»Entschuldigung«, sagte Rawehls. »Kotfresser. Er ernährt sich vom Kot pflanzenfressender Tiere. Und er hat eine mythische Bedeutung.«

»Ägypten«, sagte Mangold.

»Genau, er ist der Heilige Pillendreher, im alten Ägypten das Symbol für die Auferstehung und den Kreislauf der Sonne.«

»Die Frau war Hobbyarchäologin«, sagte Weitz. »Könnte sie solch ein Tierchen mitgebracht haben?«

»Möglich«, sagte Rawehls. »Allerdings dürfte unser Freund hier vor ein paar Tagen noch gelebt haben.«

Kaja verließ die Ankunftshalle des Flughafens Kloten und nahm sich ein Taxi. Die Fahrt durch die malerische Umgebung von Zürich dauerte eine knappe halbe Stunde.

Ein wenig erinnerte sie die Landschaft an die Spielzeugeisenbahn ihres Vaters. Selbst in den kleineren Orten waren die sauberen Straßen und Häuser gut ausgeleuchtet. Dahinter erhoben sich Hügel, denen man ihren sattgrünen Bewuchs auch jetzt in der Dämmerung noch ansah. Dazu passte die robuste Eisenbahn, die ab und zu mit ihren zweistöckigen Wagen auf den neben der Straße entlangführenden Gleisen für kurze Augenblicke auf gleicher Höhe mit dem Taxi fuhr.

Deutlich konnte sie die Menschen im Zug erkennen, die Zeitung lasen, Brötchen aßen oder ihren Kopf zu einem Nickerchen in die Polster drückten.

Was zog ihre Tochter ausgerechnet in die Schweiz? Junge Leute wollten nach London, Madrid, Paris, oder auch nach Lissabon. Aber in die Schweiz?

Dass sie sich von heute auf morgen so gut mit ihrem Vater verstand, ja, dass sie gar nicht mehr weg von ihm wollte, das war einfach unglaublich.

Alle Versuche, ein Hotelzimmer zu finden, waren gescheitert, denn wegen einer Messe war alles belegt. Immerhin hatte Lars ihr angeboten, in seinem Haus zu übernachten. Und Leonie? Nein, die hatte alles andere als begeistert geklungen, als sie ihren Besuch ankündigte.

Ob was passiert sei, hatte sie überrascht und ohne jede Spur von Freude gefragt.

Kinder waren undankbar. Nahmen jede Zuwendung, jedes Geschenk, jede Aufmerksamkeit als selbstverständlich an, forderten immer mehr, und am Ende durfte man sich glücklich schätzen, wenn sie überhaupt noch mit einem sprachen.

Nicht dass sie sich über die frühe Selbstständigkeit ihrer Tochter ärgerte, aber Kaja hatte immer gehofft, in Leonie einmal eine Freundin zu finden.

Gern hätte sie mit ihr über die Umstände ihrer Schwangerschaft gesprochen, was sie gefühlt hatte, als sie sich in der Gewalt von Travenhorst befunden hatte. Doch Leonie hatte ihren Kurzbericht einfach zur Kenntnis genommen und keinerlei weitere Fragen gestellt.

Sicher wäre es besser gewesen, sie, Kaja, hätte sich einer Therapie unterzogen. Sie schlief schlecht, und das war nicht gerade besser geworden, nachdem sich Travenhorst telefonisch bei ihr gemeldet hatte. Allein seine Stimme hatte sie erneut in Panik versetzt.

»Ich habe brav meinen Brei gegessen und darf einmal in der Woche telefonieren«, hatte er ihr erklärt.

Sicher, sie könnte derartige Anrufe unterbinden, indem sie mit der Anstaltsleitung redete. Doch andererseits war nicht ausgeschlossen, dass Travenhorst Informationen ausplauderte, die ihr halfen, Serienkiller besser zu verstehen.

Auf ihre distanzierte Frage, was er denn wolle, hatte er sich nach ihrer Gesundheit erkundigt. Keine Frage, ihn interessierte ausschließlich die Gesundheit des Kindes, das in ihrem Bauch heranwuchs.

Seine multiple Persönlichkeitsstörung war laut der vier hinzugezogenen Psychiater, die ihn in der Psychiatrie begutachtet hatten, nicht therapierbar. Travenhorst lebte mit

zwei Persönlichkeiten. Er lebte mit der »Stimme« seines parasitären Zwillingsbruders, den man in seiner Kindheit chirurgisch entfernt hatte. War es möglich, dass sich Elemente einer weiteren autonomen Persönlichkeit in dem Mann entwickelt hatten? Also nicht nur eine eingebildete, sondern eine Persönlichkeit, die durch die Verschaltung unzähliger Nervenbahnen tatsächlich existierte?

Es kam immer wieder mal vor, dass die Gehirne parasitärer Zwillinge miteinander verwachsen waren. Vor allem in den reichen westlichen Ländern kam es nur noch äußerst selten zu derartigen Geburten. Bei den Schwangerschaftsuntersuchungen wurden solche Fehlentwicklungen frühzeitig entdeckt, und die meisten Mütter entschieden sich in diesem Fall für eine Abtreibung.

Wurde so eine Verwachsung nicht erkannt, »fraß« der eine Zwilling den anderen auf, wobei meistens Reste des nicht überlebenden Zwillings im Leib der Mutter zurückblieben. Neuerdings wurden die Blutbahnen miteinander verwachsener Zwillinge frühzeitig voneinander getrennt.

Die Fahrt ging durch die mäßig befahrenen Straßen Zürichs. Deutlich erkannte sie die Limmat. Auf der Holzterrasse einer der kleinen »Badis« saßen noch ein paar Schwimmer, die den lauen Abend genossen. Gleich daneben sah man das Flackern von Teelichtern auf niedrigen Tischen.

Kaja hatte davon gehört, dass zahlreiche dieser kleinen Badeanstalten entlang der Limmat sich nachts in Bars verwandeln. Als sie das Fenster ein paar Zentimeter herunterkurbelte, vernahm sie die leisen Klänge der Lounge-Musik.

Der Fahrer musterte sie kurz im Spiegel, fuhr aber stumm weiter. Kurze Zeit später bog er in eine Seitenstraße ein.

Nachdem sie bezahlt hatte, wartete sie mit ihrem Rollkoffer einige Minuten vor dem Hauseingang. Eine Begegnung mit Lars, noch dazu in seinem Haus, hatte sie all die Jahre vermieden. Ein seltsames Gefühl.

Das Haus mit seinen weißen, verputzten Wänden wirkte sehr gepflegt. Die soliden Fenster waren alle erleuchtet. Auch die Umrisse eines Wintergartens konnte sie erkennen.

Da stand sie nun, mitten im Spielzeugwunderland. Am Horizont schob sich ein Flugzeug in den Himmel, und der Mond beschien ein paar Berggipfel in der Ferne. Das Haus kam ihr in diesem Dämmerlicht plötzlich vor wie eine sorgfältig präparierte Falle.

Sicher, sie war ein wenig speziell, was Häuser betraf. Sie lebte zwar in einer riesigen modernen Villa, die ihre Mutter immer noch zu verkaufen versuchte, doch sie weigerte sich, mehr als nur die beiden Zimmer zu beziehen, die sie sich zugebilligt hatte.

Häuser waren ihres Erachtens gut ausgestattete Gefängnisse. Aus Wohnungen konnte man ausziehen, man spürte die Nähe von Nachbarn, ohne sie zu sehen. Häuser hingegen überfielen einen schon beim Eintreten mit bösen Erinnerungen und zerplatzten Hoffnungen. Häuser besaßen eine eigene Persönlichkeit, die von den Bewohnern auf Dielen, Wände und Möbel übergesprungen war. Wohnungen konnte man ständig verändern, in Häusern hatte alles seinen Platz. Seine Ordnung. Wohnungen konnte man verlassen, Häuser wurden vererbt.

Dann lebte man dort mit der Hausseele, die einem ständig ins eigene Leben pfuschte. Die bestimmen wollte, worüber man sich Gedanken und Sorgen zu machen hatte, und die einem immer und immer wieder sagte: Du musst Geld verdienen, mehr Geld verdienen, du brauchst einen sicheren Arbeitsplatz, du bist angekommen, das ist dein Leben, verlier deine Arbeit nicht,

trenn dich nicht, sondern bleib, denn das ist dein Leben.

Ein Haus hielt einen wie ein Magnet.

Energisch machte sie ein paar Schritte auf die Haustür zu, sagte laut »Schwachsinn« und läutete energisch.

*

Der Konferenzraum, in dem sie im Präsidium das Büro eingerichtet hatten, war in abgedimmtes Licht gehüllt. Tannen knipste seine Schreibtischlampe an und drehte den Schirm so zur Seite, dass der Lichtstrahl sich nicht im Bildschirm seines Computers spiegelte.

Eines der Kühlaggregate, das Sienhaupt an seinem Schreibtisch installiert hatte und mit dem ein ständig vor sich hinarbeitender Server auf Betriebstemperatur gehalten wurde, summte laut. Tannen machte ein paar Schritte auf Sienhaupts Arbeitsplatz zu. Vielleicht würde er ja einen Schalter entdecken, der das Brummen vorläufig beendete.

Sienhaupt war eine Stunde zuvor von seiner Schwester eher weggezerrt als abgeholt worden. Er wollte nicht aus seiner Welt herausgerissen werden.

»Aber wir müssen sie uns doch ansehen«, hatte Ellen gesagt und ihm dann tatsächlich mit dem Entzug seiner Lieblingsspeise Pizza gedroht. Mit hängenden Schultern und wie ein bockiger 12-Jähriger war er seiner Schwester schließlich gefolgt, um mit ihr eine Wohnung zu besichtigen.

»Du musst dich da doch wohlfühlen, Peter«, hatte sie gesagt, und Sienhaupt hatte nur noch einen seufzenden Laut von sich gegeben.

Mit dem Satz »Stell dich nicht so an« hatte sie ihn endgültig aus dem Büro gezerrt.

Tannens Versuche, sich mit dem Genie anzufreunden, waren

misslungen. Sienhaupt mochte ihn offenbar nicht. Tannen hatte ihm über die Schulter gesehen und gefragt, was eine von Sienhaupt entwickelte Apparatur, die auf einem der Bildschirme zu sehen war, überhaupt zu bedeuten hatte.

»Zuu grrroß«, hatte der geantwortet.

»Zu groß? Wofür zu groß?«

Sienhaupt hatte nur den Kopf geschüttelt und die Konstruktion vom Bildschirm verbannt. Das einzige Wort, das Tannen auf dem Bildschirm hatte erkennen können, war »von Neumann-Maschine«. Er hatte herausgefunden, dass es sich dabei um ein Raumschiff handelte, das in der Lage war, immer wieder eine Kopie von sich selbst herzustellen.

Nach den Überlegungen, wie man eine künstliche Gravitation in Raumschiffen schuf, erforschte Sienhaupt also nun, wie man Tausende von Lichtjahren überbrücken konnte, ohne dass das Raumschiff nach Millionen von Jahren auseinanderfiel. Wünschte der Savant sich selbst eine Reise ins All?

Tannen fand keinen Knopf, um das Gebrumm abzustellen, seufzte und widmete sich wieder seiner Arbeit.

Er gab das Stichwort »Skarabäus« bei Wikipedia ein. Was, wenn diese Käferreste doch zufällig in den Magen der Toten geraten waren? Konnte doch gut sein, dass angesichts der Klimaerwärmung diese Zeitgenossen auch im Norden Deutschlands heimisch wurden.

Obwohl, von Savannen und Halbwüsten konnte man bei den häufigen Regenfällen, die den ganzen Sommer ins Wasser hatten fallen lassen, nun wahrlich nicht reden. Da hätten sie wohl eher ein kleines Krokodil oder eine Wasserschlange im Magen der Toten finden müssen.

Skarabäen gab es vor allem in Form von kleinen Amuletten.

Wegen der schnellen Vermehrung dieser Käfer beim Rückzug des Nils nach dem alljährlichen Hochwasser galten sie als Symbol der Schöpferkraft. Außerdem ähnelte der Skarabäus mit seinen glänzenden, golden schimmernden Flügeldecken der Gestalt und dem Glanz der Sonne. Weil er kleine Dungkugeln vor sich herschob, wurde eine symbolische Verbindung zur Gottheit Re und seiner Fahrt mit der Sonnenbarke geschlagen.

Etwa einen Zentimeter groß waren die Amulette, die man in zahlreichen Ausgrabungsstätten und besonders in den altägyptischen Gräbern gefunden hatte.

»Symbol für Auferstehung und Leben«, las er – das passte zu den Wiederbelebungsversuchen, die der Täter mit seinen Opfern veranstaltet hatte. Oder hatte er seinem Opfer lediglich eine passende Beigabe mitgegeben? Schließlich war die Frau Hobbyarchäologin gewesen.

Tannen lehnte sich zurück und dachte an Weitz. Er hätte nicht geglaubt, noch einmal mit Weitz zusammenarbeiten zu müssen. Nach dem Haufen von Beschwerden über sein Verhalten und dem anschließenden Disziplinarverfahren war er mit seiner Versetzung zur Streifenpolizei immerhin noch glimpflich weggekommen. Doch jetzt saß er wieder bei ihnen in der Sonderkommission. Wenn auch etwas kleinlauter.

Ein paar Mal waren sie zusammen ein Bier trinken gegangen, doch Weitz ging Tannen mit seinen Sprüchen auf die Nerven. Tannens Freundin Joyce hatte ausgerechnet Weitz große »Intuitionsfähigkeiten« zugesprochen. Ausgerechnet!

Tannen sah auf die Uhr und stöhnte auf. Auch heute würde es wieder nichts mit einem gemeinsamen Abend werden. Sollte er Joyce anrufen? Unsinn. Sie schien eher froh darüber zu sein, wenn er Überstunden schob. Sie hatte so rein gar nichts von der treusorgenden Freundin, die sich über die Abwesenheit ihres

Partners beschwerte. Da sie als selbstständige Masseurin und Yogalehrerin arbeitete, war sie ohnehin der Meinung, dass den Beamten ein paar Überstunden guttun.

Joyce hatte keine Ahnung, womit er sich hier beschäftigen musste, keine Ahnung, wie es in der Pathologie roch, zu welch grotesker Form Wasserleichen sich aufblähten und welches Grauen hinter ganz normalen Wohnungstüren lauern konnte.

Tannen wandte sich wieder dem Bildschirm zu.

Skarabäen wurden als Amulette getragen, dienten aber auch als Siegel-oder Nachrichtenskarabäen. Amenophis III. ließ Nachrichten in die Unterseite ritzen und schickte damit wichtige Botschaften in die entfernten Provinzen des Reiches. Eine Besonderheit waren die Herzskarabäen, die wesentlich größer waren und auf denen …

Tannen stutzte.

Er ging hinüber zu Mangolds Schreibtisch und fand die Fotos, die die Spurensicherung vom Tatort gemacht hatte. Nichts zu sehen. Aber das konnte er sich doch unmöglich eingebildet haben!

Er ging zurück an seinen Platz. Herzskarabäen wurden auf Mumien gelegt, neben das Herz, las er. Sie waren mit einem Spruch aus dem ägyptischen Totenbuch versehen:

Mein Herz meiner Mutter,

mein Herz meiner Mutter,

mein Herz meiner irdischen Existenz –

Stehe nicht auf gegen mich als Zeuge

Vor den ›Herren des Bedarfs‹!

Sprich nicht gegen mich.

Ein Bittgebet, das ausgesprochen werden sollte, wenn der

Verstorbene vor Toth stand und Toth das Herz gegen eine Feder aufwog. Sie mussten gleich schwer sein, damit der Verstorbene nicht von den Ungeheuern gefressen wurde, sondern in den »ewigen Binsenfeldern« leben durfte.

Die Frau hatte doch an Grabungen teilgenommen! Beglich da jemand eine alte Rechnung? Ging es um Artefakte? Rache? Antikenhandel?

Auf den Fotos, die die Forensiker vom Schreibtisch des Opfers gemacht hatten, war der Zettel nicht zu entdecken, aber Tannen war sich sicher, dass er diesen Satz gelesen hatte: »Sprich nicht gegen mich.«

»Kaja, wie schön dich zu sehen!«, sagte er und riss die Eingangstür weit auf.

»Hallo Lars«, erwiderte sie, und sie spürte sofort ein dumpfes Gefühl in der Magengegend. Gleich würde es losgehen. Er würde über ihre Beziehung sprechen, über alte Zeiten, das ewige Gerede darüber, wer denn nun Schuld am Scheitern hatte, wer, was, wann und wie gesagt, nicht getan oder trotzdem getan hatte.

»Lars, ich würde gern gleich …«

»Moment bitte, Kaja«, unterbrach sie Lars. »Darf ich dir Svenja vorstellen, meine Lebensgefährtin?«

Lars trat einen Schritt zur Seite und gab den Blick auf eine freundlich lächelnde junge Frau frei. Sie war Mitte zwanzig und sah verlegen zu Boden. Kaja streckte ihr die Hand entgegen, doch Svenja machte einen Schritt nach vorn und umarmte sie. Während Kaja immer noch mit einer Hand den Griff des Trolleys umklammerte, fuhr sie mit der anderen flüchtig über Svenjas Rücken.

»Schön, dich kennen zu lernen«, sagt Svenja mit schwyzerdütschem Akzent und sah mit leuchtenden Augen auf Kajas Bauch.

Kaja trat in den Flur und sah sich suchend nach einem Platz für ihren Koffer um.

»Das Zimmer zeige ich dir später, lass uns doch erst mal einen Sekt trinken«, sagte Lars.

Ohne eine Antwort abzuwarten, schob er Kaja in das geräumige Wohnzimmer und nahm eine Flasche Crémant aus einem auf dem Tisch stehenden Eiskühler. Kaja ließ sich das

Glas nur halb voll schenken.

»Darf ich rauchen?«, fragte sie. »Eine am Tag genehmige ich mir.«

»Klar«, erwiderte Svenja. »Ich rauche heute mal eine mit.«

Kaja wandte sich an Lars, der seit ihrer letzten Begegnung bestimmt 15 Kilo abgenommen hatte.

»Und Leonie, ich meine …«

»Lässt sich entschuldigen«, sagte Lars mit gespielt trauriger Miene. »Du weißt ja, wie sie ist. Hat heute Abend noch eine Verbredung, will aber morgen zum Frühstück dabei sein. Erzähl mal, wie geht's dir, was machst du? Du arbeitest jetzt für die Polizei?«

Kaja tätschelte stumm ihren Bauch.

»Ein Haufen Gewicht«, sagte Svenja, und Lars nickte.

Auf die erneute Nachfrage zu ihrer Arbeit bei der Polizei antwortete Kaja einsilbig. Nein, sie wolle nicht ins Detail gehen, und besonders appetitlich sei das eben auch nicht immer.

»Hört sich spannend an. Meine Güte, du musst ja einen Riesenhunger haben«, sagte Lars und zwinkerte seiner Freundin zu.

Beide verschwanden in der Küche, und Kaja sah sich neugierig um.

Der sicher 50 Quadratmeter große Raum war ganz in Grau gehalten. Die Wände bestanden aus nacktem Beton. Neben den Abdrücken der ehemaligen Verschalung waren lediglich kleine Luftbläschen zu sehen. Auf dem Esstisch eine weiße Tischdecke, Musikanlage, davor ein Ohrensessel, über dessen Lehne ein Kopfhörer hing. Sauber, ordentlich und solide. So wie dieses ganze Land.

Svenja strahlte eine zurückhaltende Freundlichkeit aus. Nicht gerade das, was Kaja vermutet hatte. Lars schien diese Beziehung gut zu tun. Er wirkte so entspannt, wie sie ihn sehr lange nicht erlebt hatte.

Ermüdende Gespräche über ihre gemeinsame Vergangenheit waren nun wohl zum Glück nicht zu befürchten. Dass Leonie allerdings ein Treffen mit Freunden vorzog … unglaublich!

»Und Leonie? Die Schule?«, fragte Kaja, als sie am Tisch vor einem Teller mit belegten Broten saßen.

»Soweit ich das beurteilen kann, läuft alles sehr gut«, sagte Lars. »Sie kommt in der neuen Schule gut zurecht. Hin und wieder sehe ich mal die eine oder andere Note, alle ausnahmslos überdurchschnittlich.«

Kaja zog die Augenbrauen hoch.

»Leonie – gut in der Schule?«

Lars nickte.

»Merkwürdig, nicht? Diese internationale Schule gefällt ihr. Sie ist jedenfalls fest entschlossen, nach dem Abitur Wirtschaft zu studieren.«

»Bitte, was? Leonie und Wirtschaft?«

»Sie hat die Karriere entdeckt«, sagte Svenja und nippte an ihrem Glas Sekt.

Knapp zwei Stunden später führte Lars Kaja die Treppe hinunter und zeigte ihr das Gästezimmer.

»Ich hoffe, das wird gehen. Wenn du allerdings Beklemmungen haben solltest …«

Dann drehte er an einem Verriegelungsrad und zog eine dicke Stahltür auf.

Dahinter befand sich ein ebenfalls grau gestrichenes,

geräumiges Verlies.

»Eine Art Luftschutzbunker. War bis vor ein paar Jahren bei jedem Schweizer Hausbau vorgeschrieben«, sagte Lars. »Die Schweizer hatten die Idee, dass darin wenige Glückliche einen atomaren oder chemischen Angriff überleben könnten.«

Kaja zeigte fragend auf zwei funktionstüchtig aussehende Geräte mitten im Raum.

»Frischluftzufuhr mit Filteranlage, daneben eine separate Trinkwasserversorgung. Alles nach Vorschrift. Die Schweizer nehmen diese Dinge sehr genau.«

Die Gästeecke mit Schlafsofa, Tisch, Sessel und kleinem Bücherregal war pragmatisch und durchaus akzeptabel.

»Einen Blick auf die Berge hast du hier allerdings nicht«, sagte Lars. »Oder willst du lieber oben auf dem Sofa …«

»Nein, nein, es wird schon gehen.«

Nachdem Lars wieder nach oben gegangen war, überlegte Kaja, ob sie die Tür schließen sollte, und entschied sich schnell dagegen. Allein die Vorstellung, dass die einrastende Verriegelung sich nicht mehr öffnen ließ, löste in ihr einen Anflug von Panik aus.

Sie packte ihren Koffer aus und sah sich ein wenig in dem Gästeverlies um. Im Bücherregal standen Romane von Philipp Roth, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, einige großformatige Kunstbände und drei abgegriffene Schweizer Reiseführer.

Sie zog den Stadtführer »Zürich« heraus und blätterte durch die Seiten. Ein Foto rutschte heraus und fiel auf den Betonboden.

Kaja bückte sich, hob es auf, sah es sich an und taumelte vor Schreck.

»Das glaub ich nicht!«, sagte sie. »Das ist völlig unmöglich!«

Genau das hatte Peer Mangold vermeiden wollen. Doch Vera hatte darauf bestanden, ihm ihre Informationen über die tote Christiane Harnich nicht am Telefon, sondern bei sich zu Hause mitzuteilen. Noch vor ein paar Monaten hätte er viel dafür gegeben, sich in ihrer Nähe aufhalten zu dürfen. In der ersten Zeit nach ihrer Trennung hatte er Mühe gehabt, seinen Alltag wieder in den Griff zu bekommen. Doch das war nun vorbei. Er hatte sich in seinem neuen Leben ganz gut eingerichtet, und seltsamerweise war das, was er für Liebe gehalten hatte, einfach so verweht.

Mangold läutete. Er würde es kurz halten. Knapp und professionell. Er war nicht hier, um eine verwitterte Beziehung wieder aufleben zu lassen, sondern um zu ermitteln.

Vera öffnete ihm in einem hauchdünnen roten Kleid.

»Hast du vor, noch auszugehen?«, fragte er.

Sie antwortete nicht, sondern öffnete mit ausladender Geste die Tür.

Knapp halten. Professionell sein.

»Es tut mir leid, dass ich dich damit belästigen muss, aber die tote Hobbyarchäologin …«

»Ich hab eine Kleinigkeit zu essen gemacht«, unterbrach sie ihn.

Mangold lehnte ab, doch Vera bestand darauf, wenigstens die Lauchsuppe gemeinsam zu essen.

»Ich höre ja gar nichts mehr von dir«, sagte sie, als sie vor den Schalen mit dampfender Suppe am Tisch saßen.

»Viel Arbeit, deshalb …«

»Christiane Harnich, da gibt es einiges zu erzählen«, sagte sie. »Aber wir könnten ja erst mal in Ruhe essen.«

Nach einer halben Stunde Geplauder, zwei Gläsern Wein und begleitet von Veras äußerst lasziven Blicken, startete Mangold den zweiten Anlauf.

»Es tut mir leid, Vera, aber ich muss später noch ins Präsidium, vielleicht könnten wir …«

»Jetzt noch ins Büro?«

Ihr Blick war eine Spur zu neckisch, und die Art, wie sie seinen Handrücken berührte …

Er musste dringend mit dem Wein aufhören. Es durfte auf keinen Fall so enden wie beim letzten Mal, als sie in ihrem Schlafzimmer gelandet waren. Sie hatten sich getrennt. Sie hatten Klarheit geschaffen. Doch jetzt wurde es ihm schon wieder viel zu vertraulich.

»Hast du Angst?«, fragte sie unvermittelt.

Mangold murmelte: »Unsinn.«

Er habe viel Arbeit, sei angespannt.

»Gut möglich, dass wir da eine große und bisher unentdeckte Serie haben.«

»Verstehe«, sagte Vera, und Mangold hatte den Eindruck, als würde sie ihre Annäherungsversuche vorerst aufgeben.

»Also«, begann sie, »ich kümmere mich, wie du weißt, um die Sumerer, aber es gibt eine enge Verzahnung mit den Ägyptologen.«

»Christiane Harnich war bei euch am Institut beschäftigt?«

»Nein, sie war so eine Art moderner Schliemann. Hat eine Menge Geld geerbt und gönnte sich den Spaß, Forschungsarbeiten zu unterstützen. Und sie war bei

Grabungskampagnen dabei. Außerdem hat sie ein paar Bücher zu dem Thema veröffentlicht und auch die Publikationen einiger Doktorarbeiten finanziert.«

»So eine Art Sponsor für Ausgrabungen?«

»Das auch«, sagte Vera, »aber sie hatte unbestritten großes Fachwissen über die Zeit, insbesondere über die des Alten Reiches. Sie finanzierte und durfte dann dabei sein.«

»Aber an der Uni war sie nicht?«

»Sie hatte kein Interesse daran, sie wollte den Lehrbetrieb nicht, auch keine Studenten, sondern sie wollte forschen.«

»Wie geht so was?«, fragte Mangold. »Gibt es dafür Ausnahmeregelungen?«

»Nicht direkt. Die dortige Antikenbehörde ist eher kleinlich.«

»Und?«

»Nun, sie sponserte hier ein paar Vitrinen für das Ägyptische Museum in Kairo, dort ein paar Grabungsutensilien für die Institute. Dafür durfte sie eben dabei sein.«

»Eine Hobbyarchäologin, die sich mit all ihrem Geld einen Kindheitswunsch erfüllt«, meinte Mangold. »Nach so viel Geld sah ihre Wohnung gar nicht aus.«

»Passt zu ihr«, sagte Vera. »Die Archäologie lag ihr am Herzen. Jedenfalls ist man an der Uni entsetzt. Und das ist noch untertrieben. Etliche der Ausgrabungsprojekte waren nur mit ihrem Geld durchführbar. Da müssen sicher welche abgebrochen oder zumindest verschoben werden.«

»Gab es Konkurrenten, Neider oder so?«

»Jede Menge. Alle, die kein Geld von ihr bekommen haben. Sie hat da sehr genau ausgewählt.«

»Kannst du dir vorstellen, wie ein Heiliger Pillendreher nach

Hamburg kommt?«

»Du meinst das Insekt? Den Skarabäus?«

»Ein lebender Skarabäus. Wir haben Reste in ihrem Magen gefunden.«

»Das sind Kotfresser«, sagte Vera und verzog das Gesicht.

»Könnte er mit den gefundenen Artefakten …«

»Die Ausfuhr ist streng verboten. Ausnahmen gelten ausschließlich …«

»Ja?«

»… für die Zeit, in denen sie hier wissenschaftlich untersucht werden.«

»Und wie kommen diese Artefakte in ihre Wohnung? Wir haben in einem Schrank einen mumifizierten Falken gefunden, Steintafeln, Darstellungen vom ägyptischen Gott Horus …«

»Peer, da hast du ein Motiv für den Mord!«

»Sammlerleidenschaft?«

»Also, wenn es keine Repliken sind, die – unter uns gesagt – sehr, sehr gut sein können, dann hat sie die Stücke illegal hergeschafft. Das würde bedeuten, dass sie mit der Grabräubermafia zu tun hatte.«

»So etwas gibt es noch?«

Vera lachte und entkorkte eine zweite Flasche Wein.

»Die Grabungsstätten sind bestens untertunnelt. Seit Jahrtausenden gibt es Familien, die nichts anderes tun, als sich von Generation zu Generation wie Maulwürfe an die Schätze heranzugraben, um das Zeug ins Ausland zu verhökern.«

»Könnte ein solches Stück nicht bei einer Grabungskampagne abgefallen sein?«

Vera schüttelte den Kopf.

»Vollkommen ausgeschlossen. Es gibt Inspekteure, die sind immer dabei, da wird jeder Fund sofort registriert. Nur ein vermuteter Verstoß, und ganze Institute bekommen für die nächsten Jahrzehnte keinerlei Lizenz mehr.«

Vera entschuldigte sich und verschwand im Bad. Mangold sah sich neugierig um. Wenig hatte sich verändert, seitdem er ausgezogen war. Er hatte ihr die Möbel und einen Großteil der Bücher überlassen.

Ihm war es durchaus recht gewesen, bei null anzufangen, und genau genommen hatte er sich in seiner neuen Wohnung noch immer nicht eingerichtet.

Dort standen die Kartons inzwischen zwar gestapelt in diversen Zimmerecken, doch ausgepackt und eingeräumt hatte er nur das Nötigste. Es war erstaunlich, mit wie wenig ein Mensch auskam. Ebenso erstaunlich war für ihn das Gefühl der Unabhängigkeit, das sich einstellte, wenn nicht alle freien Ecken im Raum mit Erinnerungsstücken, Dekokram und Nippes angeräumt waren.

Mangold erhob sich vom Stuhl und überflog die Regalreihen. Vera hatte die besonders prächtigen Bildbände ins Wohnzimmer geräumt. Auf einem Buchrücken las Mangold den Namen Christiane Harnich.

Er zog den Band heraus und schlug ihn auf. Auf Seite drei stand in eleganter Handschrift und mit Füller geschrieben eine Widmung: »Meiner lieben Vera, für eine unvergessliche Reise auf der Sonnenbarke«. Darunter standen das Datum und Christiane Harnichs Unterschrift. Es war nicht einmal drei Monate her!

»Du kanntest sie also gut?«, rief Mangold.

»Damit wollte ich dich eigentlich morgen überraschen«, hörte

er Veras Stimme. Dann schob sie die Tür auf und drehte sich in einem schwarzen Tanga und dem geöffneten schwarzen Negligee einmal um ihre eigene Achse.

»Kommst du?«, fragte sie.

*

Weitz betrat die Galerie in Eppendorf und sah sich suchend um.

Der Fußboden machte wie schon letztes Mal den Eindruck, als sei er gerade einer Hochglanzpolitur unterzogen worden. An den Wänden hingen Bilder mit seltsam entrückt wirkenden Menschen. Sie standen einander gegenüber, sahen sich jedoch nicht an. Sie erinnerten Weitz an Peter Sienhaupt, der ebenfalls jeden Blickkontakt vermied. Selbst ihm, Weitz, den er aus irgendeinem Grund in sein Herz geschlossen hatte, sah er immer nur auf die Stirn.

»Heute mal in Zivil?«, fragte Marlit Amery, die ihn mit einem Lächeln begrüßte.

Weitz nickte stumm.

»Und?«, fragte Marlit. »Hat mein Espresso es Ihnen angetan, oder was sonst verschafft mir die Ehre?«

»Ihr Charme?«, meinte Weitz.

Marlit lachte.

»Wenn Sie jetzt auch noch anfangen herumzuschleimen, müssen Sie ja eine rasante Persönlichkeitsentwicklung durchgemacht haben.«

Ohne weiter nachzufragen, drehte sich Marlit zur Espressomaschine um und füllte Pulver und Wasser ein.

»Warum haben Sie sich nicht mal gemeldet?«, fragte sie, ohne ihn anzusehen.

»Viel Arbeit«, sagte Weitz.

Ihn beschlich erneut das Gefühl, dass die Galeristin sich über ihn lustig machte. Oder gab es doch eine Spur ernsthaften Interesses? Eher unwahrscheinlich, aber dennoch …

Marlit drehte sich um und nahm zwei Espressotassen von einem Schreibtisch aus der Gründerzeit gegenüber vom Eingang, auf dem auch ein aufgeklapptes Notebook und eine kleine Heizplatte standen.

Behutsam stellte sie die Kanne auf die Platte und setzte sich dann in einen der Sessel.

Weitz nahm ebenfalls Platz.

»Und?«, fragte Marlit, »Ausflug in den Streifendienst beendet?«

»Ja, ein wenig Urlaub zwischendurch muss sein.«

»Na ja, die Uniform und die Nachfragen dieses Herrn Schiermann oder so. Darauf hab ich mir einen Reim gemacht.«

Weitz stöhnte auf. Die Interne hatte tatsächlich herumgefragt, ob er sich korrekt verhalten hatte! Unfassbar! Dabei hatte er den letzten Fall doch überhaupt erst entscheidend vorangebracht.

»Und? Wieder zurück in der Mordkommission?«

»Immer gewesen«, sagte er und deutete auf die dampfende Espressomaschine, die mitten auf dem Schreibtisch ein lautes Fauchen von sich gab.

Marlit klappte den Deckel der Kanne auf, rührte den Espresso mit einem Löffel um und füllte die Tassen.

»Der Mist ist, niemand kann gegen die Interne Ermittlung vorgehen«, sagte Weitz. »Die plaudern einfach Dienstgeheimnisse aus. Und das hat keine Konsequenzen.«

»Und?«, fragte Marlit.

»Was und?«

»Sie sind sicher nicht hier, um ein Bild zu kaufen.«

»Oh nein«, sagte Weitz und tastete in seiner Jackentasche nach dem USB-Stick.

»Ich möchte, dass Sie sich ein paar Fotos ansehen«, sag-te er.

Als er den Stick in den passenden Steckplatz des Computers geschoben hatte, erschienen die Bilder, die Weitz in der Wohnung der Ägyptologin abfotografiert hatte.

Weitz klappte den Deckel des Notebooks ein wenig nach unten.

»Sie sehen sich alles freiwillig an und werden von mir nicht genötigt oder bedrängt.«

»Was soll das?«, sagte Marlit und drückte den Deckel wieder hoch.

»Papyrus«, sagte sie, nachdem sie die Bilder betrachtet hatte. »Damit kenne ich mich nicht aus.«

»Vorausgesetzt es ist echt, ist so etwas wertvoll?«

»Hängt davon ab, wie alt es ist, woher es stammt, aber Sammler würden dafür schon ein hübsches Sümmchen auf den Tisch legen.«

»Es gibt also Sammler, und wo es Sammler gibt, da ist auch ein Markt?«, fragte Weitz weiter.

»Sicher, mit Antiken werden sogar Kriege finanziert. Mal abgesehen vom Terrorismus. Das Gleiche wie mit den afrikanischen Blutdiamanten. Lesen Polizisten denn keine Zeitung?«

»Wer so etwas zu Hause hat, selbst ein wenig herumgräbt …«

»Keine Ahnung«, sagte Marlit. »Da fragen Sie die Falsche.«

Sie öffnete ein Foto, das Weitz von der toten Christiane Harnich aufgenommen hatte, und wich erschrocken zurück.

»Ist das nachgestellt? Oder …«

»Es ist ›oder‹«, sagte Weitz.

Er griff zur Maus, um das Bild zu schließen, doch Marlit schob vorsichtig seine Hand zur Seite.

»Sehen Sie das?«, fragte sie und vergrößerte den Bildausschnitt.

»Eine Feder«, sagte Weitz. »Muss beim Kampf aus einer Kissenfüllung gesegelt sein.«

»Und?«, bohrte sie nach.

»Was und?«

»Haben Sie ein zerfetztes Kissen gefunden? Oder ein Federbett? Etwas in der Art?«

Weitz schüttelte den Kopf.

»Und wieso liegt die Leiche so komisch da? Fast wie ein L«, meinte sie. »Das ist doch völlig unnatürlich.«

*

Kaja fuhr mit der Straßenbahn zum Zürichsee und stieg an einer stark befahrenen Straßenkreuzung aus. Von der Brücke aus beobachtete sie Jugendliche, die einen im Wasser errichteten Sprungturm hochkletterten und sich von oben mit Saltos oder Kopfsprüngen ins Wasser stürzten.

Über dem See lag ein feiner Dunst, der die Konturen der Segelschiffe und Jachten verschwimmen ließ. Vom Wasser her wehte ihr eine sanfte Brise ins Gesicht.

Wie sollte sie Leonie auf das Foto ansprechen, das sie in dem Stadtführer gefunden hatte? Erneut begann ihr Herz zu rasen.

Was um Himmels willen war hier los? Was immer man an Lars auch aussetzen mochte – aber eine sexuelle Beziehung zu seiner eigenen Tochter? In dem Haus, in dem er mit seiner neuen Freundin lebte? Eine Dreierbeziehung? Konnte das sein?

Zum Frühstück war Leonie angeblich deshalb nicht erschienen, weil es zu spät geworden sei und sie am nächsten Tag ohnehin etwas Wichtiges in der Stadt zu erledigen hätte. Was gab es Wichtigeres, als die eigene Mutter zu treffen, die man seit Monaten nicht gesehen hatte?

Leonie vermied jede Nähe. Es war gerade so, als führte ihre Tochter einen Kampf gegen sie. Was hatte sie Leonie nur angetan? War sie entrüstet darüber, dass ihre Mutter schwanger war? Aber sie hatte sich ja schon viel früher von ihr abgewendet.

Kaja ging langsam hinüber zu dem Jahrhundertwendebau, in dem sich die »Kronenhalle« befand. In diesem weit über die Grenzen Zürichs hinaus bekannten Restaurant hatten sie sich verabredet. Wie nett. Ihre Tochter hatte sich erbarmt.

Durch eine Drehtür betrat Kaja das Restaurant. Sie war überrascht über das gediegene und zugleich angestaubt wirkende Inventar. Massive Holztische mit Bänken und Stühlen, ein Tresen, der seit der Zeit, als Lenin von Zürich aus in einem verschlossenen deutschen Eisenbahnwagen nach Russland abgereist war, nicht maßgeblich verändert worden war.

Im Nebenraum waren die Tische gedeckt. Auf den ersten Blick war an dem Geschirr, dem Besteck und den Gläsern zu erkennen, dass hier aß, wer nicht nur Kleingeld mit sich führte. Beeindruckend waren die Bilder. Laut einer unscheinbaren Notiz an der Wand hatte vor einem halben Jahrhundert eine Reihe berühmter Künstler ihre Rechnungen bei der

kunstverliebten Besitzerin mit Bildern beglichen. Völlig ungeschützt, nicht mal durch Glas gesichert, hingen hier Originale von Giacometti, Picasso, Matisse, Chagall und Miró.

»Kann ich auch einfach nur einen Kaffee bestellen?«, fragte Kaja den Kellner. Der verbeugte sich leicht und gab ein freundliches »Selbstverständlich« von sich.

Mit zwanzig Minuten Verspätung – Kaja hätte wetten mögen, dass sie sicher eine Stunde würde warten müssen – schob sich Leonie durch die Drehtür.

»Hallo Mama!«, sagte sie und strahlte sie an.

Sie umarmten sich, doch Kaja spürte sofort, wie kraftlos die Umarmung ihrer Tochter war.

»Da muss man ja aufpassen, dass man den kleinen Wurm da drin nicht zerdrückt«, sagte Leonie. »Das mit dem Geschwisterchen hättest du dir auch mal früher überlegen können.«

»War so nicht geplant«, sagte Kaja.

»Ist das nicht fantastisch? Hast du gesehen, was hier an den Wänden hängt? Stell dir das mal vor! Man sitzt hier, schlägt sich den Bauch mit Züricher Rösti voll und könnte mit seiner Gabel so ganz nebenbei einen Millionenschaden anrichten. Verrückt, was?«

»Ziemlich verrückt. Was macht die Schule?«

»So weit alles klar. Ich hab noch eine Spezialisierung drangehängt, damit ich mich auf einen Platz in einer guten Business School bewerben kann.«

»Ich wusste gar nicht, dass Wirtschaft dich interessiert!«, sagte Kaja.

Leonie zog die Schultern in die Höhe, bat den neben ihnen stehenden Kellner um ein Glas Prosecco und wandte sich dann

wieder Kaja zu.

»Die Welt dreht sich. Ich hab das Gefühl, ich könnte da ein bisschen mitmischen.«

»Wobei mitmischen?«

»Beim großen Spiel.«

»Und das heißt?«

»Ich möchte Unternehmensberatung machen. Später. Du glaubst nicht, was man da alles bewegen kann. Da geht's nicht nur ums Geldverdienen.«

»Nein?«

»Bessere Kommunikation, effektivere Abläufe, Engagement der Mitarbeiter, Vertrauen, Coaching.«

»Aber um reine Menschenfreundlichkeit geht es wohl auch nicht.«

Leonie erzählte von ihrem ganz anderen Leben in Zürich, von neuen Freunden, die sie kennen gelernt hätte, von großen Chancen, die sich eröffnen würden, wenn man wirklich etwas wollte und bereit war, auch mal zwölf Stunden am Tag zu arbeiten.

»Aber man weiß wofür und außerdem bringt es Spaß.«

Wie eine Tochter, die von ihrem Vater missbraucht wurde, wirkte sie nicht gerade. Allerdings, ihr Interesse an der Arbeit und am Leben ihrer Mutter musste auf irgendeinem Altar geopfert worden sein. Es war nur wenige Monate her, seitdem sie aus Hamburg weggezogen war, doch Kaja kam es vor, als säße sie einem vollkommen fremden Menschen gegenüber.

Kaja rührte im Rest ihres Kaffees und starrte auf den Grund der Tasse.

»Ist was?«, fragte Leonie.

»Warum können wir nicht mehr miteinander reden?«

»Sag du es mir, du bist doch die Psychologin.«

»Ehrlich? Willst du es ehrlich wissen?«

»Ja, natürlich«, sagte Leonie.

»Ich hab keine Ahnung«, sagte Kaja.

»Mama, es ist alles in Ordnung. Man nabelt sich nun mal ab, und ich hab eine Menge um die Ohren. Schule, Arbeitskreise, Zusatzkurse, wenn man was will, muss man sich reinhängen. Ich will auf eine dieser Eliteschulen, ich will es unbedingt. Und da machen sie mir nicht die Tür auf, nur weil ich schöne Augen oder lange Beine habe. Oder weil meine Mutter Psychologin ist.«

»Ist das ein Vorwurf?«

»Quatsch! Aber man kann nicht alles aus deiner Sicht sehen. Es gibt da noch andere Dinge, die wichtig sind.«

»Apropos …«

In Leonies Tasche klingelte es.

»Entschuldigung«, sagte sie.

Auch diese aufgesetzte Höflichkeit war neu. Leonie zog ein BlackBerry heraus, sah auf das Display und schob das Gerät wieder in die Tasche.

»Es tut mir leid, aber ich hab einen Termin«, sagte sie.

»Aber …«

»Was Schulisches.«

Sie zwinkerte ihr zu, als würde sie einen anhänglichen Liebhaber abspeisen.

»Leonie …«

»Ich komme später, oder ich ruf an«, sagte Leonie knapp,

stand schon auf und marschierte zum Ausgang. Kurz vor der Drehtür wandte sie sich noch einmal um und rief Kaja ein »'tschuldigung« zu.

Kaja zahlte umgehend die Rechnung und verließ fluchtartig die Kronenhalle.

Hastig überquerte sie die Straße und setzte sich am Ufer des Sees auf eine Betonstufe, die zu einer Art Sonnenterasse gehörte. Sie holte tief Luft.

Wie gerne hätte sie jetzt eine Zigarette geraucht, aber sie musste Rücksicht auf das Embryo nehmen. Nur eine Zigarette am Tag war erlaubt.

»Scheiß drauf«, sagte sie laut und zog die Packung aus ihrer Tasche. Eine verfluchte Zigarette würde dem Kind nicht schaden.

Sie inhalierte tief und sah hinüber auf die mit Hecken und Buschwerk umpflanzten Grundstücke. In den Häusern dahinter erholte sich die Prominenz dieser Welt vom anstrengenden Geldverdienen.

Wirtschaftsbosse, deutsche Schlagersänger und Sportler, amerikanische Schauspieler, windige Makler, sie alle waren ihrem Geld hinterhergezogen und sonnten sich nun auf den Terrassen oder ihren Booten. Sie sparten Steuern und verdienten mit jeder Minute Nichtstun in der Schweiz eine Menge Geld. Sie wurden nicht von Journalisten oder kreischenden Fans belästigt und ließen es sich gut gehen.

Konnte so etwas abfärben? Auf naive, junge Mädchen? War sie klebrig, die Welt des Geldes und des Ruhmes?

Nein, sie durfte nicht ungerecht werden. Im Grunde hatten die Leute eine gute Wahl getroffen. Zürich war eine weltoffene freundliche Stadt. Mit netten Menschen und Kreuzungen, neben

denen Jugendliche in das saubere Wasser eines Sees springen konnten.

Sie musste Leonie auf dieses Foto ansprechen. Bald. Oder sollte sie Lars zu einer Erklärung zwingen?

Wieso um alles in der Welt posierte ein Vater mit seiner Tochter nackt auf einem Foto? Was steckte dahinter?

Peer Mangold lehnte sich in seinem Sessel zurück und schwenkte leicht sein Rotweinglas. Pinot Noir. Dunkelrot und mit einem Geschmack, der so gar nicht massentauglich war. Ebenso wenig wie der Preis.

Der Mörder der Hobbyforscherin musste aus ihrem Umfeld stammen. Alles passte. Bis auf die Kaltblütigkeit, mit der der Täter sein Opfer immer wieder zurück ins Leben geholt hatte. So lange, bis der Körper diese Torturen nicht mehr mitgemacht hatte.

Aber gab es einen Zusammenhang mit der Schwarzhändlerszene? Mit organisiertem Verbrechen? Was wollte man aus der Frau herausbringen?

Handel mit verbotenen Antiken war nicht einmal selten. Erst vor wenigen Wochen war ein Händler auf einer Messe festgenommen worden. Der Mann hatte dort aus einem Museum in Beirut gestohlene Artefakte verkaufen wollen. Das interessanteste Stück war ein mumifizierter Falke gewesen.

Die Spur hatte zu einer Bande geführt, die gezielt Museumspersonal einschüchterte oder bestach, um so an den Inhalt der Vitrinen zu kommen. Doch was konnte in ihrem Fall das Motiv sein?

Nur der Hinweis auf den ersten Toten, den Weitz entdeckt hatte, machte den Fall zum Teil einer Serie.

Wie auch immer – was wollte der Täter, der äußerst professionell vorgegangen war? Sich rächen für die Schändung der Pharaonengräber?

In letzter Zeit hatte es vermehrt Hinweise darauf gegeben, dass professionelle Killer weltweit ihre Arbeitsweise umstellten.

Ging es nicht um Einschüchterung des Umfelds, dann wurde leise getötet. Killer, die zwei gezielte Schüsse in den Kopf und die Brust abgaben, gehörten der Vergangenheit an.

Da es sich oft um Abrechnungen unter verschiedenen Clans innerhalb des organisierten Verbrechens handelte, ging man dezent vor. Grausame Hinrichtungen sorgten nur für Unruhe durch die Medien und brachten unnötig die Polizeibehörden auf Trab. Eine Zielperson zu vergiften oder einen Unfall zu inszenieren, das war die Methode der Gegenwart. Ohne Aufhebens aus dem Weg räumen. Keine Hinweise auf eine Gewalttat liefern. Der gegnerische Clan wusste schon, worum es ging.

Dies passte auf ihren Fall und möglicherweise auch zu dem ersten Opfer.

Was nicht passte, war die Biografie des Mannes. Er war gelernter Bäcker und hatte sein Leben lang in einem Kaufhaus als Verkäufer gearbeitet. Keine Spur von Ambitionen, besonderen Hobbys, bedeutenden Geldbewegungen auf dem Konto oder sonstige Auffälligkeiten. Keine Vorstrafen, nicht mal Strafzettel oder Punkte in Flensburg. Nach dem Tod seiner Frau hatte er zurückgezogen gelebt. Ein normales Rentnerdasein.

Mangold musste mit Wirch darüber sprechen, ob sie sich als Sonderkommission Serienmord überhaupt mit diesem Fall beschäftigen sollten. Bis auf angehaltene Uhren und vermeintliche Wiederbelebungsversuche, die Weitz entdeckt zu haben glaubte, gab es keinerlei Verbindung.

Er füllte gerade sein zweites Glas mit dem Pinot Noir, als Lena hereinplatzte. Ihre schwarzen Haare hatte sie zu einer Hochfrisur hochgesteckt. Sie trug eine schwarze Lederhose und über einer blütenweißen Spitzenbluse eine lederne schwarze Weste.

In den letzten Monaten hatte sich seine Nachbarin als äußerst

anhänglich entpuppt. Sicher, das ging ihm manchmal auf die Nerven, doch eigentlich empfand er ihre erfrischende Art als eine willkommene Abwechslung. Seit sie mit dem Praktikum in der Pathologie begonnen hatte, versuchte sie immer wieder, mit ihm über Mordfälle zu fachsimpeln.

»N'abend alter Mann«, sagte sie, holte sich ein Wasserglas aus der Küche und goss es bis zum Rand mit Rotwein voll.

»Vorsicht«, sagte Mangold. »Das ist ein Pinot …«

»Wie schön, dass du mich nicht mit abgelaufenem Glühwein abfüllst!«

Lena prostete ihm zu und leerte das Glas zur Hälfte.

»Und? Bist du zum Schuss gekommen?«

»Ich wüsste nicht, was dich das angeht.«

»Entspannung ist 'ne feine Sache«, sagte Lena und grinste.

»Du siehst aus …«

»… wie jemand, der dankend abgelehnt hat.«

»Im Ernst?«

»Im Ernst. Können wir vielleicht das Thema wechseln?«

»Soll ich dir was aus der Pathologie erzählen?«

Mangold stöhnte auf und sicherte sich den Rest des Rotweins.

»Erzähl mir doch mal, wie es weitergehen soll. Ich meine, wenn die Zeit in der Pathologie abgelaufen ist.«

»Was hältst du von Obduktionsassistentin?«, fragte Lena. »Wenn ich meine Muskeln trainiere, dann komm ich auch mit der Handsäge zurecht. Du glaubst nicht, was so ein Schädel …«

»Und wie steht's um dein Liebesleben?«

Deutlich erkannte Mangold, dass Lena die Röte ins Gesicht

stieg.

»Volltreffer«, sagte Mangold. »Findest du nicht, dass dieser Rawehls zu alt ist für dich?«

»Zu alt? Ich bin im Jahrgang seiner Studentinnen … Nur nicht so beknackt wie die. Frisches junges Blut. Ich find den schon ganz süß.«

»Und … habt ihr schon …«

»Wüsste nicht, was dich das angeht«, wiederholte Lena Mangolds Satz und zog eine Grimasse.

»Ich gebe den Menschen gern was. Selbst den Lebenden«, fügte sie hinzu.

»Und du meinst, der hat das nötig?«

»Bulle, du weißt doch gar nicht, was los ist. Hast du dir mal die Idioten in meinem Alter angesehen? Die meisten sind nicht ganz dicht in der Birne, und wenn ja, dann saufen sie sich die Hirnzellen weg. Grölen Fußballlieder und sind Nieten im Bett.«

»Alles Idioten«, sagte Mangold mit ironischem Unterton.

»Da find mal jemanden, der zufällig schon mal in einem Buch geblättert hat. Das ist ein gesellschaftliches Drama«, sagte Lena.

»Vielleicht solltest du dich auf die psychologische Betreuung von jungen Männern spezialisieren.«

»Gar nicht so dumm«, sagte Lena. »Aber mit Patienten darf man ja nichts anfangen.«

»Und Rawehls ist eine tolle Alternative? Stört dich gar nicht, dass der Mann sich den ganzen Tag mit Maden und Würmern beschäftigt und sich ansieht, wie die sich im Menschenfleisch so richtig wohl fühlen?«

»Das ist unglaublich spannend«, sagte Lena. »Das FBI hat

sogar ein Übungsgelände. Da haben sie lauter Leichen verbuddelt, und die jungen Agenten dürfen dann den Ablagezeitpunkt herausfinden.«

Immer wieder landete Lena nach kurzer Zeit beim Thema Leichen, die anscheinend eine große Leidenschaft in ihr geweckt hatten. Weiß der Teufel, was sie daran so sehr faszinierte.

Gerade als sie beginnen wollte, über Verwesung zu philosophieren, klingelte Mangolds Handy. Es war Tannen.

»Tut mir leid, aber wir haben eine Tote, und sie könnte zu unserer Serie gehören.«

Mangold sparte sich eine Bemerkung zu der »Serie« und erkundigte sich nach dem Fundort.

»Ein alter Bunker am Hauptbahnhof«, sagte Tannen. »Sie lag in einem Sanitätsraum.«

»Und warum glauben Sie, dass es sich um denselben Täter handeln könnte?«

Tannen räusperte sich.

»Nach Aussage des Kollegen wurde dem Opfer das Blut abgezapft und in Eimern aufgefangen. Die hat der Täter dann um die Leiche herum aufgestellt und teilweise dem Körper wieder zugeführt.«

*

Kaja stand vor einem Einfamilienhaus, das mit hölzernen Streben verziert war. Nachempfundenes Fachwerk.

Der kleine Weg, der sich von der Gartenpforte bis zur Haustür schlängelte, war penibel gefegt, die kleinen Kiefern am Rand sorgfältig beschnitten.

Als Kaja klingelte, hörte sie von drinnen ein Vogelzwitschern.

Sie wartete kurz und läutete dann noch einmal. Wieder nichts.

Sie folgte einem Pfad um das Haus herum und stand vor einer großen Rasenfläche. Im Schatten einer Kastanie standen sicher 30 Volieren, aus denen ohrenbetäubendes Gezwitscher kam.

»Ja, bitte?«, fragte eine Frauenstimme hinter ihr.

Kaja fuhr herum und streckte der Frau aus einem Reflex heraus ihre Hand entgegen. Sie mochte um die dreißig sein, trug einen grünen Kittel und hatte die Haare unter ein Tuch gebunden. Umständlich zog sie sich die Gummihandschuhe von den Händen, ohne den Blick von Kaja abzuwenden.

»Es tut mir leid, ich habe vorn geklingelt …«

»Das höre ich hier hinten nicht«, sagte die Frau.

»Sie sind doch Petra Kluge, die Schwester von Arnd Kluge?«

»Sie kommen wegen des Todes von meinem Stiefbruder? Gibt es noch etwas zu regeln?«

»Oh nein«, sagte Kaja, »ich bin von der deutschen Polizei und hätte ein paar Fragen.«

Petra Kluge sah sie erschrocken an.

»Hat's nicht seine Ordnung? Wissen Sie, wir standen uns nicht nahe. Ich bin ja wesentlich später geboren, mein Vater hatte noch einmal geheiratet … meine Güte, wir liegen zwanzig Jahre auseinander.«

»Wissen Sie, womit sich Ihr Stiefbruder so beschäftigt hat?«

»Beschäftigt?«, fragte sie. »Sie meinen seinen Beruf?«

Kaja nickte.

»Er hat Konditor in Solothurn gelernt, wurde arbeitslos und ist nach Deutschland. Wegen einer Mehlallergie musste er den Beruf wechseln und hat dann in der Schuhabteilung eines Kaufhauses gearbeitet. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Hatte er Hobbys, irgendetwas Besonderes?«

»Davon weiß ich nichts.«

»Hat er sich für Geschichte interessiert? Für altägyptische Geschichte zum Beispiel?«

»Arnd? Nein, das kann ich mir nicht vorstellen. Er hat mir mal erzählt, dass er Münzen sammelt. Aber im Nachlass war nichts. Ich habe das alles durch einen Rechtsanwalt regeln lassen, der hat sich darum gekümmert. Warten Sie.«

Sie drehte sich um und verschwand durch den Wintergarten ins Haus.

Kaja sah sich um. Auch hier war alles sehr gepflegt. Ihrer Buntheit nach mussten die Vögel aus exotischen Gegenden stammen.

Hinter der Kastanie war ein von Bambus und Schilf umwachsener Teich. Dahinter befand sich eine größere Voliere. Soweit sie das aus der Entfernung beurteilen konnte, mussten es Wellensittiche sein, die da aufgeregt herumflogen oder vereinzelt auf Stangen hockten.

Petra Kluge kam zurück und reichte ihr eine Visitenkarte. »Hans Matthiesen, Rechtsanwalt und Nachlassverwalter« stand über der Hamburger Adresse.

»Da ist nicht mal genügend Geld für die Beerdigung übrig geblieben. Er hat ja nach dem Tod seiner Frau sehr zurückgezogen gelebt. Kleine Rente, Sie verstehen?«

Kaja nickte und bohrte noch einmal nach.

»Und Sie sind sicher, dass er kein besonderes Hobby hatte?«

»Ich glaube jedenfalls nicht, dass er ein Hobby hatte.«

»Aber Sie schon.«

»Bitte?«

»Na, Sie züchten Vögel«, sagte Kaja und zeigte zu den Volieren.

»Ach das«, sagte Petra Kluge. »Das ist eine Pension.«

»Eine was?«

»Na ja, eine Vogelpension. Leute, die in Urlaub fahren, bringen mir ihre gefiederten Haustiere, und ich versorge sie dann.«

»Und die Vögel vertragen sich?«, fragte Kaja.

»Na ja, es gibt jede Menge Einzelzimmer«, sagte sie und lachte. »Sehr geräumig und mit Fußbodenheizung.«

»Wirklich komfortabel.«

»Das will ich meinen. Wenn Herrchen und Frauchen dann wiederkommen, gibt es oft Schwierigkeiten.«

»Die Leute sind nicht zufrieden?«

»Oh doch, aber einige Vögel machen ein fürchterliches Geschrei. Die wollen nicht zurück in ihre engen Käfige. Sie gewöhnen sich an die Gesellschaft und die Flugübungen, die sie hier machen können, und dann müssen sie zurück in ihren einsamen Minikäfig auf die Fensterbank. Da hat's dann Unstimmigkeiten.«

»Verstehe. Der Geruch der Freiheit.«

»Es ist der Platz. Außerdem bekommen sie ein Spezialfutter. Einige Vögel kommen hier völlig verängstigt an und blühen dann richtig auf, bekommen leuchtendes Gefieder, singen wieder. Da kann man jeden Tag die Veränderung sehen.«

»Das muss ja toll sein, wenn Ihre Schützlinge so aufleben.«

»Ja, aber da gibt es natürlich auch schwierige Kandidaten. Kommen Sie.«

Sie führte Kaja zu einer Voliere in der Nähe des Wintergartens.

Auf der Stange saß eine Krähe, die kurz ihren Kopf zu ihnen drehte.

»Sie ist beleidigt. Wurde nicht abgeholt und sitzt seitdem stumm auf ihrer Stange. Wenn ich nicht hinsehe, dann lebt sie auf. Ich glaube, sie hat was gegen mich, aber ich weiß einfach nicht was.«

Kaja umrundete den Käfig und machte ein paar schnalzende Geräusche. Die Krähe musterte sie und hüpfte dann auf der Stange.

»Donnerwetter!«, sagte Petra Kluge. »Luzifer scheint Sie zu mögen.«

Sie sah kopfschüttelnd in den Käfig und sagte dann: »Wie wär's? Wollen Sie ihn mitnehmen? Als Spielgefährte für die Kleine da in Ihrem Bauch.«

»›Die‹ Kleine?«

»Ich kann so was sehen. Wird ein Mädchen.«

Das würde Travenhorst gefallen, eine Krähe namens Luzifer als Spielkameraden für ihr Kind …

Kaja lehnte dankend ab und notierte sich die Adresse des Rechtsanwalts, der sich um den Nachlass gekümmert hatte.

»Wollen Sie vielleicht auch die Liste sehen? Ich meine die Liste von dem Nachlass?«

»Sie haben eine Liste?«

Petra Kluge holte drei zusammengeheftete Blätter aus dem Haus und reichte sie Kaja. Die Krähe begann aufgeregt zu hüpfen und stieß ein heiseres Krächzen aus. »Nicht zu fassen«, sagte sie, während Kaja die Liste überflog.

Geschirr, Bücher, Waschmaschine, CDs, elektrische Geräte, ein Röhrenfernseher … das übliche Inventar eines

Rentnerhaushalts. Neben »diverse Anzüge, Hemden, etc.« stand der Vermerk: »Drei Talare plus vier Kragen.«

»Talare?«, fragte Kaja. »War Ihr Bruder Mitglied einer Freikirche oder einer Sekte?«

Nach einer kurzen, aber heftigen Auseinandersetzung hatte Mangold Lena endgültig den Wunsch abgeschlagen mitzufahren. Zwar hätte er ihr gern das hässliche Gesicht des Todes gezeigt. Es war schließlich etwas ganz anderes, Leichen auf einem sauberen Edelstahlgestell in den Obduktionsraum zu schieben oder zu sehen, wie sie in ihrem Blut lagen. In ihrer Kleidung, die sie sich morgens angezogen hatten, ohne zu ahnen, dass sie Schuhe, Hemd oder Hose nie wieder selbst ausziehen würden, dass sie zum letzten Mal einen Knoten in ihre Schnürsenkel gebunden und sich zum letzten Mal vor dem Spiegel rasiert oder geschminkt hatten. Doch das wollte er ihr lieber ersparen.

Gerade der Gedanke an dieses Alltägliche, das so abrupt unterbrochen wurde, flößte ihm immer wieder Entsetzen ein. Er sah kleine Filme, Episoden, in denen die Getöteten die Hauptrolle spielten. Er sah sie einkaufen, ihre Kinder betreuen, die Haushaltskasse durchrechnen, er sah sie auf kleinen Familienfesten und beim Schaukeln ihrer Enkel.

Lenkte ihn das von seiner eigentlichen Arbeit ab? Als Leiter einer Mordkommission brauchte man einen Blick auf Details, nicht auf alltägliche Dinge, die jäh und endgültig unterbrochen wurden, die von einer Minute auf die andere aufhörten. Für immer.

Als er durch seine Wohnungstür gestürmt war, hätte er um ein Haar Hensen über den Haufen gerannt.

Hensen schrie auf und hob dann eine Krücke, als wollte er sich damit verteidigen.

»Hensen! Wieso bist du hier? Was um Himmels willen ist passiert?«

»Bombensplitter, wie sich das gehört für einen ordentlichen Kriegsberichterstatter.«

Auf dem Weg erzählte Hensen Mangold die Kurzfassung seiner Erlebnisse in Afghanistan.

»Ich fahre in ein Kriegsgebiet und werde bei einer Beziehungstat verletzt. Ist das zu glauben?«`

Mangold bremste ein wenig, als er mit Blaulicht auf dem Dach die rote Ampel passierte.

»Ein Bombenanschlag aus Rache, bei dem zwei Soldaten sterben? Nur weil ein Soldat seine Geliebte nicht mit in die Heimat nimmt? Hab ich das richtig verstanden?«, fragte er.

»Genau das. Der Mann hat ihr Versprechungen gemacht. Aber das ist da unten schwerwiegend. In ihr Dorf konnte die Frau jedenfalls nicht mehr zurück.«

»Was ist mit deinem Bein?«

»Dasselbe Bein, das es bei meinem Motorradunfall erwischt hat. Kannst du dir das vorstellen? Unglaublich, oder?«

»Wenigstens ist dir nicht dein anderes Ohr abgefallen.«

Mangold deutete auf das linke Ohrläppchen Hensens, das durch einen Streifschuss abgerissen war.

»Ich bin eindeutig zu alt für so was«, sagte Hensen. »Jetzt hab ich zwar eine super Story, aber keine Bestätigung durch die Bundeswehr.«

»Wurde das denn nicht untersucht?«, fragte Mangold.

»Klar, aber man leugnet, dass es sich um eine Beziehungstat handelt, das passt nicht ins Bild. ›Terroristischer Angriff‹ lautet die Parole.«

»Wirst du nachhaken?«

Hensen nickte stumm und ließ sich dann von Mangold

berichten, wohin sie fuhren und worum es überhaupt ging.

»Ausgerechnet Weitz hat euch darauf aufmerksam gemacht?«

»Ausgerechnet. Aber ich hab das Gefühl, die paar Wochen Streifendienst haben ihm ganz gut getan«, antwortete Mangold. Dann zeigte er auf die Krücke und sagte: »Wir müssen eine Treppe runter. Wirst du das schaffen?«

»Das Ding ist nur Show«, sagte Hensen. »Außer einer kleinen und gut versorgten Wunde ist da nichts. Na ja, ich höre manchmal ein Rauschen. ›Detonationstrauma‹ nennen das die Ärzte.«

»Also, was ist: Warum tötet jemand und führt dann eine Wiederbelebung durch?«

»Ein misslungenes Verhör?«

Sie parkten den Wagen neben der Kunsthalle und gingen zu Fuß zum Bunkereingang.

»Die Reliquien vom nicht ausgebrochenen dritten Weltkrieg. Ich hatte keine Ahnung, dass diese Bunker noch in Betrieb sind«, sagte Mangold.

»Sind sie auch nicht. Aber in den sechziger und siebziger Jahren hat man sie wieder hergerichtet.«

»Woher weißt du das?«, fragte Mangold.

Hensen berichtete ihm, dass er vor ein paar Jahren eine Reportage über die Nutzung der letzten Tief-und Hochbunker geschrieben hätte. Weil der Abriss der Bunker sehr teuer sei, würden sie in der Regel für allerlei Zwecke genutzt. Fotolabore seien darin ebenso untergebracht wie Restaurants oder Cocktailbars. Einige dienten über Jahrzehnte als Übungsbunker für Musikbands. Andere habe man als Stützmauern für neue Wohnungen genutzt.

»Und Tiefbunker?«, fragte Mangold. »Was macht man

damit?«

»Letztes Jahr haben sie darin Obdachlose untergebracht.«

Sie stiegen eine schmale Eisentreppe hinab, die in einen Vorraum führte.

Ein muffig-säuerlicher Geruch hüllte sie ein. Sie gingen durch eine erste Tür, dann durch zwei gewaltige Stahltore mit armdicken Stahlriegeln. Links davon an der Mauer war in zwei Meter Höhe eine mit Panzerglas verschlossene Aussparung eingelassen.

»Hier sollten sie verrecken«, sagte Hensen.

»Wer?«

»Die Strahlen-oder Giftgasopfer, die es nicht rechtzeitig schaffen.«

Ein Polizist wies ihnen den Weg durch einen schmalen Gang. Vorbei ging es an einem Raum, in dem die Wasserversorgung mit Zugang zum eigenen Brunnen untergebracht war.

Sie gelangten in einen Saal, der aussah wie ein überdimensionierter Straßenbahnwagon aus den 1950er Jahren. Die unbequemen Sperrholzbänke waren durch metallische Absperrungen voneinander getrennt. Es gab hölzerne Kopfstützen und darüber Haken für die Kleidung.

»Hier drinnen sollten die Menschen wochenlang durchhalten?«, fragte Mangold.

Hensen antwortete mit einem Achselzucken.

»Das ist übrigens die Küche für 2000 Leute«, sagte Hensen und zeigte auf eine Nische.

Auf dem eingebauten Tisch standen zehn Aluminiumtöpfe, daneben zwei Herde.

»Wir müssen in den Sanitätsraum, da, hinter den Duschen«,

sagte ein Uniformierter.

Hensen und Mangold passierten den Maschinenraum, in dem die Frischluftanlage mit den Filtersystemen untergebracht war. Die altertümlichen Maschinen wirkten gepflegt und einsatzbereit.

»Wer kümmert sich um den Bunker?«, fragte Mangold Hensen.

»Soweit ich weiß gibt es einen Verein, die halten alles in Schuss und machen hier ab und zu Veranstaltungen.«

Der etwa 15 Quadratmeter große Sanitätsraum war mit Arzneischrank, Tisch, zwei Stühlen und zwei Pritschen ausgestattet. Beide waren mit groben Leinentüchern bedeckt. Auf einer der Pritschen lag die entkleidete Tote. In beiden Armen steckten Injektionsnadeln mit Zugängen für jeweils drei Kanülen. Zwei durchsichtige Schläuche mit Resten von Blut schlängelten sich über den Fuß-boden.

Neben der Pritsche befand sich ein blassgrüner Ständer, an dem ein Tropf befestigt gewesen sein musste. Auf der zweiten Pritsche lag eine bis zur Hälfte mit Blut gefüllte Spritze.

Mangold bückte sich zu den auf dem Boden stehenden beiden Plastikeimern, mit denen der Täter einige Liter Blut aufgefangen hatte. Der direkt daneben stehende Heizlüfter war noch immer mit einer Steckdose verbunden.

Ohne ein Wort zu sagen, zog Hensen seinen Skizzenblock aus der Tasche und begann die Szenerie zu zeichnen. Mangold bemerkte das Zittern seiner Hände. Der Anschlag hatte ihn offenbar mehr mitgenommen, als er zugeben wollte.

Zwei Gerichtsmediziner in blauen Overalls knieten neben der Leiche.

»Wie passt das alles zusammen?«, fragte Mangold.

Einer der Gerichtsmediziner drückte seine Kapuze nach hinten und erhob sich ächzend. Mangold sah die Knieschützer, die sich der Mann umgebunden hatte.

»Hab ich meinem Sohn abgeschnackt«, sagte der ungefähr Dreißigjährige, der sich sofort wieder der Toten zuwandte.

»Tja, wie passt das zusammen? Roll on, roll off, würde ich sagen. Am linken Arm hat er ihr Blut abgezapft und am rechten wieder zugeführt. Der Täter muss Spaß am Spiel mit Blut haben.«

»Können Sie sagen, wann die Frau …«

»Ausgeschlossen«, sagte der Gerichtsmediziner. »Sehen Sie den Heizlüfter? Wir wissen nicht, welche Temperaturen hier drin waren.«

»Ungefähr?«

»Einen Tag, plus minus vier Stunden. Aber nageln Sie mich nicht fest, wir müssen sie erst auf unserem Tisch haben.«

Mangold entdeckte Tannen, der hinter ihnen den Raum betreten hatte und sich mit versteinerter Miene umsah.

Mangold nickte ihm grüßend zu.

»Verdecken wollte er die Tat ganz bestimmt nicht.«

»Möglich, dass er weiß, dass wir ihm auf der Spur sind«, sagte Hensen. »In dem Fall braucht er sich keine Mühe mehr zu machen. Im Gegenteil, jetzt präsentiert er uns seine Arbeit.«

»Oder er wurde gestört«, warf Mangold ein. »Ist nicht mehr dazu gekommen, die Frau wegzuschaffen.«

Er wandte sich an den Gerichtsmediziner.

»Das fehlende Blut wäre doch aufgefallen?«

»Sicher«, sagte der Arzt, »wenn sie denn überhaupt obduziert worden wäre.«

»Was meinen Sie damit?«, fragte Mangold.

Der Gerichtsmediziner trat einen Schritt zurück und sagte:

»Nun ja, nehmen wir an, ein Ambulanzfahrer liefert die Frau so im Krankenhaus ab, erzählt etwas von inneren Blutungen, Blutinfusion und einem zweiten Zugang für Medikamente, das wäre eher normal. Keineswegs sicher, dass man sie in die Pathologie geschickt hätte.«

»Das heißt, mit ein wenig Geschick und einer guten Story entsorge ich einfach meine Leichen im Krankenhaus?«, fragte Hensen dazwischen.

»Eine Leichenschau hätte es gegeben, aber solche Fälle gibt es zu Tausenden. Hätte jemand eine gute und nachweisbare Story, wo und in welcher Situation er die Frau eingeladen hätte …«

Für Mangold waren das alles Spekulationen. Wo sollte man einen Krankenwagen herbekommen, wie einen Unfall inszenieren oder erklären, wer einen benachrichtigt hätte? Zu viele offene Fragen. Dennoch, der Täter hätte seine Tat verbergen können. Dass er ihnen aber im Gegenteil die Tote in diesem Zustand präsentierte, konnte sehr bewusst so inszeniert worden sein.

Hensen trat dicht an die unverputzte Wand.

»Siehst du das?«, fragte er Mangold.

»Ein Schriftzug. Der kann auch schon vorher da gewesen sein.«

»Sein großer Name sei gepriesen in Ewigkeit und Ewigkeit der Ewigkeiten«, las Hensen vor.

Tannen begann den Text in seinen Computer einzugeben, doch Hensen winkte ab.

»Das ist eine Zeile aus dem Kaddisch, dem jüdischen

Totengebet.«

»Nicht auch noch ein antisemitischer Hintergrund«, stöhnte Mangold und wies einen Forensiker an, die Stelle an der Wand genauer zu untersuchen.

»Könnte es nicht auch Zufall sein?«, fragte Mangold.

»Nicht sehr wahrscheinlich«, widersprach Hensen. »Blut hat im jüdischen Glauben eine besondere Bedeutung.«

»Du glaubst, er spielt verschiedene Todesrituale durch? Warum?«

»Vielleicht sieht er sich als neuen Messias. Oder er will sich über die Religionen erheben. Keine Ahnung«, sagte Hensen.

»Du warst beim Blut im jüdischen Glauben.«

»Ja, es wird im Alten Testament mit dem Leben oder der Seele gleichgesetzt. Ein heiliges Element. Das Blut von geschlachteten Tieren darf nicht verzehrt, sondern muss der Gottheit zurückgegeben werden.«

»Auffangen, und dann?«

»Es sollte einfach wieder in die Erde fließen«, sagte Hensen.

Tannen bückte sich und zog eine blutige Feder unter der rechten Pritsche hervor.

»Spielen Federn auch eine Rolle?«, fragte er.

»Keine Ahnung«, sagte Hensen. »Da musst du einen Religionsexperten fragen.«

»So tief im Keller und umgeben von dicken Betonwänden wird das wohl nichts«, sagte Mangold zu Tannen, der eine Internetverbindung herzustellen versuchte.

Der Forensiker untersuchte mit seiner Lupe die Einritzung in der Wand. Er träufelte eine Tinktur auf einen Wattestab und rieb damit über einen der Buchstaben. Dann bückte er sich und

suchte die Stelle auf dem Boden unter der Wand ab.

»Lässt sich nicht datieren«, sagte er. »Zumindest gibt es keine Partikel in den Einritzungen. Keine Reste von Metall oder Farbstoffen. Wie es aussieht, wurde mit einem Stück Beton geritzt.«

Er zog eine Kamera aus seiner Tasche, schraubte das Makro auf den Verschluss und machte ein paar Großaufnahmen von dem Schriftzug.

Mangold bat ihn, mit einem Panoramaobjektiv auch eine Aufnahme von dem Raum zu machen.

»Rufen Sie mich an, wenn Sie noch etwas finden«, sagte Mangold und deutete Hensen und Tannen, ihm zu folgen.

An der Schleuse nahm ein uniformierter Kollege die Aussagen von zwei Mitgliedern des Vereins auf, die sich um diese Anlage des Zweiten Weltkrieges und des Kalten Krieges kümmerten. Sie waren an ihren schwarzen T-Shirts mit der aufgedruckten Webadresse des Bunkervereins zu erkennen.

Mangold trat auf sie zu. Es waren eine Frau und ein Mann.

»Wir werden Sie später noch ausführlich befragen«, sagte Mangold. »Aber für den Augenblick hätte ich gern gewusst: Wer hat die Tote entdeckt?«

»Ich«, sagte die Frau.

Mangold fragte sich, ob ihre blasse Gesichtsfarbe von der Vereinsarbeit im Bunker oder dem Schrecken herrührte.

Die Frau gab an, dass es zahlreiche Schlüssel für die Bunkeranlage gab. Einige davon habe der Verein, andere die Kulturbehörde und der Zivilschutz.

»Und auch das Denkmalschutzamt«, ergänzte sie.

Sie stiegen die Treppen hinauf. Unvorstellbar, in solch einem

Bunker Tage oder gar Wochen zu verbringen, während der atomare Fallout jedes Leben in der Stadt vernichtete, dachte Mangold. Sein Handy läutete. Er nahm das Gespräch entgegen und spähte hinüber zu Hensen, der die frische Luft tief einsog.

Wirch beschwerte sich ohne Begrüßung darüber, dass Mangold nicht zu erreichen sei. Und überhaupt, wo er denn bitte schön so lange stecke!

»Im Tiefbunker beim Hauptbahnhof.«

»Verstehe, kein Empfang. Ist es derselbe Täter? Gab es Wiederbelebungsversuche?«

»Ja, sieht so aus. Von einer verdeckten Tat können wir jetzt nicht mehr sprechen.«

»Hören Sie zu, Mangold, das ist jetzt eine wichtige Frage: Gibt es Hinweise auf einen antisemitischen Hintergrund?«

Mangold spürte, wie sein Mund trocken wurde. Hensen und Tannen sahen ihn neugierig an.

»Möglich«, sagte Mangold. »Aber wie kommen Sie darauf? Wir haben an der Wand eine Zeile aus dem jüdischen Totengebet gefunden.«

»Was heißt gefunden?«

»In die Wand geritzt. Könnte sich da aber auch schon länger befunden haben. Die Forensiker sind noch nicht so weit.«

Am anderen Ende der Verbindung war Wirchs Schnaufen zu hören.

»Großer Gott!«, meinte er. »Kommen Sie sofort zurück ins Präsidium. Wir haben eine weitere Tote.«

»Ebenfalls mit religiösem Bezug?«

»Der Frau wurde der Schädel eingeschlagen.«

»Und was hat das mit unserer Serie zu tun?«

»Auf der Schädeldecke haben die Pathologen den Abdruck eines Davidsterns entdeckt.«

Heute

»Mangold, ich sehe die Frage in Ihren Augen. Aber es ist nichts Persönliches, glauben Sie mir. Ich habe nichts gegen Sie. Nun, wenn ich ehrlich bin, ich mag Sie sogar. Ich weiß, das ist schwer zu verstehen. Aber nehmen Sie es einfach hin. Und verzeihen Sie die unbequemen Umstände. Sie sind unumgänglich. Glauben Sie mir. Mir bereitet es keineswegs Spaß, Sie zu quälen. Ihnen Schmerzen zuzufügen. Es muss sein. Leider.

Ist ES nicht perfekt wiederauferstanden? Sehen Sie nur die Malereien dort am Felsen, und die Masken. Sie werden Ihnen helfen, sie werden Sie begleiten. Auch wenn es nicht so aussieht, Sie sind in guter Gesellschaft. Sie sammeln doch all diese Tunnel, nicht wahr? Ja sicher weiß ich davon. Ich habe sie mir sogar angesehen. Sie haben mich darauf gebracht. Wer, wenn nicht Sie?

Jetzt werden Sie den geheimnisvollsten, den schwärzesten und hoffnungslosesten aller Tunnel erkunden. Sie dürfen hinabsteigen.

Am Ende lösen sich alle Fragen in Rauch auf, in nichts als weißen, schwerelosen Rauch. Er zieht durch den Raum und verschwindet. All Ihre Fragen werden beantwortet. Ein für alle Mal.

Wissen Sie, es ist schade, dass es außer mir noch niemand weiß. Aber Sie werden die Welt verändern, Sie werden das letzte Terrain erobern, das noch unentdeckt ist. Bis auf ein paar Flecken in der Tiefsee, die man jetzt allerdings mit Robotern durchpflügt.

Sie werden diesen schwarzen Fleck auf der Landkarte unserer Seele erkunden. Bisher hat es noch niemand gewagt, und auch wenn Sie nicht ganz freiwillig aufbrechen, wird das Ihren Ruhm nicht mindern.

Mangold, Sie sind im Auftrag der Menschheit unterwegs.

Nach dieser Reise wird nichts mehr so sein, wie es einmal war.

Mangold, ich muss mich entschuldigen, aber es gibt keinen anderen Weg. Ich habe es versucht. Wieder und wieder. Und ich bin nicht der Erste. Denken Sie an die Terrakotta-Armee des ersten chinesischen Kaisers. Ein kläglicher Versuch, sicher, aber immerhin ein Versuch.

Mangold, wir gehen einen konsequenten Weg, und anschließend wird wirklich nichts mehr sein wie es einmal war. Nicht einmal die Wirklichkeit. Einverstanden?

Vertrauen Sie mir. Nein, besser, Sie vertrauen mir nicht. Es gibt keine Stütze mehr für Sie. Keinen Halt.

Halten Sie dies nicht für überspanntes Gerede. Es sind Ratschläge, es ist eine Karte. Sie müssen das jetzt bei sich behalten.

Sie müssen Ihre Erinnerungen bei sich behalten, all das, was Sie gesehen haben. In all den Jahren. Blut, Hirnmasse an Wänden, abgeschnittene Glieder. Die einsamen Angehörigen, die vor den Kühlschränken der Pathologie stehen und nicht fassen können, was sie da sehen. Denken Sie daran. An die aufgerissenen Münder, die schreckgeweiteten Augen, die in der Pathologie aufgeschnittenen Körper. Die ins Leere starrenden Augen. Das Fleisch, das Blut und die Seele. Kann man die Seele

riechen, Mangold? Mein ganzes Leben habe ich mich das gefragt. Nicht diese nach Ammoniak stinkende Angst, ich meine die Seele. Wonach riecht die Seele? Nach Pfefferminz, Vanille? Nach einer Baumrinde? Nach Babypuder? Oder beginnt sie zu riechen wie ein altes Stück Fleisch, das man aus einer über Monate vergessenen Plastikverpackung schält?

Sie werden alles wissen, Mangold. Dann gibt es keine Furcht mehr. Niemand wird mehr zittern. Die Menschen werden sich vorbereiten können, sie werden zuversichtlich sein. Durch die Angst gehen und sie gleichzeitig dabei verlieren.

Sie haben es gewusst, nicht wahr? Die Feder hat es Ihnen gesagt.

Nein, Mangold, versuchen Sie nicht das Klebeband abzustreifen. Es ist nicht wichtig, dass Sie antworten. Sie müssen die Bilder entstehen lassen. Vor Ihren eigenen Augen. Das wird Ihnen helfen, da im Dunkeln den Weg zu finden. Sie werden geleitet, aber Sie sind es, der den Weg finden muss.

Glauben Sie mir, es wird viele Abzweigungen geben. Und Irrwege. Und Wächter. Geben Sie alles auf, nichts ist mehr wichtig. Lassen Sie los und marschieren Sie mutig vorwärts. Es gibt für Sie nun keinen anderen Weg mehr.

Es ist eine schmale Höhle, aus der es keinen Rückzug gibt, sondern in der es nur noch vorwärts geht. Sie können die Arme nicht benutzen. Ihre Finger krallen sich in den Stein, ziehen den Körper ein paar Zentimeter weiter. Die Beine lassen sich nicht mehr anwinkeln, nur die Fußspitzen helfen, den Körper weiter vorzuschieben. Links und rechts nichts als

Felsen. Es gibt nur diesen einen Weg. Und es wird immer enger.

Beachten Sie nicht, was links und rechts von Ihnen passiert. Lassen Sie sich nicht ablenken, nicht verlocken. Und Mangold: Träumen Sie nicht. Träumen Sie auf keinen Fall. Öffnen Sie die Augen und sehen Sie. Ach Mangold, haben Sie meine Stimme erkannt? Ja, wir kennen uns.

Unglaublich, Marlit hatte ihn geküsst! Flüchtig zwar, aber sie hatte ihn geküsst. Und sie hatten sich zum Essen in einem Restaurant in St. Georg verabredet.

Nein, Weitz traute ihr nicht. Er musste aufpassen. Was verbarg sich hinter diesem dauernden Gegrinse? Er erwartete jeden Augenblick, dass sie ihm ins Gesicht lachte und fragte, was er denn eigentlich von ihr wollte.

Dennoch, selbst wenn sie ein Spielchen mit ihm trieb, warum sollte er nicht mitspielen? Mal abwarten, wie weit sie gehen würde. Zugegeben, ihre Gesellschaft war angenehm. Sie machte ihn nicht nieder und hielt auch mal die Klappe, wenn sie anderer Meinung war als er.

Hatte sie sich tatsächlich in ihn verliebt? Eigentlich spürte er so etwas, aber bei Marlit …? Eigentlich war sie eine Frau, die Chancen bei ganz anderen Männern hatte. Mit ihrem Aussehen, dem gazellenhaften Körper, ihrem gepflegten Äußeren, den teuren Klamotten – und dann ein Bulle mit wackeligem Pensionsanspruch? Solche Frauen heirateten ihren Chef oder hatten zumindest eine Affäre mit ihm. Oder sie schnappten sich einen von diesen Galeristen-Fuzzis. Vielleicht auch einen Oberarzt, der zufällig des Weges kam und sich in der Galerie die Zeit zwischen zwei Visiten vertrieb.

Irgendetwas stimmte da nicht.

Weitz stieg die Treppen des Klinkerbaus aus den fünfziger Jahren hinauf. Linoleumboden, Bohnerwachs und der Geruch nach einer verwesenden Ratte, die man mit Lavendel eingesprüht hatte.

Ja, er hätte gern die Fotos aus der Wohnung des zweiten

Opfers an Mangold weitergegeben. Fotos vom Tatort, an dem sie die Hobbyforscherin gefunden hatten und auf dem auch diese Feder zu sehen war.

Aber wie würde das aussehen? Der Chef hätte ihn doch sofort gefragt, warum er die nicht gleich auf den Tisch gelegt hatte. Andererseits waren es private Aufnahmen, die er da am Tatort gemacht hatte. Ohne jeglichen Auftrag. Was konnte er dafür, dass der Hausmeister und die Kollegen da durchgetrampelt waren und die Frau aus der Seitenlage auf den Rücken gedreht hatten?

Nein, er würde diese Fotos und das ursprüngliche Tatortbild schon richtig auszuwerten wissen. Bei ihm ging nichts verloren. Die Feder, die Marlit auf den Bildern entdeckt hatte, tauchte im Bericht der Spurensicherung nicht mehr auf. Möglich, dass sie gar nichts zu bedeuten hatte. Und seine kleine Notlüge mit den angehaltenen Uhren bei beiden Opfern hatte Mangold doch erst auf Trab gebracht. Was sollte man ihm da vorwerfen? Schließlich handelte es sich den Gerichtsmedizinern nach eindeutig um Mord. Außerdem war er vorsichtig gewesen und hatte Handschuhe benutzt.

Auch sein Kollege dürfte davon nichts mitbekommen haben.

Das Entscheidende waren die Male durch den Defibrillator gewesen. Und das Fehlen eines Notarztes.

Er – und nur er – hatte eine Mordserie entdeckt, das allein zählte. Dann dieser Zettel mit dem Satz »Sprich nicht gegen mich«, den er aus einem Reflex heraus an sich genommen hatte, den würde er bei passender Gelegenheit einfach unter die Asservate schieben. Der war sicher nicht so wichtig.

Im Gegenteil, wenn er seinen kleinen Informationsvorsprung richtig nutzte, würde man sich hüten, ihm ein neues Disziplinarverfahren anzuhängen. Unter dem Strich zählten

Ergebnisse.

Die Wohnung, in der Arnd Kluge gewohnt hatte, war bereits wieder vermietet worden.

Weitz erinnerte sich, wie er mit dem bescheuerten Kollegen Schröder zu diesem Einsatz gerufen worden war. Das Opfer hatte friedlich mit freiem Oberkörper auf dem Boden gelegen. Er hatte sich gleich gewundert, warum sie mit Hilfe des Hausmeisters die Wohnungstür hatten öffnen lassen müssen.

Weitz klopfte laut bei der Nachbarwohnung an. Er presste sein Ohr gegen die Tür, doch es war nichts zu hören.

Nebenan wurde geöffnet, und eine grauhaarige Frau sah ihn fragend an. Bevor sie die Tür wieder schließen wollte, sprach sie Weitz an.

»Wer sind Sie?«

»Polizei«, sagte Weitz und kramte seinen Dienstausweis aus der Tasche.

Die Frau warf einen Blick darauf und sah Weitz weiter skeptisch an.

»Und der ist echt, ja?«

»Unbedingt«, sagte Weitz. »Und ich habe eine gute, eine sehr gute Nachricht für Sie.«

»So?«

»Ich werde Sie nicht festnehmen, Sie nicht in Handschellen abführen. Wie finden Sie das?«

Die Frau ließ irritiert die Arme fallen.

»Das war ein Scherz, nur ein Scherz, aber ich hätte da doch ein paar Fragen zu Ihrem verstorbenen Nachbarn Arnd Kluge.«

Mit skeptischem Gesichtsausdruck bat die Frau ihn herein.

Die Wohnung war sauber und trotz der Enge gemütlich

eingerichtet. Auf dem Tisch ein Häkeldeckchen und drum herum eine graue Garnitur. Neben der Wohnungstür stand ein Rollator.

»Wie kommen Sie mit dem Ding denn die Treppen runter?«

»Gar nicht«, sagte sie. »Ich versuche es ohne, weil wenn ich den unten stehen lasse, dann wird er geklaut.«

»Wer klaut denn Rollatoren?«

»Keine Ahnung.«

»Da werde ich Ihnen mal meinen Kollegen Schröder vorbeischicken.«

»Machen Sie das. Sie haben Fragen zu Herrn Kluge?«

»Genau, ich hätte gern gewusst …«

»War es Mord?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Der war doch noch ganz gut beinander, da fällt man doch nicht einfach so um und ist tot.«

»Tja«, sagte Weitz, der kurz überlegte, ob er der Erinnerung der Dame mit einer rüden Bemerkung auf die Sprünge helfen sollte. Er verwarf den Gedanken. Schon wieder eine Beschwerde und dann von einer Rentnerin, der man die Rollatoren klaute. Nein, das musste nun wirklich nicht sein.

»Wir untersuchen die näheren Umstände seines To-des.«

»Der liegt doch schon längst unter der Erde, die Wohnung ist doch schon wieder vermietet.«

»Wir geben keine Ruhe, bis …«

»Das hängt sicher mit dem Bild zusammen. Oder mit der halben Million.«

»Eine halbe Million?«, fragte Weitz. »Wovon reden Sie?«

»Na der Herr Kluge hat doch bei so einem Gewinnspiel

gewonnen.«

»Auf seinen Konten haben wir aber keine halbe Million gefunden.«

»Sehen Sie, das ist der Beweis: Es war ein Verbrechen.«

»Was für ein Gewinnspiel?«

»Das weiß ich auch nicht. Der Herr Kluge hat mir das Schreiben gezeigt. Das war nicht so eine Werbung. Das war persönlich, das Schreiben. Ein Herr wollte vorbeikommen und alles Weitere besprechen.«

»Und Herr Kluge hat das ernst genommen?«

»Oh ja, das kam doch per Einschreiben und in einem ganz normalen Umschlag. Keine Werbung oder so.«

»Und was war das mit dem Bild?«

»Ach ja, das Bild. Das war sein ganzer Stolz. Nie würde er sich davon trennen, hat er gesagt. Da würde er lieber trocken Brot essen. Er hat es zusammen mit seiner Frau ausgesucht, und es erinnerte ihn jeden Tag …«

»Was war das für ein Bild?«

»Also mein Geschmack war das nicht. Das war auch gar kein richtiges Bild. Nur so eine Zeichnung. Mit Bleistift. Zwei nackte, tanzende Mädchen und ein Baum. Aber man musste schon sehr genau hinsehen, um das zu erkennen. Aber für Herrn Kluge war das eben ein Erinnerungsstück.«

»Wissen Sie den Namen des Malers noch?«

»Na, klar«, sagte sie. »Der taucht manchmal sogar im Kreuzworträtsel auf. Kirchner hat der geheißen. Ernst Ludwig Kirchner.«

*

»Lars, ich muss mit dir reden«, sagte Kaja. »Wollen wir hier

oder …«

Svenja sprang von ihrem Sitz hoch und sagte: »Kein Problem, ich wollte sowieso noch etwas zu essen holen.«

Lars musterte Kaja mit einer Mischung aus Belustigung und Überraschung.

»Meine Güte«, sagte er, »hab ich Schwarzgeld angelegt? Jemanden umgebracht?«

»Die Angelegenheit ist leider nicht witzig.«

Ohne ein weiteres Wort zog sie das Foto aus ihrer Tasche, auf dem Lars und Leonie nackt posierten.

Lars nahm das Bild, sah es an, sah sie an, sah erneut auf das Bild und begann, lauthals zu lachen.

»Ich finde das überhaupt nicht lustig. Ich weiß zwar, dass Leonie volljährig ist, aber …«

»Das ist Kunst«, sagte Lars und erhob sich von der Couch. Er ging zu einem der weißen Regale, suchte ein paar Sekunden und zog dann einen Katalog heraus.

»Galerie Morgenthau«, las Kaja auf dem Einband. Darunter der Titel der Ausstellung: »Hanglock: Dad-Daughter«.

»Und was soll das?«, fragte sie.

»Sieh es dir an.«

Kaja überflog die Seiten mit Schwarz-Weiß-Fotografien, die Männer und Frauen in unterschiedlicher Umgebung zeigten. Beim flüchtigen Durchblättern fand sie lediglich zehn Doppelporträts, bei denen die Akteure nackt auf dem Foto posierten.

»Noch mal, was soll das?«

»Ein Künstler hat angefragt, ob wir das machen würden. Ich habe abgelehnt und Leonie davon erzählt. Aber sie wollte es.

Wollte es unbedingt.«

»Du hättest nein sagen können.«

»Hätte ich, aber du weißt selbst, wie überzeugend deine Tochter sein kann.«

»Wie kommt dieses Bild in den Reiseführer?«

»Ob du es glaubst oder nicht, ich wollte es dir zeigen und habe es in den Reiseführer gesteckt. Ich dachte, du würdest dir den schnappen, außerdem …«

Lars stöhnte auf, erhob sich und zog aus einer Schublade einen Stapel Postkarten, den er durchsuchte.

»Kaja, das wurde in der Galerie neben zahlreichen anderen Fotos ausgelegt. Mit unserem Einverständnis übrigens. Wie es allerdings nach Hamburg kommt, weiß ich nicht.«

»Wieso nach Hamburg?«, fragte Kaja.

»Eine deiner Freundinnen hat die Bemerkung ›Beeindruckende Aufnahme‹ hinten aufs Foto geschrieben und es mir als Karte geschickt. Wenn ich ehrlich bin, hatte ich schon länger mit einem Anruf von dir gerechnet.«

»Eine Freundin? Was für eine Freundin?«

Lars erhob sich wieder und kramte in einem Sekretär, der in der Nähe des Fensters stand.

Seelenruhig suchte er nach der Postkarte, während Kaja sich kaum beruhigen konnte.

Kunst, schön und gut. Aber Nacktaufnahmen von Vater und Tochter? Und das in diesen Zeiten, in denen Pädophilie täglich für erschreckende Schlagzeilen sorgte? Wenn sie da nur an ihren letzten Fall dachte …

»Hier, ich hab’s.«

Lars hielt einen Umschlag hoch.

»Das Bild hat mir eine Perdita Mangold geschickt. Ich wollte dich eigentlich gleich fragen, wer das ist, deshalb hab ich den Umschlag aufgehoben.«

»Ein blöder Scherz«, sagte Kaja.

Einer ihrer Kollegen in der Sonderkommission musste das Bild irgendwo aufgetrieben haben.

»Zeig mal!«, sagte sie und schnappte sich den Umschlag.

Die Schrift war elegant und schwungvoll. Dann fiel ihr Blick auf den Absender. Unter »Perdita Mangold« war deutlich die Adresse der Justizanstalt Fuhlsbüttel angegeben – die aktuelle Adresse des Serienmörders Jan Travenhorst.

Hensen rieb sich das Bein. Der Knochen war zwar unverletzt geblieben, doch die Fleischwunde war tief und schmerzte. Er hatte seine Krücke gegen einen schwarzen Stock ausgetauscht und humpelte damit zu Sienhaupts Cockpit.

Der Savant hatte ihn beiläufig begrüßt und sich dann wieder hinter seinen Computern vergraben.

»Wir müssen mal über Geld reden«, sagte Hensen.

Sienhaupt sah mit ausdrucksloser Miene auf seine Stirn.

»Geeld«, sagte er und streckte die Hand aus.

»Sienhaupt, ich schätze, Sie sind der reichste Mitarbeiter der deutschen Polizeibehörden.«

Sienhaupt gab das Wort »Börse« ein, dann erschienen zwei Smileys, von denen einer Tränen lachte, während der andere mit heruntergezogenen Mundwinkeln Tränen vergoss.

»Ich weiß, man hat Pech oder man hat Glück.«

Sienhaupt ließ den Kursverlauf der Aktie einer Spezial-Softwarefirma auf dem Schirm erscheinen, von der Hensen noch nie gehört hatte. Oben war die Anzahl der Aktien angeben, die Sienhaupt hielt. Offensichtlich hatte er in nur zwei Wochen mit dem Papier 30.000 Euro verloren.

»Schön«, sagte er. »Da haben Sie mal Pech gehabt. Aber das ist sicher nicht Ihr einziger Posten.«

Sienhaupt machte ein Gesicht, als würde er gleich einen Abgrund hinunterstürzen. Hensen musste über diese schauspielerisch eher miese Leistung lachen.

»Fein, fein«, sagte Hensen. »Zeigen Sie mir doch mal, wie es auch gehen kann.«

Sienhaupt tat so, als verstünde er die Frage nicht.

»Wie wäre es, wenn ich mit einer kleinen Summe bei Ihnen einsteige«, sagte Hensen. »Sagen wir, 10.000 Euro, das ist genau das, was ich noch habe. Nur 10.000.«

Sienhaupt rief einen Google-Kartenausschnitt auf, der die vietnamesische Stadt Hoang Vu zeigte.

»Kommen Sie«, sagte Hensen. »Lassen Sie mich mal was Interessantes sehn. Eine kleine Gelddruckmaschine, etwas mit satten Gewinnen.«

Sienhaupt zeigte keinerlei Reaktion. Hensen war im Begriff, geschlagen an seinen Schreibtisch zurückzuhumpeln, als der Savant eine weitere Aktienkurve auf den Bildschirm zauberte.

Wenn es stimmte, dann hatte Sienhaupt 100 000 Aktien für Centbeträge gekauft. Innerhalb von drei Monaten war der Wert um mehrere Tausend Prozent gestiegen.

»Scheiße, Sie sind ja reich!«, sagte Hensen. »Richtig reich. Was um Himmels willen ist das für eine Bude? Eine Mine, in der Gold gefunden wurde?«

Sienhaupt zierte sich ein wenig, dann ließ er seinen Zeigefinger über die Tasten schweben. Er gab ein brummendes Geräusch von sich, das langsam anschwoll und sich anhörte, als würde sich ein Kampfhubschrauber auf ein Angriffsziel stürzen.

Mit einem »Taktaktak« ließ er den Zeigefinger auf das Keybord schnellen, und auf dem Bildschirm erschien das Unternehmensprofil der Aktiengesellschaft.

»So etwas gibt es?«, fragte Hensen laut.

Der Savant hatte doch tatsächlich in eine Spielbank im chinesischen Macao investiert. Hensen nahm kurz entschlossen die Maus und fuhr auf den Link »Aktienempfehlung und News«. Laut der Ad-hoc-Meldung auf Englisch hatte der bereits nahe

am Bankrott agierende Betreiber eines Luxushotels völlig überraschend eine Glücksspielgenehmigung erhalten. Daraufhin waren im großen Stil andere Investoren eingestiegen, die ohnehin in Macao das Sagen hatten und nun versuchten, mit viel Geld ihre Machtposition in der Region zu verteidigen. Stimmten die Zahlen, dann hatte Sienhaupt an dem Ränkespiel eine Menge Geld verdient. Unglaublich!

»Kann man da noch einsteigen?«, fragte Hensen.

Sienhaupt fuhr mit dem Mauszeiger über die Befehlsleiste der Börsenseite. Anscheinend handelte es sich um ein Handelssystem, in dem der Savant ganz offiziell angemeldet war und über das er seine Aktiengeschäfte abwickelte.

Der Mauszeiger wanderte über die Schaltflächen, landete auf dem Symbol für »Verkaufen«, und mit einem Schnaufen setzte Sienhaupt den Verkauf seiner Aktien in Gang. Sofort erschien eine Meldung: »Sind Sie sicher, dass Sie alle Bestände verkaufen wollen?«

Sienhaupt bestätigte, und dann leuchtete die Summe auf, die diese Transaktion einbrachte. Es waren 176.484 Euro.

Hensen nahm plötzlich Sienhaupts zischend ausgestoßenen Atem wahr.

»Toll!«, sagte Hensen. »Ganz toll! Darf ich mal von Anfang an dabei sein?«

Vor lauter Begeisterung hüpfte Sienhaupt in die Höhe und warf einen Stapel Papier um, der auf einer kleinen Arbeitsplatte neben einem der Computer lag.

Hensen bückte sich und erkannte sofort das Stempelfragment, das er schon einmal im afghanischen Außenlager in der Provinz Baghlan gesehen hatte. Genau wie bei dem Stempel auf dem Papier, das ihm diese Frau gezeigt hatte, tanzten die

Buchstaben.

»Die Ausländerbehörde. Ein gefälschter Stempel der Ausländerbehörde«, sagte Hensen.

Sienhaupt nahm vorsichtig das Papier und begann dann konzentriert, grafische Suchprogramme hochzuladen. Er hackte auf seine Tastatur ein, kicherte zwischendurch, brummte missmutig, um dann erneut Daten einzugeben. Es kam Hensen vor, als redete er mit den Ziffern und Zeichen, die in rascher Folge auf dem Bildschirm erschienen.

Hensen war von Mangold darüber informiert worden, dass der Savant sich mit dem aussichtslos erscheinenden Fall der vor Jahren im Fleet gefundenen Skelettreste einer Asiatin beschäftigte.

Wie kam ein und derselbe gefälschte Stempel der Hamburger Ausländerbehörde nach Afghanistan und in die Tasche einer unbekannten ermordeten Frau?

*

»Sie haben ein weiteres Opfer gefunden?«, fragte Mangold.

»Ob das zu Ihrer Serie gehört, weiß ich nicht. Sollten sich allerdings die Hinweise auf einen antisemitischen Hintergrund verdichten, dann wird das BKA übernehmen«, antwortete Wirch.

Mit seiner Starkstromfrisur erinnerte Wirch Mangold an den Boxpromotor Don King.

Als hätte er Mangolds Gedanken gelesen, versuchte Wirch, sich die Haare glatt zu streichen, ging zum Fenster und sah schweigend hinaus.

»Ich kann das noch ein wenig hinauszögern, aber Sonderkommissionen interessieren die nicht.«

»Zumindest nicht unsere«, sagte Mangold.

»Bei einem Mörder, der seine Opfer mit jüdischen Symbolen brandmarkt, haben wir ratzfatz die Öffentlichkeit auf der Pelle. Dann stehen Politiker in der Tür und verlangen rasche und einwandfreie Ermittlungen.«

»Verstehe, und mit unserem bunten Haufen …«

»Genau, auf dieser Ebene geraten wir sofort ins Kreuzfeuer.«

»Was mich zu der Frage bringt, warum ich eine Sonderkommission leite, in der es zwei, ja eigentlich drei Externe gibt. Wie kommt das eigentlich zustande? Ich meine, ich freue mich, aber …«

»Notwendigkeiten«, sagte Wirch. »Nackte Notwendigkeiten. Sie wissen doch, wir haben bei der Polizei weder das Geld noch sonstige Mittel, derartige Spezialisten einzustellen. Wir wären froh, wenn alle Ermittler wenigstens einen Breitbandanschluss zum Internet hätten. Das sind die Realitäten in den Zeiten knapper Kassen. Wir in Hamburg sind da sogar noch ganz gut dran.«

»Trotzdem bleiben derartig zusammengesetzte Sonderkommissionen …«, sagte Mangold, doch Wirch unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

»Kaja Winterstein ist wissenschaftliche Mitarbeiterin. Das ist soweit üblich. Dann Ihr Autist Sienhaupt. Wenn der Mann so weitermacht, könnte er die Polizeiarbeit auf völlig neue Fundamente stellen. Denn irgendwann werden wir ja mal begreifen, was er da überhaupt macht. Mangold, denken Sie an die sozialen Netzwerke, an den Fahndungsdruck, den wir da aufbauen könnten.«

»Was ist mit Hensen, einem Journalisten?«

»Der war Ihr Wunsch.«

»Den Sie hätten abschlagen können.«

»Er erweist sich als nützlich. Er hat seine eigenen Verbindungen, ist motiviert, vielleicht ein wenig spinnert, und ist ein Ideengeber.«

»Aber …«

»Sehen Sie«, sagte Wirch und drehte sich um, »Polizisten durchlaufen zahlreiche Fortbildungen, bei denen wir versuchen, das Beste zu geben, aber Tatsache ist: Wir hinken hinterher. Sehen Sie sich nur die hübschen CSI-Serien an. Da werden Geräte gezeigt, von denen wir nur träumen können … Nein, wir müssen bis auf Weiteres auf Spezialisten zurückgreifen. Und auf Querdenker. Oder glauben Sie allen Ernstes, dass ein cleverer Computerspezialist mit zwei-oder dreitausend netto zufrieden ist? Wir brauchen eben gut ausgebildete Leute. Wenn so ein chaotischer Haufen zusammenpasst … wir werden sehen.«

»Bei den ersten Opfern gab es jedenfalls keine Hinweise auf einen antisemitischen Hintergrund«, sagte Mangold.

»Deshalb bleiben Sie weiter am Ball, und das heißt, sehen Sie sich den Fundort der Leiche mit dem semitischen Symbol am Kopf an. Oben in Schleswig-Holstein. Rendsburg heißt der Ort. Spuren einer Wiederbelebung werden sich bei dem Verwesungszustand kaum finden lassen, außerdem, bei den ersten beiden Fällen hat der Täter das ja auch gut verbergen können.«

*

»Sprich nicht gegen mich.«

Ich hatte doch mal wieder den richtigen Riecher, dachte Weitz. Das war eine Drohung, und es ging letztlich um Raubmord. So einfach war das.

Weitz fuhr in die Tiefgarage des Präsidiums und drehte das

Radio aus. Er sah, wie Schiermacher von der Internen seinen Mercedes verließ und mit der Aktentasche in der Hand zum Fahrstuhl ging. Besser, er wartete ein paar Minuten.

In der Inventarliste, die die Kriminaltechnik über den Nachlass von Christiane Harnich erstellt hatte, war ebenfalls ein Brief vermerkt, der einen Gewinn in Höhe von 100.000 Euro in Aussicht stellte. Er hatte sich das Papier aus der Asservatenkammer geholt. Auch in diesem Schreiben kündigte sich ein Mitarbeiter des angeblichen Glücksspielunternehmens persönlich an.

Die Vorgehensweise war eigentlich ganz simpel. Man winkte mit einem satten Bargeldgewinn, öffnete damit die Tür des Opfers, brachte es um und raubte einzelne wertvolle Gegenstände, die etwas einbrachten. Um die Polizei gar nicht erst auf die Idee zu bringen, dass es sich um einen Raub handelte, begnügte man sich mit wenigen Wertgegenständen und vertuschte die Spuren.

Ein lohnendes Geschäft und dabei brutalst ausgeführt. Organisierter Raubmord.

Wenn es so war, brauchte man nur noch herauszufinden, wie der oder die Täter an die Informationen kamen, wo genau eine lohnende Beute winkte.

Sehr gut möglich, dass der windige Nachlassverwalter Matthiesen, von dem ihm die Nachbarin erzählt hatte, da kräftig mitmischte.

Genauer betrachtet war diese Rolle optimal besetzt. Ja, er musste ihm unbedingt einen Besuch abstatten, und es würde ihn keineswegs wundern, wenn bei dem Nachlassverwalter die Fäden zusammenliefen.

Angeblich war der Mann Rechtsanwalt. Das passte. Gab es

noch einen anderen Berufsstand, in dem so viele zwielichtige Typen unterwegs waren wie bei den Rechtsverdrehern? Und warum gab es niemanden, der diese windigen Typen wirklich kontrollierte? Mit ein paar Gesetzestexten in der Hand trieben die ihre dunklen Geschäfte, richteten Schwarzgeldkonten in der Schweiz ein, vermittelten illegale Geschäfte, pflegten ihre Kontakte zu international agierenden Banden und wedelten mit Anträgen auf Haftverschonung.

Die Rechtsverdreher, die wirklich am großen Geschäft mitmischten, besaßen hochmoderne Kanzleien und jede Menge internationaler Verbindungen. Es waren Geier, für die immer kompliziertere Rechtsregelungen ausgedacht wurden. Leute, die am Elend der anderen verdienten, als Scheidungsanwälte so manchen auf dem Gewissen hatten und die ihre verquaste Auffassung von Recht und Gerechtigkeit unter ihren schwarzen Talaren ganz nach ihren Vorlieben hinbogen. Ja, er würde viel dafür geben, solch einen Typen an den Haken zu kriegen!

Weitz stieg aus und sah sich um.

Es tat gut, wieder mittendrin zu sein. Genau dort, wo die Musik spielte.

»Unterforderung macht krank«, sagte er laut, als er durch den Flur ging. Ein uniformierter Kollege drehte sich zu ihm um.

»Was ist?«, fragte Weitz. »Unterforderung macht krank, noch nie gehört, was?«

Der Beamte winkte ab und vertiefte sich wieder in eine Broschüre. Weitz schlenderte den Gang entlang zum ehemaligen Konferenzraum.

Als er die Zentrale der Sonderkommission betrat, warf er einen eher beiläufigen Blick zu Sienhaupts Platz hin-über. Gern hätte er sich die Begrüßungsorgie erspart, doch der Savant

stürmte schon auf Weitz zu und warf ihm die Arme um den Hals.

Weitz ließ es geschehen und tätschelte eher mechanisch den Rücken des Savants.

»Ist ja gut, Kumpel«, sagte Weitz. »Ich hab ja gewusst, dass es hier ohne mich nichts wird.«

Sienhaupt gab ein paar beifällige Laute von sich und zog Weitz an seinen Arbeitsplatz.

»'ne Menge Gerät hast du dir da angeschafft«, sagte Weitz und strich mit den Fingern über eine Festplatte.

Sienhaupt gab etwas ein, und schon erschien das Bild eines äußerst großzügig eingerichteten Zimmers. Die Regale waren voller Bücher, auf dem Boden lagen farbige Häufchen mit allerlei Zeugs.

»Was'n das?«, fragte Weitz.

Sienhaupt klopfte sich auf die Brust.

»Zimmeeer Siiienhaupt«, sagte er.

»Kumpel, du hast ja seltsame Träume«, sagte Weitz. »Machst du neuerdings den Inneneinrichter? Ich hab auch was, und das ist kein Traum.«

Aus der Innentasche seines Jacketts zog er ein Foto von Marlit, das er aus der Galerie hatte mitgehen lassen. Er hatte es auf einem Papierstapel im hinteren Raum entdeckt, als Marlit sich gerade mit einem Kunden unterhalten hatte.

»Hübsches Ding, was?«

Sienhaupt nahm das Foto und nickte.

»Frauen, mein Freund, Frauen sind wichtig, verstehst du?«

Er sah dem erstaunt dreinblickenden Savant ins Gesicht.

»Nein, verstehst du nicht. Dafür hast du keine Zeit.«

Sienhaupt gab erneut etwas ein, und auf dem Bildschirm

erschien ein verschwommenes Bild. Asiatisch aussehende Menschen, die den Rand einer Straße aufrissen und allem Anschein nach ein Kabel verlegten. Darunter eine winkende Frau.

»Ist das etwa deine Freundin?«, fragte Weitz.

Der Name »Vy Khanh« erschien auf dem Bildschirm.

»Und wie willst du die jemals treffen? Eine Frau muss man umschleichen, berühren, und ohne Reden geht das nicht.«

Sienhaupt druckte den Namen und das Foto aus und reichte ihm die beiden Blätter.

»Ein Geschenk?«

Er nahm die Blätter entgegen und klopfte Sienhaupt auf den Rücken. Der strahlte vor Begeisterung und wandte sich dann wieder seiner Arbeit zu.

Weitz legte die Blätter auf seinem Schreibtisch ab und zog einen Notizblock aus der Schublade. Auf der letzten Seite hatte er die Nummer und die Adresse notiert, die in beiden Benachrichtigungen über den vermeintlichen Glücksspielgewinn auftauchten.

Weitz wählte die Nummer und war erstaunt, als tatsächlich abgenommen wurde.

»You-Winner-Spot24, guten Tag!«, sagte eine Stimme.

Verfolgte er doch eine falsche Spur? Waren die beiden Briefe, die er gefunden hatte, nichts als eine normale Abzockerei, die man mit den Leuten trieb? Gab es womöglich gar keinen Zusammenhang mit den Morden an den beiden Männern?

»Bin ich mit der Glücksspielfirma verbunden?«

»Teilen Sie mir bitte Ihren Gewinncode mit.«

»Nun mal langsam«, sagte Weitz.

»Ich verstehe nicht.«

»Sind Sie die Firma, die …«

»Wir sind auf alle Fälle die richtige Adresse. Wenn Sie mir Ihren Code durchgeben, werde ich Ihnen sagen, wie es weitergeht und wie Sie Ihre Chancen erhöhen können.«

Im Hintergrund hörte Weitz Stimmengemurmel.

»Ein Callcenter, nicht wahr?«

»Ich bin nicht befugt …«

»Reden Sie keinen Scheiß. Sie geben mir jetzt Ihre Adresse.«

»Tut mir leid, aber wir arbeiten im Auftrag der Firma You-Winner-Spot24. Wenn Sie Ihre Chancen lieber nicht wahrnehmen möchten …«

»Chancen?«, unterbrach Weitz sie scharf.

»Das liegt ganz bei Ihnen.«

»Hier spricht die Polizei. Hören Sie zu, ich habe Ihre Nummer, und es kostet mich nur einen Anruf, um herauszufinden, wer zu dieser verkackten Nummer gehört. Wenn ich mir allerdings diese Umstände machen muss, dann fliegt Ihnen eine Menge Scheiße um die Ohren.«

»Soll ich Sie mit meinem Vorgesetzten …«

»Ich scheiße auf Ihren Vorgesetzten! Geben Sie mir Ihre Adresse durch, und zwar sofort!«

Nervös nannte die Frau ihm eine Adresse in Hannover.

»Wie finde ich das?«, sagte Weitz.

»Das ist das Hannoveraner Industriegebiet, Sie können gleich von der Autobahn …«

»Was verdienen Sie?«, fragte Weitz unvermittelt.

»Ich wüsste nicht …«

»Was?«, brüllte Weitz ins Telefon.

»Sechs Euro in der Stunde, ich mache das hier in Teilzeit.«

»Erzählen Sie das Ihrem Freund. Also hör zu, Sechs-eurokraft, du wirst diesen Anruf vergessen, verstanden? Einfach vergessen. Ich kümmere mich um alles Weitere, und du verkaufst den Leuten weiter deine Scheiße …«

»Aber …«

»Vergessen«, sagte Weitz. »Einfach vergessen. Glaub mir, das ist ein wunderbares Angebot meinerseits. Und ich werde es nicht wiederholen.«

Trist zogen sich die abgeernteten Felder an der Autobahn entlang. Auf einem Acker warb eine Werbetafel für geprüfte Autoteile und für die Verwertung von Altfahrzeugen. Dann folgten Felder, auf denen in Plastik eingeschweißte Strohballen lagen.

Mangold entdeckte einzelne Rehe, die sich aus den Wäldern getraut hatten und auf der Suche nach neuen Trieben waren.

Hensen war bereits seit einer Viertelstunde auf dem Beifahrersitz eingedöst. Sein Kopf lehnte gegen die Scheibe, und der Mund war leicht geöffnet.

Plötzlich riss er die Augen auf und sah sich verwirrt um.

»Wo sind wir?«

»Kurz vor Neumünster.«

»Hätte ich meinen Kopf aus dem Container gesteckt … Einen der Leute, mit denen ich Skat gespielt habe, hat es auf dem Weg zur Latrine erwischt.«

Mangold nickte und meinte dann: »Ich hab dir gesagt, du sollst es lassen.«

Hensen fuhr sich mit der Zunge über seine auffällig regelmäßige Zahnreihe.

»Das ist nun mal mein Job.«

»Das war dein Job. Du solltest Jüngeren den Vortritt lassen.«

»Kann sein«, antwortete Hensen.

Nein, Hensen, den er vor Jahren im Archiv des Polizeipräsidiums kennen gelernt hatte, wollte nicht darüber reden. Sie hatten sich angefreundet, als der Journalist in alten Akten zur Zusammenarbeit der Hamburger Polizei mit dem

Naziapparat recherchierte. Eine Aufgabe, die die Polizeiführung auf öffentlichen Druck hin an einen »Externen« vergeben hatte. Damit hoffte man, dieses dunkle Kapitel ein für alle Mal abschließen zu können.

Doch die Ergebnisse, die Hensen in einem Buch veröffentlicht hatte, schlugen hohe Wellen. Die Polizei war keinesfalls nur als Hilfstruppe der SS unterwegs gewesen. In den damals besetzten Gebieten hatte sie den verbrecherischen Verfolgungen und Ermordungen durch SS und Gestapo in nichts nachgestanden. Im Gegenteil, mit vorauseilendem Gehorsam hatten die Polizeischergen in den besetzten Gebieten besonders brutal gewütet.

Im Hamburger Gefängnis Santa Fu war es zu schlimmsten Folterungen und Tötungen gekommen. Die Mär von der harmlosen Polizeitruppe, die eigentlich eher widerwillig Befehle ausführte, hatte sich damit zerschlagen.

Für besondere Aufregung allerdings sorgte der Nachweis, dass die Mörder in Polizeiuniform auch nach der Kapitulation unbehelligt weiter im Polizeidienst beschäftigt waren.

Jahrelang hatte man die Verbrechen systematisch unter den Teppich gekehrt.

»Ist dir der Tatort im Tiefbunker an die Nieren gegangen?«, fragte Mangold nach einer Weile.

»Weißt du, wonach mir ist?«, erwiderte Hensen, ohne Mangolds Frage zu beantworten.

»Na?«

»Irgendein Club am Meer. Mit netten Animateuren, die morgens mit dir Wassergymnastik machen. Im Liegestuhl abhängen, ab und an mal ’ne Zeitung, Bücher lesen, sich am Strand den Sand aus dem Bauchnabel pulen …«

»Ich komm mit, aber zunächst …«

Hensen stöhnte auf.

»Also, was ist?«, bohrte Mangold nach. »Du hast dir doch sicher so deine Gedanken über unseren Fall gemacht.«

»Alles riecht nach einem religiösen Zusammenhang, wie so oft bei Serientätern. Andererseits … «

»Andererseits?«, fragte Mangold.

»Wenn jemand glaubt, dass die Stimme Gottes ihm befiehlt, Sünder umzubringen, dann wechselt so jemand doch nicht einfach die Religion. Der hört die Stimme eines Gottes oder eines Satans.«

»Und wenn die Stimme ihm befohlen hat, fremde Religionen anzugreifen? Wenn er sich auf einem Kreuzzug wähnt?«, warf Mangold ein.

»Dann würden die Tatorte anders aussehen. Es gibt Hinweise auf die Alten Ägypter und ihre Rituale, übrigens nicht gerade eine Religion, der heute viele Leute anhängen. Dann die jüdischen Bezüge. Mir fallen dazu die Geschichten aus dem Alten Testament ein, der Auszug der Israeliten aus Ägypten und so …«

»Was willst du? Ein mordender Moses mit den Gesetzestafeln in der Hand, die sich einfach so in Defibrillatoren und Kanülen verwandeln?«

Während er das sagte, schüttelte Mangold energisch den Kopf und fuhr dann fort: »Blut spielt eine große Rolle in den Religionen. Warum sonst, um Himmels willen, sollte jemand einer Frau das Blut abzapfen und anschließend wieder zuführen?«

»Sicher, es gibt Gemeinsamkeiten, aber die hat der Täter nicht für die Öffentlichkeit drapiert. So wie sonst, wenn jemand

sich als göttlicher Rächer inszeniert. Es muss um etwas anderes gehen«, sagte Hensen.

»Ja, die verdeckten beiden ersten Morde, wobei wir nicht wissen …«

»Klar, davon müssen wir ausgehen«, sagte Hensen. »Wenn er es so geschickt angestellt hat wie bei der Ägyptologin, dann musst du damit rechnen, dass der von Weitz entdeckte Mord keineswegs der erste ist. Man müsste überprüfen, ob andere Opfer …«

»Und wie soll das gehen?«, unterbrach Mangold. »Sollen wir auf den Friedhöfen Leichen ausgraben? Ganz ausgeschlossen.«

Hensen hauchte die Seitenscheibe an und malte mit dem Finger ein paar Stufen darauf.

Dann sagte er: »Aber wieso hat er seine Vorgehensweise verändert? Warum interessiert ihn plötzlich die Öffentlichkeit, warum präsentiert er uns die Tote im Tiefbunker?«

»Stimmt, da hat er viel riskiert«, fuhr Mangold fort. »Er lockt sein Opfer da runter und veranstaltet dann in aller Ruhe sein Ritual.«

»Und wenn sie schon bewusstlos war? Wenn er sie runtergetragen hat?«

»Wie soll das gehen? Bei den vielen Menschen, denen er dort am Hauptbahnhof begegnet?«

»Und wenn das zu seinem Ritual gehört? Wenn er den Kick braucht, mit seinem Opfer durch eine Menschengruppe zu gehen?«, fragte Hensen.

»Er wendet sich vom Angesicht Gottes ab? Satan, mein Satan, näher zu dir?«, fragte Mangold.

»Von einem Bunker zum Höllenfeuer ist es immer noch weit.«

»Eines ist sicher, Hensen. Wenn es derselbe Täter ist, dessen Arbeit wir gleich begutachten, dann hat er sich was ganz Besonderes ausgedacht.«

Draußen zog sich der Himmel zu. Erste Regentropfen prasselten gegen die Windschutzscheibe. Mangold schaltete den Wischer ein, der die Scheibe mit einem schlierigen Film überzog. Sofort bremste er ab und betätigte mehrmals den Wassersprüher.

»Was macht eigentlich Sienhaupt den ganzen Tag? Hast du ihn auf unseren Fall angesetzt?«

»Ich hab ihm die Untersuchungsergebnisse auf den Tisch gelegt. Aber ich glaube, er ist beleidigt.«

»Wolltest du ihm seine Strickjacke wegnehmen?«, fragte Hensen.

»Ich hab ihn bei seiner Aliensuche gestört und ihm vor Tagen einen Altfall auf den Schreibtisch gelegt.«

»Mit seinen Aliens liegt er nicht so wirklich daneben«, sagte Hensen.

»Bitte nicht«, stöhnte Mangold.

»Im Ernst, wusstest du, dass es eine Wissenschaft gibt, die sich Astrobiologie nennt? Die beschäftigen sich mit außerirdischem Leben.«

»Ein Marsmensch als Täter, das wird's sein«, sagte Mangold sarkastisch.

»Woche für Woche werden neue Exoplaneten entdeckt, auf denen Leben möglich wäre. Man geht von 50 Milliarden Planeten allein in unserem Sonnensystem aus und von 500 Millionen, auf denen Leben möglich ist.«

»Spinnereien«, sagte Mangold.

»Höchst wissenschaftliche Erkenntnisse seriöser Wissenschaftler«, widersprach Hensen. »Man kann sie nur indirekt sehen.«

»So wie wir über den Tatort unseren Täter nur indirekt sehen?«

»Ganz genau«, sagte Hensen. »Ihre Schwerkraft bringt die Zentralgestirne leicht zum Trudeln. Diese Bewegung kann man ausrechnen, die Planeten selbst bleiben dunkel.«

»Hensen, du glaubst, wir werden Leben entdecken?«

»In den nächsten zwanzig Jahren. Da sind sich eigentlich Wissenschaftler aller Richtungen einig. Besonders die Mathematiker.«

»Dann können wir uns ja bald auf Besuch einstellen«, erwiderte Mangold.

»Zunächst mal wird das undramatisch ablaufen«, sagte Hensen und fuhr nach einer Pause fort: »Als Erstes werden sie da oben Bakterien, Pilze oder Viren nachweisen. Spätestens nach der Marsmission werden wir wissen, ob die Methanatmosphäre, die den Planeten umgibt, tierischen oder pflanzlichen Ursprungs ist.«

»Wie gut, dass ich eine gut vorbereitete Sonderkommission leite«, sagte Mangold. »Eine Ansammlung von Spinnern und Alienforschern, großer Gott!«

Hensen lachte heiser und streckte, soweit es ihm im Auto eben möglich war, die Beine aus.

»Was treibt unseren Täter?«, fragte Mangold noch einmal.

»Hass gegen Religionen. Vielleicht denkt er auch, er sei so eine Art Übergott«, sagte Hensen. »Es sieht so aus, als würde er versuchen, etwas herauszubekommen.«

»Aber was will er?«, fragte Mangold.

»Es muss um eine große Sache gehen. Kaja hat von Talaren geredet, die es im Nachlass des ersten Opfers gab«, entgegnete der Journalist.

»Hensen, du meinst zusammen mit der Ägyptologin ergibt sich ein Bild von Sekten und Verschwörern? Vielleicht so was wie die Suche nach dem Heiligen Gral?«

Mangold sah hinüber zu einer Wiese, auf der junge Ziegen herumtollten.

Er dachte an Kaja, die in letzter Zeit und besonders bei ihrem Anruf aus Zürich einen äußerst fahrigen Eindruck machte. Lag es an der Schwangerschaft? Er hatte sie immer wieder an die Frist für den Abbruch erinnert. Damit war er viel zu weit gegangen. Nach ihrem traumatischen Erlebnis hätte sie sich behandeln lassen müssen. Nur diese Entscheidung musste sie eben selbst treffen.

Eine halbe Stunde später fuhren sie auf die Rader Hochbrücke. Auf dem unter ihnen liegenden Nord-Ostsee-Kanal zogen zwei kleine Frachtschiffe ihre sich verbreiternde Heckwelle hinter sich her. Es folgte ein Segelboot, das mit Motorkraft Richtung Ostsee tuckerte.

»Halt mal an«, sagte Hensen.

»Wir haben nicht viel Zeit«, erwiderte Mangold und steuerte dann aber den Parkplatz auf der Brücke an.

Es wehte ein frischer Wind von Osten. Schweigend standen sie nebeneinander und blickten auf die ruhig dahinziehenden Schiffe.

»Abstand. Man braucht Abstand«, sagte Mangold. »Abstand, damit sich ein Bild ergibt.«

»Man muss sich hineinbegeben«, widersprach Hensen. »Mitten hinein, weil nur da die Lösungen auf dich warten.«

»Hensen, das muss sich nicht widersprechen …«

»Nur wenn du selber nass wirst und frierst, kann plötzlich der große Scheinwerfer aufleuchten. Aber vorher, vorher hilft sicher auch Abstand.«

»Verschon mich mit deinem Zen-Zeugs. Wir brauchen handfeste Ermittlungsergebnisse, Fakten, auswertbare Spuren.«

Hensen sah ihn an und lächelte: »Zen-Zeugs, weißt du, das ist richtig klasse. Zen-Zeugs!«

Mangold winkte ab und stieg wieder in den Wagen. Hensen schob seinen Stock auf die Rückbank und schnallte sich an.

Sie nahmen die erste Ausfahrt hinter der Autobahnbrücke und fuhren durch Büdelsdorf, das zu Stadtwürden gekommen war, nachdem ein großer Telefonanbieter hier seine Konzernzentrale auf den grünen Rasen gebaut hatte. Mangold erinnerte sich daran, dass die noch nicht fertige Moschee mehrfach angezündet worden war.

Hatten auch sie es mit einem Religionskrieger zu tun, der eine Hobbyägyptologin deshalb getötet hatte, weil sie Gräber geöffnet und damit geschändet hatte?

Sie fuhren über eine Trasse, die Büdelsdorf mit Rendsburg verband und bogen dann in das Gelände des Ober-eiderhafens ein. Mangold dachte an einen Ausflug, den er vor Jahren in dieses Städtchen unternommen hatte. Die alten Hafenspeicher, die Kaianlagen und die Kräne hatte man abgerissen und auch die im Kopfsteinpflaster eingelassenen Schienen entfernt. Geblieben war ein tristes Gelände, auf dem lediglich ein paar historisch nachempfundene Bogenlampen an das quirlige Hafenleben erinnerten.

»Hier wurde vor 200 Jahren Silbererz getreidelt«, sagte

Hensen. »Mit Pferden haben sie die Lastkähne den Fluss runtergezogen.«

Mangold nickte und steuerte den Wagen an alten Speichern vorbei, die den Abrissenthusiasmus überstanden hatten. Gleich neben der alten Hafenanlage behauptete sich ein Jachthafen, von dem aus Freizeitkapitäne mit ihren Booten über Eider und Kanal Richtung Ostsee schipperten.

Neben sechs uniformierten Polizisten stand ein Beamter in Zivil vor dem Flatterband, das die Polizisten zwischen vier Bäumen gezogen hatten, um den Fundort der Leiche abzusichern.

»Tom Behrendt vom LKA Kiel«, sagte der Mann, der um die vierzig sein mochte.

Mangold stellte Hensen und sich vor, während Behrendt das Flatterband hob. Beide duckten sich hindurch.

»Das hätten wir ohne die Hilfe eines Undercovermitarbeiters niemals gefunden«, sagte Behrendt.

»Undercover?«, fragte Mangold.

»Ein Maulwurf. Ein Gärtner der Stadtverwaltung hat dem wühlenden Kerlchen nachgestellt. Als er sein Gift auslegen wollte, hat er Unregelmäßigkeiten in der Grasnarbe entdeckt und sich das genauer angesehen.«

»Und wie lange liegt die Frau schon da?«

»Keine Ahnung«, sagte Behrendt. »Unser Gerichtsmediziner wollte sich nicht festlegen. Er hat sich die verklumpten Haare angesehen und mit der Lupe dieses Mal auf der Kopfhaut entdeckt. Wir haben jedenfalls Anweisung erhalten, auf Sie zu warten.«

Deutlich waren sich windende Maden zu erkennen.

»Die Leiche dürfte länger im Freien gelegen haben«, sagte

Hensen.

»Schon möglich«, erwiderte Behrendt. »Vielleicht in irgendeinem Hinterhof, Garten oder Schuppen. Als der Körper dann zu stinken begann, hat man ihn weggeschafft.«

»Hinweise auf medizinisches Gerät? Oder Spuren einer Wiederbelebung?«, fragte Mangold.

Behrendt schüttelte den Kopf.

»Bei dem Zustand?«

»Achten Sie auf alles Medizinische, was Sie hier im Park finden«, sagte Mangold. »Spritzen, Verbandsmaterial, Medikamente, alles. Gibt es einen Hinweis auf ihre Identität? Einen Ausweis oder andere Papiere?«

»Nichts«, antwortete Behrendt. »Ein Kollege geht die Vermisstenfälle durch. Bis jetzt hat der Computer nichts Passendes ausgespuckt. Ich hoffe, wir kommen weiter, wenn wir das Alter genauer eingrenzen können. Ein Foto können wir bei dem Aussehen nicht veröffentlichen. Da kotzen die Leute übers Frühstücksei.«

Hensen zog sich Einmalhandschuhe über und schob die blutverklumpten Haare zur Seite. Dann zog er seinen Notizblock heraus und versuchte das Symbol entsprechend der Abdruckstärke zu skizzieren.

»Ein Davidstern«, sagte Behrendt. »Als hätte der Täter sein Opfer gebrandmarkt. Unglaublich!«

»Irgendwelche Reifenspuren?«, fragte Mangold.

»Nichts, was uns aufgefallen wäre. Es hat in letzter Zeit heftig geschüttet.«

Hensen blickte von seiner Skizze auf und deutete auf den Jachthafen.

»Er könnte die Leiche natürlich auch mit einem Boot hergeschafft haben.«

»Nicht wahrscheinlich«, sagte Behrendt. »Mit ein paar Gewichten hätte er sie dann auch in die Eider entsorgen können.«

Hensen zuckte mit den Schultern.

»Vielleicht traut er dem Wasser nicht. Wasserleichen müssen geschickt beschwert werden, damit sie auch wirklich unten bleiben.«

»Richtig, die Strömung kann da einiges bewegen«, sagte Behrendt.

Telefonisch ordnete Mangold an, die Tote in die Hamburger Gerichtsmedizin zu schaffen.

»Sie haben in Eutin doch eine Polizeischule?«, erkundigte sich Mangold.

Behrendt nickte.

»Fordern Sie ein paar Dutzend Leute an, die den Park Zentimeter für Zentimeter absuchen.«

Mangold trat einen Schritt zurück und zeigte auf einen Polizeifotografen, der gerade eine Zigarette rauchte.

»Ich bräuchte natürlich auch alle Fotos, die Sie vom Fundort geschossen haben.«

»Wollen Sie mir meine Arbeit erklären?«, fragte der Polizeifotograf. Er inhalierte tief, sah Mangold an und schob nach: »Wir sind hier nicht die Deppen vom Lande.«

»Beweisen Sie es«, erwiderte Mangold knapp, wandte sich wieder Behrendt zu und streckte ihm zum Abschied seine Hand hin.

Auch Hensen klappte seinen Skizzenblock zu und folgte

Mangold, der einen kleinen Abhang hinunterkletterte und sich mit einer Hand abstützen musste.

»Einen Kaffee?«, fragte Mangold und wies auf das kleine Restaurant am Ende des Hauptstegs, das seiner Vermutung nach das ehemalige Vereinshaus war.

Sie waren die einzigen Gäste und wählten einen Tisch am Fenster. Wortlos blickten sie auf die Eider. Am gegenüberliegenden Ufer stand ein wohl 200 Jahre altes Haus, das sich mit seinen Schornsteinen und seiner ungewöhnlichen Breite ans Ufer zu kauern schien.

»Eine frühere Treidelstation«, sagte Hensen. »Da wurden die Pferde und Schiffsbesatzungen untergebracht und verköstigt.«

Eine Kellnerin, die ein kariertes Tuch um die Hüfte trug, erkundigte sich nach ihren Wünschen. Mangold und Hensen bestellten Kaffee.

Die Frau sah sie misstrauisch an, nickte dann kurz und brachte nach einer Minute die Bestellung.

Mangold rührte nachdenklich Zucker hinein und sagte: »Gehört das zu unserer Serie?«

»Sag du es mir.«

»Wir haben lediglich dieses religiöse Symbol am Kopf der Toten.«

»Mir ist noch eine Parallele aufgefallen«, erwiderte Hensen, wartete einen Moment und fuhr dann fort: »Die Leiche der Frau lag in Hockstellung in der Grube.«

»Und?«

»Alte Indianervölker wie die Maya oder Inkas haben ihre Toten so bestattet.«

»Sehr vage«, sagte Hensen. »Wir brauchen den

Todeszeitpunkt, eine Antwort auf die Frage, ob sie wiederbelebt wurde und natürlich ihre Identität.«

»Sicher«, sagte Hensen. »Was ist eigentlich mit diesem Fall, den du unserem Genie Sienhaupt übertragen hast?«

»Was soll damit sein? Aussichtslose Sache. Keine Identität, keinen Namen, kaum verwertbare Spuren …«

»Dieser Fetzen Papier, der den Stempelabdruck zeigt, also …«

In diesem Augenblick läutete sein Handy.

»Ja? Ach, Sie sind es, Behrendt.«

»Sind Sie noch in der Nähe?«

»Keine fünfzig Meter entfernt in dem Jachtcafé.«

»Na dann kommen Sie bitte einfach noch mal hoch.«

»Noch was gefunden?«

»Eine zweite Leiche«, sagte Behrendt und legte auf.

Kaja beobachtete ein Containerschiff, das direkt neben der Elbchaussee die Elbe heraufglitt und dessen Brücke die Fracht nur um einen knappen Meter überragte. »Indian Star« stand auf der Bugwand. Menschen waren auf dem Schiff nicht zu sehen. Hinter ihr machte ein BMW-Fahrer mit seiner Lichthupe deutlich, was er von ihrem Fahrstil hielt. Dann setzte er zum Überholen an und zog kopfschüttelnd vorbei.

Travenhorst saß zweifellos im Sicherheitstrakt. Dennoch hatte er es geschafft, sie nicht nur anzurufen, sondern ihrem Exmann sogar eine Postkarte zu schicken.

Die Botschaft an sie war eindeutig: Treibe auf keinen Fall das Kind in deinem Bauch ab, denn ich weiß, wo deine Tochter ist.

Unmöglich, dass die Post über den normalen Weg aus dem Gefängnis gekommen war. Briefe wurden genauestens kontrolliert. Er musste über eine Kontaktperson außerhalb der Gefängnismauern verfügen. Möglich war natürlich auch, dass er das bereits in die Wege geleitet hatte, bevor er sich im Präsidium gestellt hatte.

Diese Drohgebärde war nicht ungewöhnlich für eine Person mit einer multiplen Persönlichkeitsstörung. Er versetzte sich in das Ungeborene, forderte seine Rechte ein.

Wäre alles nach seinem Plan gelaufen, dann hätte Lars sie früher über die seltsame Postkarte informiert. Zum jetzigen Zeitpunkt war diese Drohung völlig überflüssig.

Sie trug dieses Kind aus, weil sie selbst es so entschieden hatte. Auf keinen Fall durfte sie sich Travenhorsts Manipulationsversuchen ergeben. Selbst hinter meterdicken Mauern war der Mann brandgefährlich.

Sie allein entschied, ob sie das Kind zur Adoption freigab. Travenhorst durfte keine Möglichkeit bekommen, irgendeinen Kontakt mit dem oder der Kleinen herzustellen.

Ja, es war so gut wie entschieden. Sie würde das Kind zur Adoption freigeben. Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, noch einmal Windeln zu wechseln und Nachmittage auf den Sitzbänken diverser Spielplätze zu verbringen. Ganz abgesehen von dem immergleichen Müttergerede, das auf sie einprasseln würde. Davor schützte sie nicht einmal ihr Alter.

Sie bog mit ihrem Smart in eine Seitenstraße der Elbchaussee ein. Nach wenigen Metern hatte sie die Villa erreicht.

Auf dem Altbau prangte ein ausladendes Penthouse, in dem sich die Kanzlei »Matthiesen & Partner« befand.

An der Tür wurde sie zehn Sekunden von einem Kameraauge gescannt, bevor das Schloss mit einem Summton entriegelt wurde.

Ein stählernes Treppengeländer führte in weitem Bogen in die erste Etage. Oben stand ein Mann mit pomadisierten dunklen Haaren und dunkler Brille.

»Matthiesen, und Sie sind sicher Frau Winterstein?«

Kaja nickte und stieg weiter die Treppen hinauf.

Sein maßgeschneiderter Anzug saß locker um den drahtigen Körper. Einen Fuß leicht nach vorn geschoben sah er auf sie herab.

Spinner, dachte Kaja.

Als hätte er ihre Gedanken lesen können, setzte er ein konziliantes Lächeln auf.

»Es tut mir leid, dass es so umständlich ist, aber es ist halt ein altes Haus, ein Fahrstuhl hätte den ganzen Eingangsbereich

zerstört.«

Ausgesprochen schöne Hände, dachte Kaja, als er ihr die Rechte entgegenstreckte und sich leicht verbeugte.

»Mein Reich ist gleich da vorn«, sagte er und deutete den kleinen Flur entlang.

»Wenn ich vorgehen darf?«

Eine Seite des Büros bestand aus einer Glasfront, die den Blick auf die Elbe öffnete. Fast unwirklich nah zogen zwei Schlepper am Haus entlang.

»Ziemlich albern«, sagte Hans Matthiesen. »Die Scheiben sind angeschliffen und machen das Ganze zum Vergrößerungsglas. Ich weiß auch nicht, was mich da geritten hat.«

Im Büro gab es weder Aktenschränke noch Wandschmuck, lediglich einen gläsernen Schreibtisch, auf dem ein Notebook und ein Telefon standen.

»Ich möchte gleich zur Sache kommen. Sie haben den Nachlass von Arnd Kluge verwaltet.«

»Einen Moment bitte«, sagte Matthiesen und rief eine Datei auf.

»Stimmt, verstorben vor anderthalb Monaten, wir wurden von … warten Sie … von seiner Schwester Petra Kluge beauftragt, uns darum zu kümmern. Sie lebt in der Schweiz und konnte das nicht selbst erledigen.«

»Arnd Kluge war nicht gerade ein reicher Mann«, sagte Kaja, »und Ihr Büro …«

»Frau Kluge hat uns darum gebeten, alles Notwendige in die Wege zu leiten, und wir sind diesem Auftrag gern nachgekommen, da wir Frau Kluge vor Jahren bereits in einer anderen Sache vertreten haben.«

»Welche Sache?«

»Entschuldigen Sie. Juristendeutsch. Es war ebenfalls eine Erbangelegenheit. Es ging um ihren Vater.«

»Was genau heißt eigentlich kümmern?«

»Nun, wir erledigen alle Angelegenheiten im Zusammenhang mit dem Nachlass, beauftragen auf Wunsch einen Bestatter, kümmern uns um die Erbschaftssteuer, Bankkonten, Versicherungen. Alles eben.«

»Das heißt, Sie begutachten auch den Nachlass?«

»Selbstverständlich. Wir kümmern uns um die Verwertung von vorhandenen Wertgegenständen, führen sie Auktionen zu und so weiter. Aber wir bemühen uns auch um die Benachrichtigung von weiteren möglichen Erben oder Verwandten.«

»Gab es denn bei Herrn Kluge besondere Wertgegenstände?«, fragte Kaja.

Matthiesen öffnete eine Computerdatei und schüttelte dann den Kopf.

»Nichts Nennenswertes. Eine Sterbeversicherung über 20 000 Euro und ein Girokontoguthaben von 6497 Euro.«

»Und Wertgegenstände in der Wohnung?«

Matthiesen blätterte auf dem Schirm das Dokument durch und schüttelte abermals den Kopf.

»Nein, da war nichts. Da auch die Möbel keinen Wert hatten, haben wir alle Haushaltsgegenstände von einem kirchlichen Unternehmen abholen lassen, das die Dinge für die Versorgung von sozial Schwächeren nutzt. Was nicht zu gebrauchen ist, wird vom Unternehmen in Eigenregie als Sperrmüll entsorgt.«

»Was hat es mit den Talaren auf sich, die Sie auf Ihrer Liste für Frau Kluge aufgeführt haben?«

»Ich erinnere mich, ja, ich habe das selbst in Augenschein genommen«, sagte Matthiesen. »Verzeihen Sie, auch so ein Juristengerede. Ich hab mir die Kleidung bei einem Wohnungsdurchgang angesehen. Es waren eigentlich keine Talare, sondern Uniformen.«

Kaja schnellte in ihrem Sessel hoch.

»Uniformen? Und Sie führen sie als Talare auf?«

»Tut mir leid«, sagte Matthiesen. »Es waren Uniformen, die Herr Kluge als Sargträger getragen hat. Er hatte auf einem Friedhof am Rande Bergedorfs eine Nebenbeschäftigung als Sargträger.«

Hinter ihr ertönte plötzlich eine drohende Männerstimme.

»Und was ist mit dem Bild von Ernst Ludwig Kirchner?«

Kaja drehte sich überrascht zur Tür. An der Tür stand Weitz, der mit dem rechten Arm eine protestierende Sekretärin abwehrte.

»Bei dem Verstorbenen gab es keine wertvollen Bilder«, sagte Matthiesen. »Wer sind Sie?«

»Ein Kollege«, sagte Kaja mit einem Blick, als müsse sie das unverhoffte Eindringen von Weitz entschuldigen.

Weitz trat auf den hinter seinem Schreibtisch erstarrten Matthiesen zu.

»Ein wirklich feines Geschäft. Sie plündern die Verstorbenen aus, noch bevor sie unter der Erde sind. Reißen sich hier ein Bild unter den Nagel, dort eine Münzsammlung, und vielleicht findet sich ja auch noch ein schwerer Goldring.«

»Sind das Anschuldigungen, die Sie belegen können?«, fragte Matthiesen und drückte dabei seinen Rücken durch.

»Wer weiß, vielleicht helfen Sie auch noch ein wenig nach?«,

bohrte Weitz weiter. »Wenn ich mich hier umsehe, scheint das doch ein ganz lohnendes Geschäft zu sein.«

»Sie vergessen, dass ich Rechtsanwalt bin«, sagte Matthiesen.

»Oh nein, ich weiß sehr wohl, dass Sie ein Rechtsverdreher sind. Und ich bin Polizist, verstehen Sie? Ein Bulle, der nicht unter Beißhemmung leidet.«

Weitz klapperte demonstrativ mit den Zähnen. Kaja wäre am liebsten im Boden versunken.

»Ich glaube Ihnen gern, dass Ihr Gebiss in Ordnung ist. Aber Sie sollten eine richterliche Anordnung zur Hausdurchsuchung mitbringen. Oder mich vorladen. Das steht Ihnen ja frei.«

»Ich glaube, wir sind jetzt erst einmal fertig«, sagte Kaja und sah Weitz scharf an.

»Nein«, sagte Weitz, der weiter Matthiesen fixierte. »Ich glaube nicht, dass wir schon fertig sind. Wir sehen uns wieder, verlassen Sie sich drauf.«

Dann stampfte er aus dem Büro. Als Kaja sich umdrehte, glaubte sie für den Bruchteil einer Sekunde ein nervöses Flackern in Matthiesens Augen zu erkennen.

*

Tom Behrendt zeigte auf einen Polizisten, der auf dem Beifahrersitz eines Streifenwagens saß. Beide Hände um den Becher gelegt trank er mit hastigen Schlucken.

»Der Kollege da hat sie gefunden. Hat ihn ordentlich mitgenommen.«

Mangold nickte und trat auf den jungen Beamten zu, der ihn leichenblass ansah.

»Manchmal ist das ein Scheißberuf«, sagte Mangold.

Der Mann nickte und stierte in seinen Becher.

»Geht's wieder?«, fragte Mangold.

»Ja ja. Ich hab ein Stück Schal gesehen, ragte aus einem Maulwurfshügel. Ich zieh dran, und der Stoff sitzt fest. Ich hab dann mit der Hand … ich bin mit der Hand direkt über die Nase … also ich hab zunächst nicht erkannt, dass es eine Nase ist. Es ist ja ganz braun und wachsartig.«

»Haben Sie gezielt gesucht?«, fragte Mangold.

»Ich bin einfach noch mal den Park abgelaufen, um zu sehen, ob da was auffällig ist.«

Der Polizist stellte den Becher auf das Armaturenbrett und streckte beide Hände in Richtung eines Kollegen. Der wühlte in seiner Uniformtasche und zog ein Sagrotantuch heraus.

Der junge Polizist begann, die Haut an den Fingern sauber zu scheuern.

»Haben Sie schon mal einen Toten gefunden?«, fragte Mangold.

»In Wohnungen schon. Das ist anders. Auch wenn die schon länger gelegen haben, das ist ja was Natürliches, wenn es riecht. Aber dieser braune Klumpen …«

Ein Kollege reichte ihm eine bereits angezündete Zigarette. Der Polizist nickte und ließ sie sich in den Mund stecken. Unablässig rieb er seine Finger mit dem Sagrotantuch. Plötzlich hielt er inne, sah auf seine Hände und dann zu Mangold.

»Ich hatte nicht mal Handschuhe an. Mein Leben lang werde ich nicht mehr im Dreck wühlen«, sagte er.

»Dann werden Sie sich wohl einen anderen Beruf suchen müssen«, erwiderte Mangold und gab Hensen ein Zeichen.

Zusammen gingen sie hinüber zu der zweiten Leiche. Drei Polizisten sperrten den Fundort mit einem Flatterband ab, während zwei Gerichtsmediziner in hellblauen Overalls mit Besen das Erdreich zur Seite fegten.

Mangold wandte sich an den ihm am nächsten stehenden Forensiker.

»Bei dem Zustand der Leiche werden Sie noch nicht viel sagen können, aber sehen Sie doch mal nach, ob sich auch hier am Schädel eine Verletzung findet, die dem Davidsstern auf der anderen Leiche gleicht.«

Der Gerichtsmediziner nickte und begann vorsichtig den Kopf freizulegen. Nachdem sein Kollege einige Fotos gemacht hatte, fuhr er durch den Haarschopf der Leiche und teilte das Haar. Sein Kollege reichte ihm eine Lupe. Nachdem er einige Minuten die Kopfhaut untersucht hatte, sagte er: »Genau ist das noch nicht zu bestimmen, sieht aber danach aus.«

Tom Behrendt war an Mangolds Seite getreten und sah auf den Leichnam.

»Sieht auch nach einer Frau aus. Die langen Haare, die Kleidung …«

Er bückte sich und zog die Hand aus dem Erdreich.

»Keine Spur von Nagellack.«

Noch in der Hocke teilte er Mangold mit, dass die Polizeischüler bereits auf dem Weg seien.

»Wir werden den ganzen Park umpflügen.«

Eine halbe Stunde später verabschiedeten Mangold und Hensen sich zum zweiten Mal und gingen zurück zum Wagen.

»Die gleiche gebückte Haltung«, sagte Hensen.

»Es ist immer noch nicht sicher, dass die toten Frauen zu

unserer Serie gehören.«

»Bis die vorläufigen Berichte da sind, wird es ohnehin dauern. Sehen wir uns mal um«, sagte Mangold und fuhr ins Zentrum von Rendsburg, vorbei an einem für eine Kleinstadt ausladenden Stadttheater. Sie parkten auf dem Schlossplatz und schlenderten die Hohe Straße, eine enge Einkaufspassage, hinauf.

Nach 200 Metern passierten sie einen jahrhunderte-alten Torbogen, an dessen Außenmauer ein eiserner Ring befestigt war.

»Halseisen«, sagte Hensen.

Einzelne Kunden strebten in die Drogeriemärkte, Kleidungsgeschäfte, Optiker, Apotheken und Discounter.

»Kleinstadtidylle«, sagte Hensen. »Sonntags wabert die Langeweile durch die Straßen und frisst deine Hirnzellen auf.«

Eine Gruppe von Jugendlichen stand auf einem Platz inmitten der Passage und beobachtete die vorbeieilenden Menschen. Deutlich stand ihnen der Abscheu ins Gesicht geschrieben. Einer von ihnen kickte eine Fast-Food-Verpackung in Richtung der Passanten, während ein anderer ihm eine Plastiktüte reichte. Er fuhr mit der Hand hinein, zog eine Flasche heraus und setzte sie an.

»Erinnert mich an meine Jugend«, sagte Hensen. »Da hat sich nichts verändert. Wir sollten hier verschwinden, so was ist ansteckend.«

»Wie passt ein Serienkiller in solch ein beschauliches Städtchen wie Rendsburg?«

»Wohnt hier, hat ein fieses Mütterchen, dem er es immer schon mal heimzahlen wollte, weiß der Teufel.«

Vor einer der Apotheken kamen ihnen drei Frauen entgegen,

die bis zum Boden reichende weite Kleider trugen und deren Haare und halben Gesichter verschleiert waren. Eine der Frauen schob einen Kinderwagen vor sich her. Ganz unverhohlen warf eine mit Einkaufstüten bewaffnete Hausfrau den drei Frauen abschätzige Blicke zu.

»Es brodelt«, sagte Hensen.

»Unsinn, ein nettes kleines Städtchen, das ein paar verwahrloste Stadtväter genauso verschandelt haben wie tausend andere Orte auch.«

Vom Stadtteich aus ging es zu einem ausladenden Platz, der vor Jahrhunderten als Paradeplatz für den Aufmarsch der hier stationierten dänischen Truppen gedient hatte.

Sie schlugen den Weg zu einer rustikal wirkenden Pizzeria ein und betraten das im Dämmerlicht liegende Restaurant.

Mangold wählte einen Tisch in der Nähe der Tür und schlug die Speisekarte auf. Hensen blätterte in einem Flyer, der auf den Tischen ausgelegt war. Auf der Vorderseite war ein Plan der Altstadt abgedruckt. Den Rest zierten Anzeigen von Buchhandlungen, dem Stadttheater, der Nord-Art und dem Veranstaltungszentrum Nordkolleg.

Nachdem sie bestellt hatten, zog Mangold einen Zettel aus der Tasche und machte sich Notizen. Auch dieser Fall driftete in verschiedene Richtungen auseinander. Es wurde höchste Zeit, ein wenig Struktur hineinzubringen. Und es wurde Zeit, Sienhaupt gezielt mit dem nötigen Datenmaterial zu füttern.

Ein Serienmörder tötete Menschen und nahm dann Wiederbelebungsversuche an ihnen vor. Nach Aussagen der Pathologen wurde bei dem mutmaßlich zweiten Opfer außer einem Defibrillator auch ein Tubus angesetzt. Ein Beatmungsgerät, dessen Schlauch man durch die Speiseröhre

schieben musste und der dort kleinere Verletzungen hinterlassen hatte. Und alles nur, um die Frau erneut zu töten!

An den einzelnen Tatorten hatten sie Hinweise auf Todesrituale gefunden, auf die alten Ägypter, und außerdem war da noch das an die Wand geschriebene jüdische Totengebet, das Kaddisch. Tannen war damit beschäftigt, mehr über das Umfeld der Hobbyägyptologin Christiane Harnich herauszufinden, während Weitz sich um das erste und bereits eingeäscherte Opfer Arnd Kluge kümmerte.

Sein Assistent Weitz war neuerdings erstaunlich wortkarg. Hielt er Ermittlungsergebnisse oder gar Beweismaterial zurück? Nach seiner Strafversetzung zur Streifenpolizei wusste er, was ihm blühte, wenn er ein neues Disziplinarverfahren riskierte. Andererseits war es durchaus möglich, dass dieser Warnschuss gefruchtet hatte. Alles sah danach aus, als würde er sich ernsthaft bemühen, seine Rüpelhaftigkeit und seine unsauberen Methoden unter Kontrolle zu bekommen.

Hoffentlich nicht zu sehr, dachte Mangold. Jemand der seine Muskeln spielen ließ, zumindest verbal, war in manchen Situationen durchaus hilfreich. Und sei es, um Tatverdächtige aus dem Konzept zu bringen, die sich sehr unterschiedlich agierenden Polizisten gegenübersahen.

Sich in dieser Verhörsituation mit einer ausgedachten Geschichte zu behaupten, war schwierig. Besonders wenn man sich auf Fragen vorbereitete, die dann gar nicht gestellt wurden.

Außerdem zeigte Weitz besondere Qualitäten, die ihn für die Arbeit in ihrer Sonderkommission prädestinierten.

Zum einen hatte der Mann tatsächlich ein Näschen für Dinge, die nicht stimmten, die nicht zusammenpassen wollten. Gut, er vergaloppierte sich, ließ sich auf falsche Fährten locken, andererseits war er ein Wadenbeißer, einer, der sich – hatte er

sich erst einmal festgebissen – nicht so leicht abschütteln ließ. Und er war flexibel genug, einen veränderten Sachverhalt anzuerkennen und sich auf eine neue Spur zu begeben.

»Das ist doch mal lebendige Historie«, sagte Hensen, der mit dem Zeigefinger auf den Flyer klopfte. »Wir sitzen mitten in Prinzessinnen-und Herzogstraßen.«

»Und?«, fragte Mangold. »Das war hier mal dänisches Staatsgebiet.«

»Nichts gegen Königshäuser«, sagte Hensen. »Wir sitzen mittendrin. Die Straßen hier sind angeordnet wie die Sitzordnung bei Hofe. Ist das nicht klasse? Fühlst du was?«

Mangold ignorierte die Frage.

Nach ein paar Minuten fragte er: »Glaubst du, Weitz schafft es ohne weiteres Disziplinarverfahren?«

»Keine Ahnung«, sagte Hensen. »Aber seine Qualitäten als Dampframme würden wir schon vermissen.«

Mangold nickte und beschloss, trotz aller Freundschaft, keine weiteren personellen Details mit Hensen zu besprechen.

Sie mussten schnell in Tritt kommen, denn es war gut möglich, dass der Täter schon länger aktiv war.

»Dieser Stempel, von dem ich dir erzählt habe …«, sagte Hensen, nachdem er seine Pizza probiert hatte.

»Was ist damit?«

»Das ist doch seltsam. Ein identischer Stempelabdruck, der bei einer skelettierten Asiatin gefunden wird und in Afghanistan kursiert.«

»Bei den Militärs hast du nichts rausbringen können?«

»Ihnen sei davon nichts bekannt, aber eine derartige Äußerung ist nicht weiter verwunderlich.«

»Worauf willst du eigentlich hinaus?«

»Die müssen mauern. Ich sehe die Geschichte so: Eine Afghanin freundet sich mit einem deutschen Soldaten an. Der befördert seine Beziehung, indem er ihr vorgaukelt, sie könne ihn später nach Deutschland begleiten.«

»Ja, der Kerl hat mit diesem Betrug ein nettes Lager-amüsement sichergestellt«, sagte Mangold.

»Könnte es nicht sein …«, begann Hensen, wurde aber sofort von Mangold unterbrochen.

»Dass eine Frau mit dieser vermeintlichen Aufenthaltsgenehmigung dann tatsächlich in Hamburg auftaucht?«

Hensen nickte und biss in seine Salamipizza. Dann trank er einen Schluck Cola und starrte nachdenklich auf die Tischplatte.

Mangold räusperte sich: »Also, du meinst, die Asiatin, die ebenfalls von ihrem Liebhaber ein Stück Papier mit einer angeblichen Aufenthaltsgenehmigung in die Hand gedrückt bekommen hat, also diese Frau reist ihrem Liebhaber tatsächlich hinterher, kommt in Hamburg an, marschiert zum Obergefreiten Paul oder Max, doch dem ist das gar nicht recht. Der Mann ist verheiratet und weiß jetzt nicht, was er mit seiner Geliebten anfangen soll. Zurückschicken geht nicht, und sie darf sich ja für drei Monate ganz legal hier aufhalten.«

»Mit Auflagen«, sagte Hensen. »Sie muss einen Bürgen aufbieten, der garantiert, dass sie hier keine Sozialleistungen bezieht, sondern von ihrem Gastdeutschen versorgt wird …«

»Schön«, sagte Mangold. »Also der Typ will seine Ehe nicht gefährden, macht mit seiner Geliebten, mit der er in Afghanistan ja so schöne Stunden erlebt hat, einen Spaziergang am Fleet und zack … ein kleiner Schubser und das Problem ist gelöst.«

»Tja, und?«, fragte Hensen. »Ist das denn so ausgeschlossen?«

»Eine Theorie«, sagte Mangold. »Und die wird nur von diesem Stempelabdruck zusammengehalten.«

»Das ist eine ganze Menge«, sagte Hensen.

»Sicher, aber können wir diese Recherchen nicht verschieben? Die Frauenleiche, das ist ein alter Fall, ich glaube nicht, dass wir noch fündig werden. Wir müssen jetzt unsere Kräfte bündeln. Wir haben einen brutalen Serientäter, und das muss vorgehen.«

»Kann sein«, sagte Hensen. »Trotzdem lass ich mich von diesen Offizieren nicht verarschen. Nach der Bomben-explosion tun sie so, als seien die Soldaten durch normale Kriegshandlungen gestorben.«

Wenig später brachen Mangold und Hensen nach Hamburg auf. Nach einigen Kilometern im dichten Verkehr meldete sich Wirch.

»Und?«, fragte er. »Was ist mit dem antisemitischen Bezug?«

»Nicht ganz klar«, sagte Mangold.

»Ist es derselbe Täter?«

»Wir müssen den Bericht der Pathologen abwarten.«

»Was macht eigentlich Sienhaupt? Hat er seine Suchprogramme losgeschickt?«

»Sicher«, sagte Mangold.

»Können wir der Presse etwas mitteilen? Gibt es so etwas wie einen Ermittlungsansatz? Irgendein Balsam auf die Seele der Öffentlichkeit?«

»Alles sehr, sehr vage«, sagte Mangold.

»Bis jetzt ist noch Ruhe«, sagte Wirch. »Aber das wird nicht so

bleiben, und ich wäre gern vorbereitet.«

Nachdem sie das Gespräch beendet hatten, gab Mangold Gas.

»Ich weiß nicht, wie du das aushältst«, sagte Hensen, gähnte und schloss die Augen.

Feiner Sprühregen verschmierte die Scheibe und ließ die Rückleuchten der Autos vor Mangold flimmern.

Bis jetzt hatte er noch keine Gelegenheit gefunden, Hensen auf den genauen Ablauf des Anschlags anzusprechen. Immer wenn er ein Gespräch beginnen wollte, lenkte Hensen vom Thema ab.

Als langjähriger Kriegsreporter hatte er wohl manch brenzlige Situation erlebt, doch dieser Bombenanschlag hatte ihn verändert. Verständlich, denn die Gefahr hatte nicht bei einer Patrouille oder einem Gefecht gedroht, sondern es war mitten unter ihnen in einem geschützten Bereich passiert.

Eine Bedrohung seines Lebens von einer vollkommen unerwarteten Seite.

Das war es, was auch die Opfer von Gewaltdelikten durchmachten. Ein plötzlicher Schnitt, ein Einbruch in ihr Leben.

Hensen öffnete die Augen und sah aus dem Seitenfenster.

»Kurz vor Kaltenkirchen«, meinte Mangold. »Ich fahr dich nach Hause. Morgen brauche ich dich ausgeruht.«

Nach Hause fahren! Hensen war tatsächlich in die umgebaute Fabriketage eingezogen, in der Jan Travenhorst gelebt und in der er Kaja gefangen gehalten hatte.

Für Mangold hatten Wohnungen etwas Klebriges. Aus den Wänden sahen einen die ehemaligen Bewohner an, ihre Wünsche und Ängste schlichen durch die Räume. Waren auf der Suche nach neuen Opfern. Er selber schätzte es, dass er über die Vormieter seiner Wohnung überhaupt nichts wusste.

Das heruntergekommene Treppenhaus und die stabile Wohnungstür retteten ihn jeden Tag.

Allerdings – auf keinen Fall hätte er Lena den Schlüssel geben dürfen. War sie in Gesprächslaune, schneite sie jederzeit herein und war nicht zu bremsen.

»Wir werden ihn nur über das Motiv finden«, sagte Hensen.

»Du glaubst nicht, dass es ein anderes verbindendes Element gibt? Weitz und Tannen setzen auf verdeckten Raub.«

»Warum sollte man seine Opfer so quälen? Sie töten, wiederbeleben, wieder töten?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Mangold. »Um etwas zu erfahren?«

»Ach, die Schatzsuche«, sagte Hensen.

»Zumindest haben wir noch nichts Verbindendes gefunden. Eine Archäologin und ein Sargträger. Vollkommen unterschiedliche Schichten, unterschiedliche Berufe, verschiedene Stadtviertel.«

Hensen sah stumm aus dem Fenster. Draußen flogen die Lichter einer Ansammlung von Bauernhöfen vorbei. Menschen waren keine zu sehen. Der Regen prasselte jetzt heftig gegen die Scheibe. Mangold beschleunigte die Geschwindigkeit des Scheibenwischers.

»Es gibt etwas Verbindendes, und es ist manchmal so einfach, dass wir es übersehen. Etwas Alltägliches.«

»Es gibt Spontantäter«, gab Mangold zu bedenken. »Die töten Menschen, die einfach zur falschen Zeit am falschen Ort sind, da ist dann nichts Verbindendes. Außer dass ein Täter sie zu Opfern macht.«

»Schönes Beispiel«, sagte Hensen. »Aber sie können eben nur an diesem einen Ort aufeinandertreffen.«

»Kommst du jetzt mit Schicksal?«, fragte Mangold. »Mach dich nicht lächerlich.«

»Schicksal ist ein bescheuertes Wort. Sie treffen aufeinander. Aus irgendeinem Grund treffen sie aufeinander. Zu einer bestimmten Uhrzeit an einem bestimmten Ort.«

»Worauf willst du hinaus? Karma oder so ein Unsinn?«

»Die Begriffe sind egal. Nenn mir mal ein Beispiel.«

»Fein, wenn dich das wach hält. Da haben wir diesen Typen, der gerade im Gefängnis gestorben ist. Nahm Prostituierte aus einer Bar mit nach Hause, und wenn es ihn überkam, hat er sie getötet und in der Wand eingemauert.«

»Es gibt also Voraussetzungen«, sagte Hensen.

»Und?«

»Die alternden Prostituierten treffen sich an einem bestimmten Ort, und genau der lockt den Täter an.«

»Lockt den Täter an?«

»Der Mann sucht sexuelle Kontakte, will wenig Geld ausgeben, also läuft er genau da auf. Schließlich sitzen da die Prostituierten, die in die Jahre gekommen sind. Die Frauen schöpfen keinen Verdacht, weil sie glauben, dass er es bei seinem Aussehen nötig hat. Sie rechnen mit einer korrekten Bezahlung.«

»Ich würde in dem Fall weitergehen«, sagte Mangold. »Der Täter sucht genau die Frauen, die nicht vermisst werden, wenn sie plötzlich spurlos verschwinden. Er sucht sich potenzielle Opfer.«

»Kann sein«, sagt Hensen. »Und er will alle Optionen offen lassen.«

»Genau, geht beim Sex etwas schief, sagen wir, er bringt es

einfach nicht, dann braucht er ein Gegenüber, das er töten kann. Er will auf keinen Fall als impotent gelten, also will er auf keinen Fall überhaupt mit Sex in Verbindung gebracht werden.«

»Richtig«, sagte Hensen, »da hast du dein verbindendes Element. Anonym bleiben. Anonymen Sex haben, anonymes Geld dafür bezahlen. Dann läuft alles einwandfrei. Sollte die Frau ihn aber auslachen oder er einen schlechten Tag haben …«

»An den Drang zu Töten glaubst du nicht?«, unterbrach Mangold.

»Bei den Spontanen haben wir so etwas wie einen Blutrausch, eine sexuelle Ersatzhandlung, eine brachiale Entladung. Egal ob ich versage, ich werde dich ohnehin töten. Ich brauche keine störenden Erwartungen an mich zu haben. Ich komme … und dann komme ich mit dem Beil.«

»Aber wir haben es mit jemandem zu tun, der seine Morde minutiös plant«, warf Mangold ein.

»Trotzdem ist das Verbindende immer gegeben. Nur das Gefühl der Macht wird unterschiedlich ausgekostet.«

Nach einer Pause fragte Hensen nach Sienhaupt.

»Wir müssen ihm morgen den Fall schmackhaft machen«, sagte Mangold. »Uns was ausdenken, damit er loslegt.«

»Dir ist schon klar, dass der Mann inzwischen reich sein muss?«

»Unsinn«, sagte Mangold. »Wo soll das herkommen?«

»Weißt du nichts von seinen Börsengeschäften?«

»Er spielt mit Aktien, aber Reichtum … meine Güte!«, sagte Mangold. »Wir sollten da nichts reingeheimnissen. Außerdem geht uns das nichts an.«

Kurz vor Hamburg läutete erneut Mangolds Handy.

»Kaja hier. Ich sitze gerade im Präsidium.«

»Tut mir leid«, sagte Mangold.

»Kann sein, dass ich verrückt bin, aber wäre es möglich, dass die Taten vom Gefängnis aus gesteuert werden?«

»Was meinen Sie?«, fragte Mangold. »Mordaufträge aus dem Knast? Von wem?«

»Jan Travenhorst«, sagte Kaja. »Ich weiß, es klingt unglaublich, aber ich werde diesen Gedanken einfach nicht mehr los.«

»So als Team wären wir unschlagbar«, meinte Weitz.

Tannen sah genervt aus dem Fenster. Warum konnte der Mann nicht wenigstens für ein paar Minuten die Klappe halten?

»Wir arbeiten in der Sonderkommission zusammen, reicht das nicht?«

»Ich meine ein richtiges Team, eine Partnerschaft. Blindes Vertrauen, einer für den anderen, wissen, was der andere denkt, gemeinsam mal einen trinken gehen und dabei auf die besten Ideen kommen.«

»Du hast Ideen?«, fragte Tannen.

»Mensch Tannen, du kennst das doch aus den Fernsehkrimis. Die Sache mit den Imbissständen.«

»Welche Imbissstände, um Himmels willen?«

Weitz schaltete in den fünften Gang und ließ beim Überholen eines Lastwagens kurz die Sirene aufheulen.

»Na in den Fernsehkrimis. Da stehen Ballauf und Schenk, essen Currywurst und trinken Bier und kommen auf die besten Ideen.«

»Schwachsinn«, erwiderte Tannen.

»Eine verschworene Gemeinschaft. So nachmittags am Würstchenstand, da kann man auch mal was über die eigene Familie erzählen, das hat was. Das ist doch klasse.«

»Heißt das, du willst mir jetzt was über deine Familie erzählen?«, fragte Tannen.

»Nee, ich hab ja keine. Aber ich könnte dir was über die Arschlöcher bei der Streife erzählen.«

»Kein Interesse«, sagte Tannen.

»Überleg's dir noch mal. Ich weiß, dass ich eine Menge Scheiße gebaut habe, und das tut mir auch leid. Aber andererseits ist das so in mir drin. Ich seh was und bau eine Verbindung, und dann marschier ich los.«

»Genau das machen Kriminelle auch. Und genauso wie du: ohne nachzudenken.«

»Sag das nicht, Kumpel«, erwiderte Weitz. »Kriminelle sind schlau. Wenn die ihre Energie woanders einsetzen könnten … Deswegen raste ich ja auch manchmal bei diesen Typen aus. Die denken, sie haben da einen Bullen vor sich, dem sie überlegen sind. Und dann komme ich auf meine Tour …«

»Die kenn ich.«

»Schön, ich mach ihnen Angst, damit sie gleich wissen, dass sie mit ihrer Schlauheit nicht weiterkommen, verstehst du? Der Schlaue …«

»… bist am Ende du, klar, hab ich schon verstanden.«

»Na ja, ich will nicht übertreiben, aber manchmal geht das eben mit mir durch. Man muss das nur richtig managen.«

»Und das soll dann dein Partner machen?«

»Warum denn nicht? Du hast den besseren Überblick.«

»Du bist nicht ganz dicht«, sagte Tannen und klappte sein Notebook auf. Vielleicht ließ Weitz ihn in Ruhe, wenn es so aussah, als würde er arbeiten.

»Ich bewundere das«, sagte Weitz.

Tannen sagte nichts.

»Du kannst dich in jeder Situation auf deine Arbeit konzentrieren. Fast wie eine Maschine. Tannen, du bist mir manchmal unheimlich, ganz im Ernst. Ich hab übrigens eine Freundin.«

»Du?«

»Freundin ist übertrieben, aber da könnte sich was entwickeln.«

»Die arme Frau.«

»Manchmal denke ich, sie verarscht mich. Sie macht so Anspielungen …«

Tannen stöhnte laut auf.

»Verschon mich mit deinen One-Night-Stands.«

»Nee, nee, das ist ganz anders. Die Frau hat was, nicht so ein Flittchen …«

»Das ganze Netz ist vollgestopft mit Gewinnspielen«, unterbrach ihn Tannen.

»Klar, die zocken dich ab. Den meisten geht es nur um deine Adresse, ein paar Angaben zur Person, und das wird dann an die Adresshändlermafia verkauft. Ich möchte mal wissen, ob die die Geschenke auch wirklich verteilen. Das wäre doch was, wenn man da mal zwischenhauen könnte. Das würde Spaß machen. So ein paar Glücksspielfuzzis gegen die Wand klatschen.«

»Diese You-Winner-Spot24-Firma taucht im Netz allerdings nicht auf.«

»Aber jemand muss das Callcenter beauftragt haben. Ich sage dir, da geht es um organisiertes Verbrechen.«

»Klar Weitz, wir werden die Hannoveraner Mobilen Einsatzkräfte anfordern, und dann stürmen wir den Laden. Mal sehen, was passiert.«

Tannen stellte sich vor, wie er mit Weitz an einer Imbissbude stand und über seine Beziehung zu Joyce redete. Grauenhaft. Dabei war nicht mal ausgeschlossen, dass Joyce das

»interessant« finden würde.

Er solle sich ruhig mal privat mit seinen Kollegen austauschen, hatte sie erst gestern am Telefon gesagt. Und ihm dann eröffnet, dass sie das Wochenende an einem Yogaworkshop in der Heide teilnehmen würde.

Warum kam es ihm immer so vor, als wollte sie ihn abschieben? Gerade so als würde er stören. Mehr als einmal hatte er ihr vorgeschlagen, dass sie sich ja auch trennen könnten. Joyce hatte immer entsetzt getan und beteuert, dass doch alles in bester Ordnung sei und überhaupt, mit »ihrem Bullen« sei sie hochzufrieden.

Hochzufrieden! Was sollte das heißen? Sie weigerte sich auch nur darüber nachzudenken, mit ihm zusammenzuziehen. Betonte ihre Unabhängigkeit, erging sich in Lobhudeleien über das Intuitionsgenie Weitz. Und Kinder? Das kam für sie überhaupt nicht in Frage. Er verstand ja, dass sie auf keinen Fall in einer dieser »Vorstadtidyllen verkümmern« wollte. Grün fände sie ja toll, aber Asphalt rieche eben auch sehr erotisch.

Nein, er, Tannen, musste sich überlegen, ob er diese Beziehung noch wollte. Ob sie überhaupt so etwas wie eine Perspektive hatte. Mangold und besonders Hensen sahen in seiner Freundin so etwas wie eine Offenbarung. Sicher, die anerkennenden Blicke hatten ihn stolz gemacht. Zweifellos war Joyce eine Schönheit, aber war er am Ende nur ein nützlicher Idiot? Einer mit Pensionsanspruch, den man sich warm, aber gleichzeitig auch auf Abstand hielt? Hing er in dieser Beziehung an einer Abschleppstange, mit der er auf Abstand gehalten wurde, und von der er sich nicht lösen konnte?

Würden sie ihr Geld zusammenlegen und in eine gemeinsame Wohnung ziehen, dann könnte er auch diese beschissenen Nebenjobs als Türsteher aufgeben.

Wie sehr ihm die aufgedrehten Partygänger auf die Nerven gingen! Besonders die kreischenden Frauen und das Machogehabe der meistens besoffenen Typen.

Bei der Ausfahrt Hannover Langenhagen verließen sie die Autobahn und folgten der Ausschilderung zum Industriegebiet Rudolf-Diesel-Weg. Sie passierten das dreistöckige weiße Gebäude des Hauptzollamtes und bogen dann links in die Max-Müller-Straße ein.

»Sie haben Ihr Ziel erreicht«, verkündete das Navi. Weitz beschleunigte den Wagen, fuhr an dem schmucklosen Gebäude vorbei und wendete dann.

»Erst mal das Terrain sondieren«, sagte er, ließ das Fenster herunter und schob das Blaulicht aufs Dach.

»Die sollen doch gleich mal sehen, mit wem sie es zu tun haben.«

»Warum nicht sofort die Sirene?«

»Meinst du?«, fragte Weitz und schaltete die Sirene ein, während sie auf den kleinen Industriehof fuhren.

Direkt vor dem Haus bremste er scharf und schaltete dann Sirene und Blaulicht wieder aus.

Hinter der schmucklosen Glastür erwartete sie keine Sekretärin, sondern ein Schild mit fünf Firmenadressen. Neben einer Versandfirma für Medizintechnik, einer Druckerei und einer Werbeagentur wies ihnen ein Schild den Weg zum Callcenter »Easy-Contact-Support«.

Als Tannen die Tür öffnete, kam ihm gedämpftes Stimmengemurmel entgegen. Etwa dreißig Angestellte saßen in Glaskäfigen und trugen Kopfhörersets. In der ersten Reihe sah ihn eine dickliche Frau lasziv an und wickelte dann ein Kabel um ihren Finger. Betont langsam drehte sie sich zu dem seitlich

aufgestellten Bildschirm und strich sanft über die Tischkante.

»Was für ein Scheißjob!«, sagte Weitz.

»Was wollen Sie hier?«

Weitz drehte sich betont langsam um und grinste dem Mann, der da im dunklen Anzug vor ihnen stand, ins Gesicht.

»Sollten Sie irgendwelche Beschwerden haben, dann wenden Sie sich postalisch an die Auftragsfirma.«

»Sieh dir das Männchen an«, sagte Weitz zu Tannen. »Ist der nicht niedlich?«

»Ich werde die Polizei holen, das ist Hausfriedensbruch!«

Weitz leckte sich genüsslich über die Lippen.

»Hör zu, du Clown, das ist kein Hausfriedensbruch. Und weißt du auch, warum es keiner ist?«

»Das ist Hausfriedensbruch!«

»Selbst wenn du dich jetzt gerade machst, das ist keiner. Weil wir die Polizei sind, Kumpel. Und die Polizei begeht keinen Hausfriedensbruch. Wir bedrohen nicht mal deinen beschissenen Callcenterfrieden. Was ist mit der Ruhe der Leute, die ihr anruft, häh? Interessiert dich doch einen Dreck!«

Die Telefonistinnen in den ersten Reihen hatten ihre Gespräche unterbrochen und beobachteten die Szene. Tannen meinte, in einigen Gesichtern einen Anflug von Schadenfreude zu entdecken.

»Kommen Sie bitte mit in mein Büro«, sagte der Mann im Anzug und strich sich die Haare nach hinten.

»Fein, das machen wir, was Tannen? Der bietet uns gleich noch einen Kaffee an.«

Weitz und Tannen folgten dem Mann zu seinem Büro vom Raum mit den Glaskabinen aus in einen Seitentrakt. An der Tür

stand der Name Bernd Najuk.

Im Zimmer verstreut waren Stapel mit Listen, Aktenordnern und Fragebögen. Auf den beiden Bildschirmen am Rechner überwachten Programme die Aktivitätskurven der Telefonierenden.

»Hier siehts's ja aus wie in einer Stasifiliale«, sagte Weitz und setzte sich auf einen Stuhl gegenüber vom Schreibtisch. Tannen blieb in der Nähe der Tür stehen und lehnte sich mit verschränkten Armen an die Wand.

»Seit wann arbeiten Sie für die Firma You-Winner-Spot24, Herr Najuk?«

»Das ist ein kleinerer Auftrag …«

»Was heißt das?«, fragte Weitz.

Der Mann suchte nervös in seinen Unterlagen und förderte dann einen gelben Zettel zutage.

»Genau genommen haben wir da eher als Auftragsdienst fungiert.«

»Was heißt das?«, fragte Weitz genervt. »Wir müssen Ihnen doch nicht alles aus der Nase ziehen, oder? Das mit dem Nase ziehen nehmen wir nämlich gern mal wört-lich.«

»Ausgesuchte Personen erhalten einen Brief und eine Telefonnummer, über die sie bei uns landen.«

»Ausgesuchte Personen. Da haben Sie sich nicht gewundert, dass nur ab und zu jemand sich meldet, um sich zu erkundigen, ob er tatsächlich etwas gewonnen hat?«

»Diese Werbeaktion hat ja erst begonnen.«

»Und dann schicken Sie den Gewinn an die Personen, die sich gemeldet haben?«

»Damit haben wir nichts zu tun«, sagte Najuks. »Wir

bestätigen nur, dass sie gewonnen haben und verweisen darauf, dass sie in den nächsten Tagen Besuch bekommen werden. Wir sind so etwas wie ein Auftragsdienst, nicht? Dafür stellen wir eine spezielle Telefonnummer zur Verfügung.«

»Kennen Sie einen Anwalt und Nachlassverwalter namens Matthiesen?«, fragte Weitz unvermittelt.

Najuk dachte ein paar Sekunden nach, blätterte in einem Stapel Papiere und schüttelte dann den Kopf.

Tannen trat an den Schreibtisch heran und griff nach dem gelben Zettel.

»Ist das dieser Auftrag?«

Der Mann nickte und sah ängstlich auf.

»Ich kann das Gekritzel nicht lesen«, sagte Tannen, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte.

»Ich habe es während eines Telefonats aufgeschrieben.«

»Sie nehmen einfach so am Telefon einen derart windigen Auftrag entgegen?«

»Eine Vorausberechnung wurde beglichen«, sagte Najuk.

»Von welchem Konto aus?«

»Da müsste ich erst mal nachsehen.«

Weitz reckte seinen Kopf über den Schreibtisch und sagte: »Los, Mann.«

Dem Mann perlten Schweißtropfen auf der Stirn, als er hektisch in seinen Computerdokumenten suchte. Dann versuchte er es über den Onlinezugang zu seiner Bank.

»Hier ist es, 1.497 Euro, angewiesen vor drei Wochen.«

»Von welchem Konto?«

Najuk schüttelte den Kopf.

»Eine Bareinzahlung. Auf einer Bankfiliale in Mannheim.«

»1500 Euro für die Entgegennahme von zwei Anrufen?«, fragte Tannen. »Was soll das? Wollen Sie uns verarschen?«

»Wir haben ja gerade erst angefangen. Der Vertrag läuft über ein Jahr.«

Die U-Bahn rasselte von der Station Landungsbrücken am Hafen entlang zum Baumwall. Mangold fühlte sich unwohl inmitten der vielen Menschen.

Glaubte man den Reiseführern, gehörte dieses Stück zu den schönsten U-Bahn-Strecken weltweit.

An einem Pier dümpelte die Dreimastbark Rickmer Rickmers, die sich hier von ihren Salpeter-Fahrten nach Südamerika ausruhte und mit ihrem grünen Anstrich als Museums-und Restaurantschiff betrieben wurde.

Hafenfähren schaukelten Besucher zum gegenüberliegenden Festzelt, auf dem der Schriftzug eines Musicals prangte. Sie kreuzten den Weg eines Schleppers, der ein Containerschiff durchs Hafenbecken zog.

Mangold, Hensen und Kaja waren vom Auto auf die U-Bahn umgestiegen, weil sie später noch ein Absackerbier im 20. Stock des Empire Riverside trinken wollten.

Eigentlich hatten sie wirklich etwas anderes zu tun, als den Savant in seiner neuen Bleibe zu besuchen. Doch dessen Schwester behauptete, ihr Bruder wolle die Menschen nun mal besser verstehen lernen, und Hausbesuche gehörten dazu.

Mangold sah hinüber zu Kaja und Hensen, die aus dem Fenster starrten und sich tatsächlich mit einem Blumenstrauß bewaffnet hatten. Sicher, er hätte diesen seltsamen Besuch gar nicht zugelassen, aber Sienhaupt hatte klargemacht, dass seine Zusammenarbeit mit der Mordkommission auf dem Spiel stand, wenn sie seine Anwandlungen hinsichtlich der Pflege zwischenmenschlicher Beziehungen nicht ernst nahmen. Die von ihm per E-Mail verschickte Einladungskarte ließ keinerlei

Ausreden zu und war wie ein Ultimatum formuliert.

»Sehen Sie es als Dienstreise«, sagte Kaja sichtlich amüsiert. »Wir bleiben ein Stündchen und bewundern die Regale und nach Farben sortierten Bücher.«

Auch Hensen stimmte zu.

»Der Mann kann richtig bockig werden. Wenn der nicht will …«

»Schon gut«, sagte Mangold. »Wenn Wirch uns hier sehen würde …«

»… würde ich ihm mal einen Zettel mit den Überstunden zeigen, die wir ohnehin nicht bezahlt bekommen«, unterbrach ihn Kaja.

An der Station Baumwall verließen sie die U-Bahn und überquerten die Niederbaumbrücke, vorbei an der Elbphilharmonie. Seitlich des Sandtorhafens, in dem man segelnde Oldtimer vertäut hatte, ragten Fassaden aus Stahl und Glas in die Höhe.

»Sieht alles gleich aus«, sagte Hensen. »So etwas könntest du an jedem Ort der Welt hochziehen, und man wüsste nicht, wo man eigentlich ist.«

»Immerhin riecht es nach Seewasser«, sagte Kaja.

»Und in einem Studentenwohnheim wohnt er auch nicht gerade«, erwiderte Mangold und deutete auf die an einem Gebäude angebrachte gesuchte Hausnummer.

Sie betraten einen gläsernen Eingangsbereich, der mit Marmorfliesen und dunkel gehaltenen Granitsäulen wie der verlassene Palast eines Science-Fiction-Despoten wirkte.

Am Fahrstuhl entdeckten sie eine silbern glänzende Klingelleiste.

Von den vier in den oberen Etagen liegenden Wohnungen

dieses Trakts waren nur zwei bewohnt. Säuberlich in Edelstahl geätzt standen da die Namen Peter und Ellen Sienhaupt.

»Na dann«, sagte Mangold und läutete.

Mit einem Surren schob sich eine Marmorfliese zur Seite und gab den Blick auf ein Kameraauge frei.

»Wir sind's!«, rief Kaja munter.

Statt einer Antwort fuhr jetzt ein Schlitten aus der Wand, in dessen Mitte eine getönte Glasscheibe das Symbol eines Daumenabdrucks zeigte.

»Der will uns verarschen«, sagte Mangold.

»Tun wir ihm den Gefallen«, erwiderte Hensen, trat einen Schritt vor und legte seinen Daumen auf die Glasplatte.

Mangold schickte einen Blick zur Decke und drückte ebenfalls seinen Daumen auf die Platte.

Erst als Kaja sich ebenfalls identifiziert hatte, öffnete sich die Aufzugstür. Ohne ihr Zutun fuhr der Lift in den sechsten Stock hinauf.

»Woher hat der eigentlich unsere Fingerabdrücke«, murmelte Mangold. »Schließlich muss er sie abgleichen.«

»Jetzt folgt sicher die Leibesvisitation«, mutmaßte Kaja und verließ als Erste den Aufzug. Sie standen in einem kleinen Gang, an dessen Ende eine weitere Tür mit eingelassenem Kameraauge den Weg versperrte.

»Und jetzt?«, fragte Mangold und klopfte an die Linse. Nichts geschah.

Kaja stellte sich direkt vor die Glasscheibe und schob ihren Kopf nach vorn. Plötzlich leuchtete ein grünes Signal und der Schriftzug »Iriserkennung positiv« wurde lesbar.

»Nein«, stöhnte Mangold, doch in diesem Augenblick wurde

die Tür von innen geöffnet.

In einem geblümten Kleid stand Ellen Sienhaupt vor ihnen.

»Tut mir leid, aber Sie wissen ja, Peter spielt nun mal gern.«

Sie folgten ihr durch einen breiten Flur, in den gut und gern Mangolds halbe Wohnung hineingepasst hätte.

Ellen Sienhaupt bat um ihre Jacken und sah Mangold entschuldigend an.

»Es ist ein wenig …«

»… überdimensioniert«, ergänzte Kaja den Satz und überreichte ihr den Blumenstrauß.

»Oh ja«, sagte Ellen Sienhaupt. »Das kann man so sagen, aber er hat sich hier gleich so wohlgefühlt. Ich glaub wegen der Schiffe, man kann von hier aus die Schiffe sehen.«

Kaja, Hensen und Mangold folgten Ellen Sienhaupt zu einer Tür, an der die Ziffer 4 stand.

»Er hat die Türen durchnummeriert«, sagte Ellen Sienhaupt. »So fühlt er sich sicherer.«

Auch die sechs Säulen in dem sicher 150 Quadratmeter großen Wohnraum hatten Nummern, ebenso wie einzelne Abschnitte der Fensterfront, die sich über die gesamte Stirnseite des Raumes zog.

»Um Gottes willen!«, sagte Kaja.

Ellen Sienhaupt nickte.

»Das können Sie laut sagen, aber er wollte hier einfach nicht mehr weg.«

In der Mitte des Saals stand ein Esstisch mit weißer Tischdecke. Am Tisch saß Peter Sienhaupt mit frisch gekämmten Haaren in einem karierten Hemd und sah geradeaus zum Fenster. Eine schwarze Fliege hing leicht schief

unter dem Kragen, sie war ebenfalls etwas groß geraten.

Mangold hatte den Eindruck, als würde der Savant gleich in Gelächter ausbrechen. Angestrengt kniff er die Lippen zusammen und starrte weiter geradeaus.

»Blumen auf dem Tisch, Getränke, meine Güte!«, sagte Kaja.

Auch Mangold musterte den Strauß weißer Rosen in der Mitte des Tisches. Ihre Plätze waren mit Kärtchen versehen, die allesamt eine Nummer trugen.

Vor Mangold prangte eine 129. Von Kaja wusste er, dass Sienhaupt Zahlen eine Ausstrahlung zuschrieb. Einige empfand er als warm, andere als laut, andere strömten einen Geruch aus. Wusste der Teufel, was die 129 bedeuten mochte. Kaja war für Sienhaupt die 142, Hensen die 179.

»Unterschiedliche Getränke«, sagte Mangold, der auf jedem Platz ein jeweils anderes Glas mit einer Flasche daneben entdeckte.

Auf seinem Platz stand eine Flasche Cognac mit einem Cognacschwenker, bei Kaja eine Flasche Wodka und dazu ein offenbar eisgekühltes Limonadenglas, während für Hensen eine Flasche Champagner im Eiskübel neben seinem Teller bereitgestellt war.

Noch immer hatte Sienhaupt sie keines Blickes gewürdigt, sondern saß weiterhin reglos vor seinem Teller. Sich selbst hatte er ein Glas gegeben, in das er bereits Saft gefüllt hatte. Für seine Schwester gab es Weißwein.

Keine Frage – der Savant hatte große Mühe darauf verwendet, ihre bevorzugten Getränke in Erfahrung zu bringen.

Ellen Sienhaupt bat sie, Platz zu nehmen.

»Wissen Sie, das ist das erste Fest, das Peter gibt. Also die erste Einladung. Er möchte alles richtig machen.«

Plötzlich tönte Musik aus einem Lautsprecher.

»Das Rosenquartett?«, fragte Hensen.

Sienhaupt begann, begeistert auf seinem Stuhl zu wippen.

»Sozusagen der Aperitif«, sagte Ellen Sienhaupt.

»Na denn«, sagte Hensen, schenkte sich ein Glas Champagner ein und erhob das Glas in Richtung Gastgeber. Der griff blitzschnell zu seinem Saft, trank einen kleinen Schluck und setzte sein Glas wieder ab.

»Er möchte schon mithalten, aber Alkohol … er mag das nicht. Weil er mit den Gedanken nicht zurechtkommt, die dann wild durch sein Gehirn schießen. So hat er es mir mal erklärt.«

Peter Sienhaupt saß wieder reglos auf seinem Stuhl und machte auf Mangold immer noch den Eindruck, als würde gleich etwas aus ihm herausplatzen.

Erst jetzt sah Mangold, dass der Savant sein umgebautes Handy auf den Schoß gelegt hatte. Sienhaupt drückte auf eine Taste, und aus dem Boden links der Fensterwand fuhr eine Leinwand in die Höhe. Hinter Mangold löste sich von der Decke ein Beamer, und dann begann auch schon ein Film. Man sah Schmetterlinge, die über eine Blumenwiese flatterten.

»Ich glaube, er erforscht die Menschen, er versucht herauszufinden, was sie mögen und was nicht«, sagte Ellen Sienhaupt, die ihr Weinglas zum Mund führte.

»Mögen Sie nicht?«, fragte sie Kaja und Mangold und deutete auf deren Gläser.

Mangold und Kaja gossen sich den Schnaps ein. Während Kaja nur daran nippte, trank Mangold einen Schluck Cognac. In einem Supermarkt konnte Sienhaupt den edlen Tropfen jedenfalls nicht erstanden haben.

»Was erwartet uns denn noch an Überraschungen?«, fragte

Mangold.

Ellen Sienhaupt sah ihn mit leicht geröteten Wangen an.

»Da hinten ist noch ein Tisch, den man aus dem Boden fahren kann, und es gibt Dolby Dingsda. Aber fragen Sie mich nicht. Der ganze Raum neben dem Schlafzimmer ist voll mit elektronischem Brimborium.«

Mangold fragte sich, wer denn wohl das Catering übernehmen würde, als Ellen Sienhaupt mit dem Satz »Ich hole dann mal die Vorspeise« in der Küche verschwand.

»Ich möchte nicht wissen, wie die aussieht«, sagte Hensen und blickte ihr versonnen nach. »Peer, hast du eine Ahnung, wie er das bezahlt? Ich meine … sieh dir das doch mal an.«

Sienhaupt blickte weiter vor sich hin und sagte: »Enterprises Aggtiien.«

»Weißt du, was er damit meint?«, fragte Mangold.

»Ich fürchte schon«, sagte Hensen. »Ich erzähl's dir später.«

»Jetzt bin ich gespannt, ob …«

Doch Kaja konnte ihren Satz nicht beenden, denn Ellen Sienhaupt balancierte ein Tablett in das Zimmer.

»Bei der Essensauswahl hat er sich ein wenig am eigenen Geschmack orientiert. Wie gesagt, es ist seine erste Einladung.«

»Schade Hensen, du kriegst keine Lakritzschnecken«, murmelte Mangold und reckte neugierig den Hals, um einen Blick auf das Tablett zu erhaschen.

»Also, ich hoffe, Sie mögen das. Kleine Pizzen. Die Minivariante. Peter ist ganz verrückt danach. Also wir haben hier Brokkoli, Salami, Kochschinken, Anchovis …«

Mangold bediente sich und biss in das keksige Stück Pizza.

Zweifelsfrei aus der Gefriertruhe. Kaja warf ihm einen amüsierten Blick zu und kaute mit gespieltem Appetit.

»Vielleicht möchten Sie noch ein bisschen nachwürzen? Peter liebt Oregano und Tabasco auf der Pizza.«

Aus dem Augenwinkel beobachtete Mangold, wie Peter Sienhaupt erneut auf einen Knopf seines Handys drückte, das er offenbar zur Fernbedienung umprogrammiert hatte.

In der Wand öffnete sich eine Klappe, und ein kleiner Roboter rollte auf den Tisch zu. In seinem Computergreifarm hielt er ein Tablett mit mehreren Gewürzen.

Überrascht sahen Mangold, Hensen und Kaja erst auf das Gefährt, dann auf Sienhaupt. Der konnte sich nun tatsächlich nicht mehr halten vor Lachen und prustete laut los.

Ellen Sienhaupt schüttelte tadelnd den Kopf.

»Aber Peter«, sagte sie – und dann an Mangold gewandt: »Er spielt so gern, das ist manchmal wirklich schlimm.«

Der Miniroboter umrundete weiter den Tisch, stoppte jetzt auch bei Kaja und Hensen und streckte ihnen das Holzbrett mit den Gewürzen entgegen.

»Er liebt es, diese Dinger zu programmieren«, sagte Ellen Sienhaupt. »Wir haben ein paar davon. Eins kümmert sich ums Staubsaugen, und man stolpert dauernd drüber. Aber es geht eben auch nicht kaputt.« Dann machte sie eine Pause und fügte hinzu: »Leider.«

Sie biss in ihre Minipizza.

»Draußen sind jede Menge Webkameras«, fuhr sie fort, »und es gibt Mattscheiben, die schießen einfach aus dem Boden. Also mir ist das Ganze unheimlich.«

»Ich weiß, was wir als Hauptgang bekommen«, zischte Hensen Mangold zu.

Ellen Sienhaupt nahm die leeren Teller mit in die Küche. Mangold, Hensen und Kaja bemühten sich während ihrer Abwesenheit, Sienhaupt eine Äußerung abzuringen, doch der saß aufrecht auf seinem Stuhl und gab keine Antwort.

»Sienhaupt, das hier ist alles ganz wunderbar, wirklich ganz wunderbar. Doch wir brauchen Ihre aktive Unterstützung bei unseren Ermittlungen. Verstehen Sie?«

Sienhaupt schaukelte auf seinem Stuhl hin und her. Dann erhob er sich plötzlich und zog eine Mappe hervor, auf der er die ganze Zeit gesessen hatte.

»Was ist das?«

Hensen versuchte etwas zu erkennen, doch Sienhaupt zog die Mappe blitzschnell zurück.

»Recht hat er«, sagte Kaja, die den Abend zu genießen schien.

»Erst das Essen, dann die Arbeit.«

Ellen Sienhaupt kam mit drei Tellern aus der Küche zurück und blieb vor dem Tisch stehen.

»Es ist vielleicht ein wenig einseitig, aber es war Peters ausdrücklicher Wunsch. Also, ich hab mich nicht durchsetzen können.«

Dann stellte sie entschlossen den ersten Teller vor Mangold auf den Tisch.

»Große Pizza«, sagte sie. »Ich habe ein paar Zutaten oben drauf gepackt. Und ein bisschen mehr Käse genommen. Guten Appetit.«

Mangold spülte die ersten Bissen mit einem Schluck Cognac herunter und lehnte dankend Hensens Angebot ab, der ihm sein Champagnerglas reichte.

»Es gibt nicht gerade viele Möbel hier«, sagte Mangold.

»Oh, die werden nach Entwürfen und Skizzen von Peter erst angefertigt«, sagte Ellen Sienhaupt. »Die Firma braucht aber noch zwei, drei Monate.«

Als Mangold die Hälfte seiner Pizza heruntergewürgt hatte, schob Sienhaupt die Mappe ein paar Zentimeter in seine Richtung. Gerade wollte Mangold danach greifen, als Sienhaupt sie auch schon wieder zurückzog.

Kaja verschluckte sich vor Lachen und wiederholte: »Erst das Essen, dann das Vergnügen.«

»Könnte ich vielleicht einen Schluck Wasser haben?«, knurrte Mangold.

»Meine Güte, das hab ich ja ganz vergessen«, sagte Ellen Sienhaupt. »Entschuldigen Sie bitte.«

Sie kehrte mit einer Flasche Wasser und Gläsern zurück und betrachtete ihren Bruder nachdenklich. Der saß vor seinem bereits leeren Teller und interessierte sich jetzt für das Dekor der Tischdecke. Mit einem Messer zeichnete er eine imaginäre Linie auf den Tisch und fixierte das Ganze, als berechne er gerade die fünftausendste Kommastelle der Zahl Pi.

Mangold steckte sich das letzte Stück Pizza in den Mund, und im selben Moment schob Sienhaupt ihm den Ordner zu.

Hensen erhob sich und stellte sich neben Mangold, der den abgegriffenen Ordner umdrehte.

»Vy Khanh«, las er laut vor.

Sienhaupt begann wieder laut zu lachen.

»Lass dir ein Bild dazu zeigen«, sagte Hensen zu Mangold.

»Wie bitte?«

»Das ist Sienhaupts neue Freundin. Ich glaub, die hat er im

Internet kennen gelernt.«

»Ein Bild?«, wiederholte Mangold und sah dabei Sienhaupt an.

Der griff in die Mappe, zog einen Abzug heraus und legte ihn auf Mangolds krümeligen Teller. Er zeigte die Skelettreste, die Arbeiter im Hamburger Fleet gefunden hatten. Dann zog er ein zweites Bild aus dem Umschlag und klatschte es ebenfalls auf Mangolds Teller. Es handelte sich um eine Vergrößerung, die einen Ausschnitt des Schädels abbildete.

»Ist das der Name der Toten? Vy Khanh? Und was soll das?«, fragte Mangold.

Sienhaupt sah betont genervt zur Zimmerdecke. Das musste er sich bei ihm abgeguckt haben.

Hensen zog das Bild zu sich heran und sah dann Mangold an: »Aber sieh es dir doch mal genauer an. Etwas pixelig, aber genau als Abdruck zu erkennen. Auch hier muss der Täter mit großer Wucht zugeschlagen haben.«

»Was denn?«

»Da am Hinterkopf. Es ist ein Davidstern. Den wir auch auf den Schädeln in Schleswig-Holstein gefunden haben.«

»Der große Häuptling hat gestern eine Squaw umgelegt«, flüsterte Lena und deutete mit dem Daumen zum Flur. »Professor Immelmann ist echt gut drauf.«

»Und du hast hier einen Freifahrtschein, was?«, fragte Mangold.

»Einer muss ja die Arbeit machen«, sagte sie und streckte ihm neckisch die Zunge aus.

Sie begleitete ihn durch den Hauptflur der Gerichtsmedizin. Durch die Scheiben sah Mangold das Treiben auf dem Gelände der Universitätsklinik. Zwei Pfleger rauchten vor dem Eingang zur Notaufnahme mit einem Patienten eine Zigarette, ein Taxi fuhr im Schritttempo die kurvenreiche Straße entlang. Die Pathologie lag ein wenig abseits des Krankenhausdorfes, das aus zahlreichen Abteilungen, Spezialkliniken und einem Gewusel kleiner Straßen bestand.

Mangold brummte der Kopf. Er musste Sienhaupt dringend das bisher zusammengetragene Ermittlungsmaterial übergeben und herausfinden, auf welche Weise er den Namen der im Fleet gefundenen Toten herausgefunden hatte.

Er bezweifelte, dass Sienhaupt Hensen seine Geheimnisse anvertrauen würde. Am besten würde er Weitz darum bitten. Schließlich hatte Sienhaupt sich ausgerechnet seinen rüpelhaften Assistenten als Partner auserkoren. Er schien mit ihm ernsthaft das zu üben, was man im Allgemeinen unter Freundschaft verstand.

Professor Immelmann saß hinter einem wuchtigen Schreibtisch und war dabei, eine Seite aus einem Bericht herauszureißen. Er sah mürrisch auf und begann, aus dem

Stück Papier einen Flieger zu falten.

»Mangold, siehe da! Sind Sie auch von lauter Nieten umgeben?«

»Nee, aber sagen Sie's denen nicht weiter.«

»Meine Leute kommen von der Uni, die können Sie allesamt in der Pfeife rauchen. Es ist schrecklich.«

»Aber Sie unterrichten doch selbst dort«, meinte Mangold.

»Leider erst nach dem Grundstudium. Hätte ich die früher in der Mache, dann …« Er ballte eine Faust und tat so, als würde er etwas darin zerquetschen.

»Ja?«

»… würde ich einigen die Finger brechen. Pro Fehler ein Finger. Scheiße«, sagte er und stieß den Bericht von sich weg. »Das können wir noch mal neu machen.«

»Etwas übersehen?«

»Verunreinigte Proben, versauen alles.«

Immelmann stellte in seinem Büro eine Furcht einflößende Sammlung von Präparaten zur Schau, einsortiert in altertümliche Holzschränke. Neben missgebildeten Föten, die in Alkohollösungen aufbewahrt wurden, standen da Reptilien mit zwei Köpfen oder einzelne menschliche Hirne sowie Gliedmaßen und Organe.

»Dolle Regale, was? Hab ich aus dem alten medizinischen Institut gerettet.«

»Beeindruckend«, sagte Mangold.

Erst jetzt bemerkte er, dass Lena immer noch hinter ihm stand.

»Sie kennen Fräulein Lamar?«

»Ähh, ja. Meine Nachbarin.«

»Da dürfte Ihr Beruf wohl durch die Wände abgefärbt haben.

Tüchtiges Mädchen!«

Mangold registrierte das Strahlen, das über Lenas Gesicht huschte.

Auch Immelmann sah sie einen Augenblick an und sagte dann:

»Schade nur, dass sie anscheinend zu blöd für ein Medizinstudium ist.«

»Ich geh dann mal die verschrumpelte Prostata ins Labor bringen«, erwiderte Lena. Sie drehte sich um und schloss geräuschvoll die Tür hinter sich.

»Verschrumpelt macht nichts«, rief ihr Immelmann nach. »Übel wird's, wenn die Dinger groß wie Straußeneier sind.«

Dann murmelte er: »Na, vielleicht wird ja doch noch was draus.«

»Sie wollten mir noch etwas mitteilen?«, fragte Mangold.

»Ach ja, Mangold, Sie sind ja auch noch da. Sagt Ihnen Cortisol etwas?«

Mangold verneinte.

»Kurz gesagt ein Hormon, ein Steroidhormon, das Power verleiht. Also eigentlich fährt es das Immunsystem zurück, und auch die Entzündungsanfälligkeit. Das Zeug braut sich die Nebenniere zusammen. Na, wirkt ein bisschen so wie Adrenalin.«

»Und das haben Sie bei der toten Ägyptologin und dem Opfer aus dem Bunker entdeckt?«

»Klar, und das ist kein Wunder. Das entdeckt man bei jedem Menschen.«

»Was ist die Neuigkeit? Wir stehen etwas unter Druck.«

»Kann ich mir vorstellen«, sagte Immelmann. »Wir haben es in erheblich erhöhter Konzentration gefunden.«

»Das bedeutet?«

»Nichts Gutes. Beide Opfer haben über längere Zeit gelitten, wurden über längere Zeit gequält oder gefoltert. Das scheint ein Markenzeichen für Ihren Täter zu sein. Der Spinner hat Spaß am Todeskampf. Die Cortisolmengen sind gewaltig.«

»Haben Sie schon einen Blick auf die in Schleswig-Holstein gefundenen Leichen werfen können?«

»Flüchtig«, sagte Immelmann.

»Könnte man auch da den erhöhten Cortisolwert feststellen?«

Immelmann schüttelte den Kopf.

»Keine Chance, Mangold! Zu lange Liegezeit. Das Blut ist versaut, ich glaube nicht, dass wir bei den noch vorhandenen Klumpen was finden. Hormone sind flüchtige Gesellen. Das Zeug gibt es auch auf Rezept, ich glaube aber nicht, dass es den beiden Frauen verschrieben wurde.«

Mangold machte sich ein paar Notizen und klappte dann seinen Block zu.

»Wir hatten uns schon gedacht …«

»… aber jetzt wissen wir es«, unterbrach ihn Immelmann, »die Leute sind immer wieder nahe an den Rand des Todes gebracht worden, und das über einen Zeitraum von mindestens einer Stunde. Ein mindestens einstündiges Martyrium.«

»Und die Wiederbelebung in dem einen Fall durch einen Defibrillator, in dem anderen durch Eigenblut?«

»Tja, da hab ich noch was Neues. Wiederbelebung sorgt oft für Verletzungen. Zunächst: Sie muss drei bis fünf Minuten nach Kreislaufstillstand beginnen, sonst besteht die Gefahr von Hirnschädigungen. Die Nervenzellen sind nicht sehr robust. Gilt selbstverständlich nur für die, die welche haben.«

»Sie sprachen über Verletzungen?«

»Ihr Täter ist gut ausgerüstet. Er hat einen Intubus benutzt, mit dem er die Atemwege freigehalten hat. Dann hat er wahrscheinlich einen Beatmungsbeutel draufgeschraubt … Jedenfalls weisen Verletzungen im Rachenraum darauf hin.«

»Aber was will der Täter?«

»Vielleicht hat er mal bei mir studiert und verwechselt jetzt tote mit lebenden Kandidaten. Oder er hat bei mir studiert, will sich jetzt an mir rächen und sorgt dafür, dass ich Überstunden schieben muss.«

Immelmann machte einen Gesichtsausdruck, als würde er das tatsächlich ernsthaft in Erwägung ziehen.

»Außerdem sind da noch die Abdrücke des Defibrillators«, sagte Mangold.

»Genau da hat er gepfuscht«, erwiderte Immelmann. »Ihr Kollege hätte das gar nicht entdeckt, wenn der Täter ein Gel benutzt hätte, wie sich das gehört. So hat er die erkennbaren Verbrennungen verursacht. Ob das Absicht war oder nicht, na, das dürfen Sie herausfinden.«

»Alles spricht für eine verdeckte Tat.«

»Herausfinden dürfen Sie auch, wer sich hinter Necrophorus vespilloides verbirgt. Mit dem werden Sie so oder so irgendwann zu tun bekommen.«

»Professor Immelmann, ich schätze Ihre Rätsel …«

»Nun werden Sie mal nicht komisch. Fragen Sie unseren werten Kollegen, Dr. Rawehls. Unseren Entomologen. Der Master of Maden. Der hat dann auch noch eine ganz andere Überraschung für Sie.«

*

Hensen holte sich einen niedrigen Hocker aus der Küche und setzte sich direkt neben Sienhaupt. Der sah einmal kurz zur Seite und fuhr dann fort, Zahlen in Suchmasken einzugeben. Ab und zu wechselte er zu einem Fenster, in dem der Suchfortschritt und darunter die Namen zahlloser Dateien aufgelistet wurden.

Hensen hatte keine Ahnung, in wessen System Sienhaupt gerade eingebrochen war.

Der Savant hatte Hensen nicht gerade ins Herz geschlossen, genau genommen verhielt er sich eher ablehnend ihm gegenüber. Dennoch, Mangold hatte darauf bestanden, dass sie ihre Daten abglichen. Aber was hatte Hensen schon an Fakten zu bieten? Eine Explosion in einem kleinen Lager in Afghanistan, die Erinnerung an einen gefälschten Stempel der Hamburger Ausländerbehörde und das gesicherte Wissen, dass man bei der Bundeswehr nicht die Wahrheit sagte. Entweder hatte er die verantwortlichen Kommandeure nicht erreicht, wurde an Pressesprecher verwiesen, oder man ignorierte schlicht seine Anfragen.

Sienhaupt hatte es tatsächlich geschafft, eine Verbindung zwischen den beiden in Rendsburg gefundenen Opfern und der vor Jahren ermordeten Vietnamesin Vy Khanh herzustellen. Beide mussten mit der gleichen Tatwaffe erschlagen worden sein. Zumindest sprachen die Abdrücke auf ihren Schädeln dafür. Offen hingegen war weiterhin, ob es sich um denselben Täter handelte.

»Die Handschrift mag sich ändern, das Motiv für die Taten nicht«, hatte Kaja gesagt. Aber was bedeutete das in ihrem Fall? Sie hatten nicht die blasseste Ahnung, was den Täter dazu antrieb, Menschen zu töten und dann wiederzubeleben. Das einzige Verbindungsglied waren die religiösen Bezüge.

Hinweise auf das alte Ägypten und seine Zeichensprache und das jüdische Kaddischgebet an der Wand im Bunker.

Wenn es eine Verbindung zu der toten Asiatin gab, dann war nicht ausgeschlossen, dass der Täter in all den Jahren gemordet hatte. Eine grauenhafte Vorstellung.

Selbst Sienhaupt konnte an seinem Computer keine nachträglichen Obduktionen durchführen.

Doch ein paar Minuten später nickte der Savant zufrieden und zeigte auf den Bildschirm.

Man sah eine langsam herunterlaufende Liste:

»Fahrradsattel, Barbiepuppe, Schlüsselbund mit acht Schlüsseln, Rucksack, Portemonnaie (leer), Fahrradpumpe, Handschuhe, Regenschirm (geblümt) …«

»Was soll das?«, fragte Hensen laut. Schließlich musste er zumindest versuchen, eine Kommunikation mit dem Savant herzustellen.

Sienhaupt knurrte angriffslustig, hob seine Hand und ließ sie auf den Tisch neben das Keyboard fallen. Ihm schien Begriffsstutzigkeit ein Gräuel zu sein.

Er drückte auf eine Taste, und ein Text begann zu blinken, »Handy mit SIM-Karte.«

Am oberen Rand des Bildschirms sah man nun auch ein Datum, Februar 2004. Es war vermutlich das ungefähre Todesdatum der Asiatin. In der Betreffzeile las er dann, wer diese Liste damals ins Internet gestellt hatte: das Fundbüro Hamburg Mitte.

Hensen fuhr mit der Hand über das Keybord, doch Sienhaupt wehrte ihn mit einem rabiaten Stoß des Ellenbogens ab. Dann klickte der Savant den Begriff »Handy« an, und auf dem Bildschirm erschien »Fundort Nikolai-Fleet«. Das passte zu der

Leichenablage.

Auch der Name der Vietnamesin leuchtete jetzt als Handyhalterin auf: Vy Khanh.

Die Frau musste ihr Handy verloren haben, kurz bevor oder während der Täter sie attackierte. Irgendjemand hatte es im Fundbüro abgegeben, wo man zwar die Besitzerin hatte identifizieren können, doch weil man sie nicht erreichen konnte und es keine Adresse gab, war das Gerät dort im Regal liegen geblieben.

Als man die Skelettreste im Fleet gefunden hatte, war das Handy längst vergessen. Niemand war auf die Idee gekommen, im Fundbüro nachzufragen.

Außer Sienhaupt. Mit ein wenig Glück lag es noch immer dort. Und ausgeschlossen war nicht, dass es interessante Informationen preisgab.

*

Mangold betrat Rawehls Büro. Als er die Sekretärin nach dem Biologen fragte, verzog sie angeekelt das Gesicht.

»Den finden Sie in unserem Garten des Grauens«, sagte sie. »Einfach mit dem Fahrstuhl in die Eingangshalle und rechts vom Treppenhaus die dritte Tür. Sieht ganz unscheinbar aus. Da werden Sie ihn schon finden.«

Mangold machte kehrt und wartete auf den Fahrstuhl, als sein Handy läutete.

»Ja?«

»Vera hier. Ich hoffe, du hast dich von meinem gewagten Übergriff erholt.«

»Wir sollten das vergessen.«

»Keineswegs«, sagte Vera. »Wie kann man einen so

standhaften Mann vergessen?«

»Ich glaube, es ist keine gute Idee …«

»Du willst dich an mir rächen, stimmt's?«

»Ich stecke mitten in der Arbeit.«

»Und? Was ist mit meiner Kollegin? Habt ihr den Ägyptologenhasser gefunden?«

»Vera, du weißt, ich darf nicht darüber reden.«

»Aber du hast doch immer darüber geredet. Ob ich wollte oder nicht.«

»Das war etwas anderes.«

»Und?«, fragte Vera.

»Was und?«

»Wann kommst du vorbei und gibst mir eine neue Chance? Bekomme ich eine neue Chance?«

»Vera, da kommt gerade mein Chef«, sagte Mangold.

»Vergiss das Strammstehen nicht!«

Mangold brach das Gespräch ohne jeden weiteren Kommentar ab.

Vera warf sich ihm nachgerade an den Hals. Auch in der letzten Nacht hatte sie ihn aus dem Schlaf gerissen und ihm gute Träume gewünscht.

Dabei hatte er unmissverständlich klargemacht, dass er Abstand wollte. Was sollte das? Wollte sie sich beweisen, dass sie ihn noch einmal rumkriegen würde? Nur um ihm dann wieder genüsslich in die Weichteile zu treten?

Und was war eigentlich mit Kaja los? Sie glaubte allen Ernstes, dass Travenhorst ihr nachstellte, und das, obwohl der im Hochsicherheitstrakt von Santa Fu einsaß. Alles deutete auf eine hormonbedingte Paranoia der Profilerin hin. Er hatte

gehört, dass derartige Symptome bei Hochschwangeren vorkamen.

Oder hatte es mit den Nachwirkungen des Traumas zu tun, das sie zweifellos davongetragen hatte, als sie in der Hand des Serienmörders gewesen war?

Seit Tagen versuchte er, ein vertrauliches Gespräch mit ihr zu beginnen, doch wie redete er als Laie mit einer professionellen Psychologin über Traumata und Paranoia?

Selbst bei ihrem Absacker in der im 20. Stock gelegenen Hotelbar hatte sie abrupt das Thema gewechselt und lieber über die »traumhafte« Beleuchtung des Hafens geredet.

Dabei hatte er durchaus das Gefühl, dass sich zwischen ihnen etwas Vertrauliches entwickelte. Drei Mal hatte sie flüchtig seinen Oberarm berührt, ihn dann aber sofort wieder zurückgezogen. Selbst Hensen hatte das bemerkt und ihm anzüglich zugezwinkert.

Mangold mochte ihre vorsichtige, herantastende Art und ihr immer wieder beeindruckendes Selbstbewusstsein und ihren Charme.

Kaja konnte das Büro, den Alltag im Präsidium mit ihrer Anwesenheit, ihrem Duft, ihrem Lachen schlagartig verändern. Er hatte sich bereits mehrmals dabei ertappt, wie er sie sekundenlang beobachtete.

Von einem einigermaßen geschlossenen Profil sei sie noch weit entfernt, hatte sie gesagt. Nur so viel sei ziemlich wahrscheinlich: Der Täter weise eine narzisstische Persönlichkeitsstörung auf, sei zu Empathie kaum fähig und fühle sich während seiner Taten allmächtig.

»Wie Gott eben«, hatte Hensen ergänzt.

Was für einen Menschen man sich da vorstellen müsse, hatte

Mangold nachgebohrt. Mit einem Achselzucken hatte Kaja auf das nicht eindeutige Bild an den Tat-und Auffindeorten der Opfer hingewiesen. Nach ihren vorläufigen Analysen gehe sie davon aus, dass der Täter mit großer Wahrscheinlichkeit ein Einzelgänger sei. Familie eher unwahrscheinlich, großer Freundeskreis ebenfalls.

Mit einem Signalton öffnete sich vor Mangold die Fahrstuhltür. Er fuhr in den Eingangsbereich und fand sofort die unscheinbare Tür, die keinerlei Beschriftungen aufwies.

Als er sie öffnete, wehte ihm eine frische Brise ins Gesicht. Sie machte ihm schlagartig bewusst, wie trocken und abgestanden die Luft in dem Universitätsgebäude war.

Er folgte einem mit dunklen Steinen gepflasterten Pfad, der ihn zu einer Überdachung führte. Zwischen den Eckpfeilern war Maschendraht gespannt. Direkt dahinter schloss sich ein Garten an, in dem sich der mit einem Kittel bekleidete Rawehls über den Erdboden beugte.

Als er Mangold bemerkte, grüßte Rawehls kurz und deckte irgendetwas mit Erde zu. In der Hand hielt er ein Reagenzglas, im dem sich drei Maden umeinander ringelten.

»Der Garten des Grauens?«, fragte Mangold.

»Eigentlich ist es ein Kindergarten.«

»Ein was?«

»Eine Kita für Maden.«

Rawehls kratzte ein wenig Erde beiseite. Sofort stieg Mangold ein süßlicher Geruch in die Nase.

»Sie vergraben hier doch nicht etwa Leichen?«

Vor ihm war zweifellos ein Stück Fleisch zu sehen, auf dessen Oberfläche verschreckte Käfer herumliefen.

»Die Spielereien forensischer Entomologen«, sagte Rawehls. »Wenigstens hat unser Spezialgebiet einen schönen Namen.«

»Ist das menschliches Fleisch?«

Rawehls lachte.

»Nein, wir sind hier nicht beim FBI, in Deutschland gibt es eine Friedhofsordnung. Ich nehme Schweinefleisch. Das da war mal ein Stück Schulter. Erfüllt bei den meisten Versuchen den gleichen Zweck.«

Er deutete auf die mit Stacheldraht umschlossene Hütte.

»Da liegen die Fleischbrocken an der Luft. Sie weisen höheren Madenbefall auf, weil sie direkt angeflogen werden können.«

»Und wenn sie in der Erde vergraben sind …«

»… haben wir es meist mit Käfern zu tun. Da ist der Todeszeitpunkt schwerer zu ermitteln. Maden entwickeln sich in verschiedenen Stadien, es gibt sich ablösende Generationen. Sie glauben gar nicht, was die kleinen Tierchen uns alles erzählen können.«

Der Gestank zwang Mangold dazu, sich abzuwenden.

»Daran gewöhnt man sich mit der Zeit«, sagte Rawehls.

»Immelmann sprach von einem Necrodingsda.«

Rawehls nickte und begann, mit einer Pinzette durch das Erdreich zu fahren. Dann zog er einen knapp zwei Zentimeter großen Käfer heraus, der wild mit seinen Beinchen ruderte.

»Darf ich vorstellen: Necrophorus vespilloides, der Totengräber. Kommt in den meisten Habitaten vor. Das Kerlchen frisst uns irgendwann auf.«

»Es sei denn, man lässt sich verbrennen«, brummte Mangold.

»Aber die haben doch auch Hunger«, erwiderte Rawehls mit

einem Schmunzeln. Er setzte den Käfer wieder auf den Boden und meinte: »Der Lauf der Dinge.«

»Haben Sie weitere Informationen über die beiden Leichen, die wir in Schleswig-Holstein gefunden haben?«

»Sehr vage«, sagte Rawehls. »Zu lange Ablagezeit. Mit den Käfergenerationen aus der Umgebung ist nur eine vage Schätzung möglich. Ich würde sagen fünf bis sechs Monate, aber das ist unverbindlich, nur eine Schätzung.«

»Nicht gerade präzise.«

»Nein«, sagte Rawehls. »Aber die Tierchen haben mir noch etwas anderes verraten. Ich habe eine Vergleichsprobe untersucht. Ein paar Meter weiter. Dort tauchen zwei Käferarten nicht auf.«

»Weihen Sie mich ein?«, fragte Mangold.

»Die Tiere leben in ihren Habitaten, in einem bestimmten Boden, einer bestimmten Umgebung.«

»Und die Käfer gehörten nicht dahin?«

»Genau. Die Leichen müssen also vorher woanders gelegen haben. Teilweise im Freien, denn es gibt auch die Aktivität von Maden, die insbesondere auf Schmeißfliegen, Käsefliegen und Fleischfliegen zurückgehen. Das heißt, die Leiche wurde eine Zeit lang liegen gelassen, dann vergraben, wieder ausgegraben und dann erneut unter die Erde gebracht.«

»Da scheint jemand Spaß an der Verwesung zu haben.«

»Oder er hatte einen triftigen Grund.«

»Und Sie beschäftigen sich wirklich den ganzen Tag mit … Maden?«

Rawehls lachte.

»Das Unbekannte ist der Treibstoff der Wissenschaft.

Vielleicht werden Sie die kleinen Helferchen noch brauchen.«

»Dann krieg ich schon längst nichts mehr davon mit«, sagte Mangold.

»Weit gefehlt, einige dieser Maden fressen nur totes Fleisch.«

»Sag ich doch.«

»Bei einigen schlecht heilenden Wunden werden sie als Therapie eingesetzt. Mit großem Erfolg. Sie säubern die Wunden, befreien sie von totem Fleisch.«

»Ich werde auf mich Acht geben«, sagte Mangold.

»Tun Sie das. Ach, und noch etwas.«

»Ja?«

»Ihre Leiche aus dem Bunker.«

»Da können nun doch wirklich keine Maden oder Käfer rangekommen sein, oder?«

»Stimmt. Aber in dem Magen hat Immelmann wieder ein Insektenfragment gefunden.«

»Einen Skarabäus?«

»Einen Totengräber. Ich hab Sie vorhin einander ja schon vorgestellt.«

Heute

Ach Mangold, haben Sie nie über dieses verwesende Rätsel nachgedacht, das vor Ihnen liegt? Das zu riechen beginnt? Den Geruch der Angst verströmt? Der Schrecken in den Augen? Sich nie gefragt, wohin sie nun blicken?

Sie müssen sich entspannen, Sie können nichts mehr ändern. Dieser Tunnel wartet auf Sie. Aber wie jeder Tunnel hat auch dieser einen Ausgang. Ein Licht. Aber folgen Sie ihm? Oder treibt das, was Sie im Laufe Ihres Lebens gesehen haben, Sie in eine andere Richtung?

Keine Sorge, ich werde Ihnen den Knebel abnehmen. Den Schweiß von Ihrer Stirn wischen. Sehen Sie sich um. Sie erkennen es doch wieder? Ich werde Sie leicht betäuben. Wirklich nur leicht, denn Sie müssen wach sein, sehr wach. Und der Schmerz darf Sie nicht ablenken.

Ihre größte Aufgabe wartet auf Sie. Sie können das Leben der Menschen verändern. Vollkommen verändern. Genau genommen gibt es das dann gar nicht mehr. Das, was Sie jetzt noch Leben nennen.

Spüren Sie, wie ich mit dieser weißen Feder über Ihr Gesicht streiche? Über den Mund, die Nase, die Ohren, die Stirn. Diese Feder wird schwerer werden. Immer schwerer. Ich werde Ihren Brustkorb öffnen. Es wird nicht wehtun.

Mangold, Sie fallen nicht aus dem Reichtum, Sie fallen aus dem Glück. Sie sind Stufe für Stufe hinaufgeklettert. Nehmen Sie etwas davon mit. Seien Sie mutig. Seien Sie ein mutiger Polizist. Ein mutiger Kommissar der Mordkommission.

Ich werde jetzt den Knebel entfernen, und Sie sprechen mir

nach, verstanden?

»Mein Herz, meiner Mutter,
mein Herz, meiner Mutter,
mein Herz, meiner wechselnden Formen –
Stehe nicht auf gegen mich als Zeuge,
tritt mir nicht entgegen im Gerichtshof,
mache keine Beugung wider mich vor dem
Wägemeister.«

19

Vor einem Monat

Marlit hatte tatsächlich mit ihm geschlafen!

Weitz trommelte auf das Lenkrad und fädelte sich in den Verkehr der Eppendorfer Landstraße ein.

Das stand mal fest: Wenn sie sich insgeheim über ihn lustig machte, dann ging sie konsequent zur Sache. Andererseits war das Unsinn. Gut möglich, dass sie es einfach wieder mal gebraucht hatte. Bei ihrem Aussehen schien sie allerdings nicht gerade auf ihn angewiesen zu sein.

Er fuhr auf einen Parkplatz, schaltete das Radio ein und sah aus dem Fenster.

Auf dem Marktplatz vor dem ehemaligen Karstadtgebäude eroberten Kids das Terrain. Händler des Biomarktes, der hier zweimal in der Woche war, sammelten ihre Kisten zusammen und bauten ihre Verkaufstresen ab.

Eine Gruppe von Kindern baute sich aus Kistenresten eine Planke, die auf eine Sitzbank führte. Ein Junge mit gelber Baseballkappe probierte den Parcours aus und ratterte anschließend mit seinem Board die Stufen hinunter.

Weitz startete den Wagen wieder und fuhr die Eppendorfer Landstraße hinunter. Vor der St. Johanniskirche bog er links ab und steuerte den Winterhuder Marktplatz an.

Vor den Eiscafés saßen Mütter neben ihren Kinderwagen und blinzelten in die Abendsonne.

Alles, nur keine Kinder, dachte Weitz. Nicht mir, Marlit. Im nächsten Moment amüsierte ihn dieser Gedanke. Nein, so etwas wie diese Frau war ihm lange nicht mehr passiert! Die

letzten beiden Male hatte er dafür bezahlen müssen. Nicht dass er bei Frauen keine Chancen mehr hatte, nein, es war die pure Zeitnot. Und die fehlende Lust, in angesagten Klubs oder Diskotheken herumzubalzen.

In den verdammten Akten verbargen sich genügend Lebensgeschichten. Da musste er sich nicht auch noch die geschönten Varianten von Frauen anhören, die in ihren High Heels auf der Flucht vor der Einsamkeit waren.

Sein Handy summte.

»Mir ist noch eingefallen, was ich an deinen Fotos so seltsam fand.«

»Marlit?«

»Die Lage der Ägyptologin, das passt zu dem, was sie gemacht hat.«

»Du meinst: bizarre Frau, bizarre Lage der Leiche?«

»Quatsch, ich meine den gehobenen Arm, der sieht nach einer ägyptischen Malerei aus.«

»Wieso gerade ägyptisch?«

»Die Füße zeigen in eine Richtung, und der linke Arm ist abgewinkelt nach oben gebogen. Die Ägypter kannten die Perspektive noch nicht …«

»Perspektive? Was soll das heißen? Das ist eine Mordermittlung und kein Kunstquatsch.«

»Drei Dimensionen, Perspektive im Bild. Die Ägypter haben in ihren Reliefs die Personen und Gegenstände immer zweidimensional dargestellt. Auch die Feder, die auf dem Foto zu sehen ist, passt dazu. Und übrigens …«

»Ja?«

»Es war schön. Wirklich schön.«

»Fand ich auch«, sagte Weitz und fühlte sich wegen dieser Antwort schon eine Sekunde später wie ein Trottel. Rasch beendete er das Gespräch. Fehlte noch, dass er sich hier um Kopf und Kragen redete.

Ja, es war bei ihm doch sehr schnell gegangen. Kein Wunder, wenn er daran dachte, wie lange es her war, dass er … Außerdem hatte es ihn zu sehr überrascht.

Selbst wenn sie sich einen Spaß mit ihm machte – es gab keinen Grund, diese Geschichte zu beenden. Er durfte sich nur nicht in diese Frau verlieben. Auf keinen Fall!

Weitz fuhr in Richtung Alster und parkte vor einer Gründerzeitvilla, deren weißer Anstrich gerade erst erneuert worden war.

Auf der mit Kopfsteinen gepflasterten Straße war kein Mensch zu sehen. Vereinzelt standen große, vorwiegend schwarze Autos am Seitenrand. An manchen Stellen hatten sich Wurzeln durch das Erdreich auf die Straße gearbeitet.

Eine verrostete Absperrung aus spitz zulaufenden Stangen umschloss das Grundstück der Villa. Sie mussten so alt sein wie das Haus und waren im Laufe der Jahrzehnte immer wieder überstrichen worden. Deutlich waren die durch den Rost entstandenen Placken unter der Farbe zu erkennen.

Weitz ging die Marmorstufen hinauf und betrat den Vorraum.

Gleich hinter der Schwingtür mit Milchglasscheiben saß ein Mann an einem Schreibtisch, der von dem vor ihm liegenden Buch aufsah und Weitz neugierig musterte.

»Sie möchten etwas einliefern?«, fragte er und blinzelte dabei über die Gläser seiner runden Brille.

»Sehe ich aus wie ein Postbote?«

Der Mann erhob sich. Er trug eine abgetragene Cordjacke, ein

kariertes Hemd mit lappigem Kragen und dazu eine durchgesessene Hose. Passt in dieses Haus wie eine Schellackplatte in eine Diskothek, dachte Weitz.

Der Mann schwieg und sah Weitz weiter fragend an.

Erst jetzt entdeckte Weitz auf einem wuchtigen Regal zwei Kameras, die direkt auf ihn gerichtet waren. Darunter waren Bücher mit ledernen und meist abgegriffenen Einbänden in die Regale sortiert. Einzelne Mappen aus Pappe ragten heraus, die vermutlich Zeichnungen beinhalteten. Bilder konnte er keine entdecken.

»Sie machen nur Bücherauktionen?«, fragte Weitz.

Der Mann ließ ein paar Sekunden verstreichen, dann schüttelte er den Kopf.

»Pro Jahr jeweils eine Bücherauktion und eine Kunstauktion. Wollen Sie etwas einliefern?«

»Ich will, dass Sie sich etwas ansehen.«

»Dazu bin ich da«, sagte der Mann.

»Na da verstehen wir uns doch schon mal.«

Umständlich zog Weitz das Polaroidfoto aus der Tasche, das ihm die Nachbarin des toten Arnd Kluge überlassen hatte.

Er schob es in die Mitte des Tisches.

Fast wie in Zeitlupe beugte sich der Mann nach vorne, warf einen kurzen Blick auf das Foto und lehnte sich wieder zurück.

»Und?«, fragte Weitz.

»Hören Sie, wir versteigern hier hochwertige Kunst und sehr, sehr seltene Bücher sowie ganze Bibliotheken. Sammlungen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Also ist das nichts wert?«

»Ich bin kein Hellseher, ich kann Ihnen doch nichts über ein

Original sagen, wenn Sie hier nur mit einem Foto auftauchen.«

»Hören Sie, Mann, ich kann Sie auch vorladen. Mal hören, was Ihr Chef dazu sagt.«

»Der liebt gute Scherze. Ich kann Ihnen nichts über ein Foto sagen. Außer dass Polaroids selbst interessante Kunstwerke sein können.«

»Wie meinen Sie das?«

»Klassische Polaroids werden nicht mehr hergestellt. Also sind sie abgelagert und sehr beliebt bei Fotokünstlern. Es ergeben sich einmalige Farbeffekte, die nicht vorhersehbar sind. Es entstehen Unikate.«

»Hier geht es verdammt noch mal um das abgelichtete Bild. Ist es wertvoll oder nicht?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, ob das echt ist. Ich müsste es im Original sehen.«

»Nehmen wir an, es ist Ernst Ludwig Kirchner. Was ist so was wert?«

»Kommt auf die Qualität und die Größe an. Ob signiert und gut erhalten, darauf, ob es einen Interessenten gibt und dann vom wechselnden Marktwert.«

»Nun zieren Sie sich nicht so, was könnte es wert sein?«, drängte Weitz.

»Bei einem echten Kirchner und dem Format, das er üblicherweise gewählt hat … sagen wir zwischen 80.000 und 160.000 Euro. Haben Sie das zu Hause? Wurde es gestohlen?«

»Sie haben das nicht versteigert?«

»Dieses Bild? Nein. Es wurde meines Wissens auch nicht bei anderen Auktionen angeboten. Kirchner ist selten. Und sehr

gefragt.«

»Würde man dafür jemanden umbringen?«, fragte Weitz.

»Würden Sie für 80.000 Euro jemanden umbringen?«

»Verstehe«, sagte Weitz und verließ grußlos die Villa.

Er gab ordentlich Gas, und der Wagen rumpelte über die Straße. Ein Mann mit wehendem weißem Jackett und einem Käppi auf dem Kopf brachte sich und seinen Einkaufstrolley mit einem Satz in Sicherheit.

Warum um alles in der Welt mussten diese Leute immer so vornehm tun, auch wenn nichts dahintersteckte? Allein diese Hose und das Jackett! Unglaublich: Tagsüber schätzte der Mann millionenschwere Bilder, und nachts war er allem Anschein nach unterwegs, um auf der Suche nach einer Hose Rote-Kreuz-Container zu plündern.

Weitz bremste scharf vor einer Kreuzung ab.

Eigentlich hatte er allen Grund, zufrieden zu sein. Bei seinen Ermittlungen fügte sich alles zusammen und deutete auf einen schönen glatten Raubmord hin. Jemand organisierte einen angeblichen Lotteriegewinn, um sich so Zutritt in die Wohnungen zu verschaffen, und dann wurde abgeräumt.

Gab es mehr zu holen als erwartet, dann stand ein so genannter Nachlassverwalter bereit.

Das ganze religiöse Drumherum war nichts als Blenderei. Zu nichts anderem gut, als einen schlichten Raubzug in die Legende eines Serienkillers einzunebeln und die Polizei vom Naheliegenden abzulenken.

Weitz wählte die Nummer des Nachlassverwalters Matthiesen. Eine Sekretärin hob ab. Nein, sie könne Herrn Matthiesen nicht ans Telefon holen, weil er gerade außer Haus sei, und nein, seine Handynummer dürfe sie nicht weitergeben. Aber ob sie

ihm helfen könne?

»Sehen Sie mal auf der Nachlassliste von diesem Arnd Kluge nach.«

»Habe ich aufgerufen«, sagte sie zu seinem Erstaunen.

»Gibt es da etwas, das mit Bildern, Zeichnungen oder überhaupt mit Kunst zu tun hat?«

Keine Minute später sagte die Sekretärin: »Hab ich. Ist mit dem anderen, nicht zu veräußernden Nachlass an eine Verwertungsfirma gegangen.«

»In den Müll?«, fragte Weitz.

»Nein, an einen Verein, der das an bedürftige Familien weitergibt.«

»Was für ein Verein?«

»Ein gemeinnütziger Verein.«

*

Kaja starrte das Telefon an. Dreimal hatte sie inzwischen schon versucht, ihre Tochter zu erreichen, doch nur Lars hatte sich gemeldet. Ausgerechnet. Sie musste dringend mit ihrer Tochter sprechen, ihr erklären, warum sie dieses Kind austrug.

Auch am Handy konnte sie sie nicht erreichen.

War es für Leonie ein Vertrauensbruch, dass sie sie nicht rechtzeitig eingeweiht, ihr nicht erzählt hatte, was während der Gefangenschaft bei Jan Travenhorst passiert war? Oder war es pure Ignoranz? Desinteresse? Passte sie, Kaja, nicht in die neuen Karrierepläne ihrer Tochter?

Sie sah sich im Wohnzimmer um, in dem noch immer die zusammengewürfelten Möbel herumstanden, die ihre Mutter zusammen mit dem Haus verkaufen wollte. Ein 200 Jahre alter Hochzeitsschrank, ein nussbrauner Esstisch und schmucklose

Stühle aus den sechziger Jahren.

Sie hatte sich geweigert, auch nur ein neues Möbelstück hier hineinzustellen oder eines der anderen Zimmer nach ihrem Geschmack einzurichten. Diese langweilige Spießergegend am Ufer des Leinpfadkanals ging ihr gründlich auf die Nerven. Diese satte Behäbigkeit mit ihrer nie enden wollenden Sonntagsnachmittagslangeweile.

Doch jetzt noch eine andere Wohnung zu suchen, war beschwerlich und in der Kürze der Zeit, die ihr bis zur Geburt des Kindes blieb, wohl kaum zu schaffen.

Lange hatte sie es vor sich hergeschoben, doch nun musste sie wohl oder übel ein Kinderzimmer einrichten und die Betreuung organisieren. Sie würde alles daransetzen, so schnell wie möglich wieder arbeiten zu können. Und sie musste mit Mangold über ihre Pläne reden, nicht in einen längeren Mutterschutz zu gehen.

Mangold. Sie mochte die zuweilen etwas unbeholfene Art, die er ihr gegenüber an den Tag legte. Der Mann war kein durchschnittlicher Polizist. Wenn es den denn überhaupt gab.

Seine Mimik und die Körperhaltung machten deutlich, dass er sich von seinen Kollegen abgrenzte. Er verzog bei so mancher Bemerkung unwillkürlich das Gesicht, als würde er sich dafür schämen, was andere Polizisten von sich gaben.

In seiner Sonderkommission schien er sich einigermaßen wohlzufühlen. Schließlich war es sein Terrain, der Ort, an dem er den Umgang und die Spielregeln bestimmte.

Zwar arbeiteten sie erst seit ein paar Monaten zusammen, doch es hatte sich so etwas wie Vertrautheit zwischen ihnen entwickelt. Sie wusste, dass sie sich auf seine Verschwiegenheit verlassen konnte, trotzdem hatte sie es

bisher nicht gewagt, mit ihm zu reden.

Sie wollte in ihm den Vorgesetzten sehen. Damit war alles klarer. Kalkulierbarer.

Sie ging um den Tisch herum und klappte ihr Notebook auf. Dann rief sie die Seite der Schweizer Galerie auf, auf der immer noch das Bild von Lars und Leonie zu sehen war. Ihre Tochter und ihr Exmann. Nackt und für alle sichtbar.

Sie hatte in Betracht gezogen, die Galerie aufzufordern, das Foto zu löschen. Doch Leonie war inzwischen volljährig und schien die Veröffentlichung nicht nur zu dulden, sondern zu wünschen. Wie sollte das ihrer Karriere dienlich sein? Das passte einfach nicht zusammen.

Kaja rief die ViCLAS-Datei auf. Einige Elemente tauchten bei Serienmorden gehäuft auf: religiöse Bezüge, am Tatort umgesetzte Allmachtsfantasien, extreme Demonstrationen der Macht, die die Täter vor und nach der Tötung an ihren Opfern vornahmen.

Bei zahlreichen Opfern wurden die Augen und die Geschlechtsorgane malträtiert. Sie sollten sehen, was der Täter mit ihnen anstellte, ihre Augen nicht verschließen.

Spontan agierende Täter verdeckten ihre Opfer oder vergruben sie. Ihnen wurden die Augen zugedrückt oder verbunden. War der Rausch des Tötens verflogen, gab es einige, die sich für das schämten, was sie getan hatten.

Macht, Lust, Reue … Was jedoch ging genau in ihnen vor? Sicher, wenn sie einen Menschen zum Opfer machten, konnten sie sich über ihn erheben. Konnten Bestimmer, Herrscher über Leben und Tod sein. Was aber passierte genau zwischen Täter und Opfer? Gab es eine Interaktion zwischen ihnen? Welche Rolle spielten die so genannten Spiegelneuronen, die von

Neurobiologen fieberhaft diskutiert und untersucht wurden? Sie waren dafür verantwortlich, dass Gähnen ansteckte und Eltern beim Füttern ihrer Kinder automatisch mitkauten. Ein im Gehirn verankertes soziales Verhalten. Doch bei Menschen, die zu Tätern wurden, lief es aus dem Ruder.

Spiegelten womöglich Täter ihr eigenes Opfersein auf ihr Gegenüber? Töteten sie mit dieser Person letztlich sich selbst? Oder zumindest jenen Teil, der sie nicht sein wollten? Der oder die Unterlegene, der oder die Ausgelieferte?

Allen Tätern war gemeinsam, dass sie, manchmal jahrelang, Fantasien mit sich herumtrugen. Brutale, sich immer weiter steigernde Fantasien. Macht, Dominanz, Rache.

Aber wie suchten sie ihre Opfer aus? Waren es Menschen, die sich besonders gut für eine derartige Spiegelung eigneten?

Letztlich hatte auch die Liebe mit diesen Spiegelungen zu tun. Daran konnte man sehen, wie mächtig diese Neuronen waren.

Dennoch: Spiegelneuronen hatten nichts zu tun mit Wut, Hass und Gier. Oder doch? Sie ordneten die Menschen in ihr Umfeld ein, und zwar nicht nur in ihr soziales Umfeld. Auch beim Anblick einer ruhigen Seenlandschaft veränderte sich das eigene Denken, die Stimmung, auch die Empfänglichkeit.

War die Liebe eine große Schwester des Hasses? Was bewirkte sie etwa bei Gewalttätern, die über lange Zeit eingesperrt wurden und sich über Briefkontakte eine Geliebte suchten? Veränderte die Liebe ihre Denkstruktur, oder unterbrach sie nur einige der bisherigen Muster? Was war mit den Frauen, die Mördern Liebesbriefe ins Gefängnis schrieben, sie heirateten, sich für sie aufbewahrten, bis der Geliebte vielleicht eines fernen Tages aus der Haft entlassen wurde?

Gäbe es mehr Geld für die Forschungen, würde man sicher

mehr Licht in dieses Dunkel bringen. Gut möglich, dass man den Umweg über die Frauen gehen musste, die von verurteilten Kriminellen fasziniert waren. Vielleicht gaben sie preis, auf welche Persönlichkeitsstrukturen man achten musste, um ein noch genaueres Profil der Gewalttäter und ihrer potentiellen Opfer zu erstellen. Spieglein, Spieglein an der Wand …

Nichts als Fantastereien, dachte sie. Während sie hier in Gedanken Forschungsaufträge schrieb, war ihr bisher keine entscheidende Annäherung an den Täter geglückt. Er blieb vage.

Was genau trieb den Mann? Abgesehen von seiner Persönlichkeitsstörung, die derartig unfassbare Taten erst möglich machte? Religiöse Fantastereien? Sadistische Neigungen? Was hatte er in seiner Jugend erlebt? War er missbraucht worden? Wovor rettete er sich jetzt in seine vermeintliche Allmächtigkeit? Wieso hatte er seine Handschrift am Tatort verändert? Hatte er zunächst seine Opfer wie in Schleswig-Holstein vergraben und später dann nach seinen Wiederbelebungsversuchen einfach liegen gelassen? Das alles passte nicht zusammen.

Die Leichenfunde in Schleswig-Holstein deuteten auf einen spontan agierenden Täter hin. Auf jemanden, der triebgesteuert mordete und sich anschließend dafür schämte. Was war mit dieser Markierung auf dem Schädelknochen? Der Davidstern? Warum war dort zwei Mal dasselbe Symbol benutzt worden?

»Vergraben, verdeckter Mord, Zurschaustellung«, notierte sie sich auf einem Zettel.

Kaja spürte einen Tritt gegen ihre Bauchdecke.

»Ja, ich weiß, du bist auch noch da«, sagte sie laut. »Wirst du ein Monster oder ein Monsterjäger? Oder eine Geschäftsfrau in der Schweiz, die mit alldem nichts zu tun haben will und lieber

ihre Titten ins Internet stellt?«

War das Böse vererbbar? Neurobiologen hatten im Stirnlappen von Kriminellen eine Abweichung von »normalen« Menschen ausgemacht.

Nicht wenige und durchaus ernst zu nehmende Wissenschaftler gingen davon aus, dass diese Menschen zu Empathie, und damit auch zu Mitgefühl, nicht oder nur vermindert fähig waren. Soziopathen. Sie konnten sich nicht in die Lage ihrer Opfer versetzen, bemühten zusammenfantasierte Feindbilder, die zur Rechtfertigung ihres Vorgehens herhalten mussten.

War das Böse tatsächlich genetisch … nein, nicht vorbestimmt, aber zumindest auf den Weg gebracht?

Warum litten einige Menschen ein Leben lang unter dem Trauma eines Missbrauchs, während andere in der Lage waren, ein solches Erlebnis zu verarbeiten? Gab es einen geheimen Code für das Böse?

Auffällig war, dass Tyrannen, die in der Geschichte der Menschheit auf diesem Planeten existiert hatten, oft nicht nur ihre Feinde, sondern auch deren Kinder töteten. Sicher, sie fürchteten die Rache, aber ging es in Wirklichkeit um einen Kampf der Gene? Setzten sich bestimmte Genrezepturen in bestimmten Zeiten einfach effizienter durch? Eine entsetzliche Vorstellung!

»The survival of the fittest«, das Überleben der am besten Angepassten, so hieß es bei den Evolutionsbiologen. Stimmte das?

Zur Überlebensstrategie zählte immer auch die Furcht. Wer aus seiner Höhle trat und beim Kampf gegen den Feind ganz vorn mitmischte, der starb zuerst und konnte weniger

Nachfahren zeugen. Wer sich aber ängstlich in der Höhle versteckte, hatte die größeren Überlebenschancen.

War das neben Stress, Konkurrenzkampf, Informationsüberflutung und Existenzangst ein weiterer, ein genetischer Grund, warum immer mehr Menschen psychisch erkrankten? Weil die Menschen, die heute lebten, die Nachkommen der Ängstlichen und Vorsichtigen waren?

Sicher war: Das Böse verbarg sich hinter Masken.

Woraus bestand diese Tarnung bei ihrem Täter? Trug er ein völlig unscheinbares Alltagsgesicht, oder verbarg er sich hinter einer ausgeprägten Persönlichkeit? Woran würde man ihn erkennen können? Was würde an dieser Maske fehlen? Wo war sie löchrig und ließ einen Blick auf das wahre Gesicht dahinter zu?

Sie hörte ihr Handy von irgendwoher läuten und fand es schließlich unter Hensens Zeichnung vom Toten aus dem Tiefbunker.

»Ja?«, sagte sie.

Keine Antwort. Sie sah auf das Display. Die Verbindung stand noch.

»Würdest du mich therapieren, Kaja?«

Sie ließ sich auf ihren Stuhl fallen.

»Ich weiß nicht, ob Sie inzwischen eine Telefonzentrale im Gefängnis eingerichtet haben, und es ist mir auch ganz egal. Ich wünsche keinen weiteren Kontakt.«

»Hast du die Postkarte inzwischen bekommen? Die mit dem Bild vom Töchterlein?«

»Welche Postkarte?«

»Ach Kaja. Ich möchte ja nur, dass alles stimmt in dieser

kleinen Familie.«

»Ich wünsche …«

»Ich habe das ganz im Ernst gefragt. Würdest du mich therapieren?«

»Erstens bin ich dazu nicht befugt, weil ich Psychologin und keine Psychotherapeutin oder Psychiaterin bin. Zweitens: nein. Vollkommen ausgeschlossen.«

»Kaja, in den Gefängnisfluren flüstern sie über einen wirklich bösen Menschen.«

»Travenhorst, ich rede mit Ihnen auch nicht über Fälle oder Ermittlungen.«

»Schade.«

»Ich will nicht, dass Sie mich noch einmal anrufen.«

»Und wanderte ich im finsteren Tal … dein Stab und Stecken trösten mich«, sagte er. Dann brach die Verbindung ab.

*

Weitz parkte am Hammer Park und suchte die Adresse, die ihm Matthiesens Sekretärin durchgesagt hatte. Ganz sicher würde sich spätestens bei dem kirchlichen Entrümpelungsdienst die Spur des Bildes von Kirchner verlieren.

Auch Marlit hatte er noch einmal nach dem Maler und dem Original gefragt. Sie hatte für den Fall, dass er es finden würde, einen Urlaub auf den Seychellen vorgeschlagen. Er würde aus Matthiesen schon herausbringen, an wen er das Bild verhökert hatte. Ein paar Stunden in einem muffigen Verhörzimmer würden bei dem Schnösel Wunder wirken.

Das triste Zimmer im Polizeipräsidium war etwas anderes als sein Protzbüro mit Blick auf die Elbe. Hier konnte er sich

allenfalls damit die Zeit vertreiben, Fliegen dabei zu beobachten, wie sie es miteinander trieben.

Der Verein »Möbel Machwerk« war in einem flachen Gebäude aus den sechziger Jahren untergebracht. Von außen sah es wie eine Schule aus.

Über einen abgewetzten Linoleumboden gelangte man in den Verkaufsraum: ein Saal, in dem ein buntes Gemisch aus Schränken, Tischen, Betten, Hockern, Schreibtischen oder Vasen von einem geschätzten Dutzend Besuchern begutachtet wurde.

Weitz ging vorbei an einer Couchgarnitur aus Leder-imitat und schlängelte sich zum Kassentresen durch. An der Wand hinter dem Tresen erstreckte sich ein sicher zehn Meter langes Regal, auf dem Gläser, Kochtöpfe, Kochutensilien und Tassen standen.

Er drängelte sich an einem jungen Pärchen vorbei, das einen rosafarbenen Schlafzimmerhocker in den Händen hielt.

Die Kassiererin trug eine grobe Lederweste mit Fransen und silbernen Verzierungen. Auf der rechten Seite prangte ein Emblem, das einen sich herabstürzenden Adler zeigte. Sie fragte, was sie für ihn tun könne.

»Ich brauche den Leiter dieses Vereins«, sagte Weitz.

»Dann kommen'se mal bei mich bei«, erwiderte sie und wies auf die Tür in ihrem Rücken.

Weitz umrundete den Tresen und trat ohne anzuklopfen ein.

Das Büro war nicht nur mit alten Büromöbeln zugestellt, es roch auch genauso muffig wie der Verkaufsraum.

Nur das Notebook, vor dem der Mann mit kurzgeschorenem Haar saß, passte nicht in das Stildurcheinander aus Schränken, Hängeordnern, Rollschränken und dem altertümlichen Telefon,

das die Telekom schon vor dreißig Jahren aussortiert haben musste.

»Ich bin auf der Suche nach einer Einlieferung«, sagte Mangold.

Der Mann schien sich über die Formulierung zu amüsieren.

»Das wird bei uns reingestellt, mit einem Preis versehen und verlässt Cash-Kralle genauso unseren Laden. Da gibt es leider keine Spuren, die man verfolgen könnte.«

»Keine Listen, keine Warenbestände?«

»Wir sind ein Non-Profit-Unternehmen. Das ganze Zeug ist Ramsch, Gerümpel und Nützliches, und es ist mit dem Prädikatssiegel ›noch zu gebrauchen‹ versehen.«

»Ich suche die Lieferung von einem Nachlassverwalter …«

»Davon gibt es viele. Die rufen an, wir fahren hin, sortieren aus, werfen einen Teil auf den Müll, und was sich verkaufen lässt, kommt in unsere Verkaufsausstellung. Tut mir leid.«

»Es handelt sich um eine Zeichnung.«

»Oh Gott, Kunst!«, sagte der Mann und forderte Weitz auf, ihm in die so genannte Galerie zu folgen. Er führte ihn in einen Raum, der vollgestopft war mit romantischen Schlafzimmerbildern, verblichenen Drucken und Rahmen aus den fünfziger und sechziger Jahren.

»Sehen Sie? Da sind die Kunstwerke. Soll ich Ihnen beim Suchen helfen?«

»Nicht nötig«, sagte Weitz und bückte sich zu den hochkant nebeneinandergestellten Rahmen.

»Ich müsste dann mal …«

»Ich komm schon klar«, sagte Weitz und begann, die Bilder durchzusehen.

Blumenmotive, Zigeunerinnen, Häuschen am Meer, röhrende Hirsche und einsam in der Landschaft stehende Birken. Daneben ein paar Versuche, die wohl in Volkshochschulkursen entstanden waren, aber auch zwei Bilder aus der Kunstrichtung »Malen nach Zahlen«.

Hinter »Tonkrüge vor einer Mühle« wurde Weitz fündig. In einem Plastikrahmen, der mit seinen Schwüngen dem Barock nachempfunden war, erkannte er die verstaubte Darstellung dreier tanzender Mädchen.

Er verglich sie noch einmal mit dem Polaroidfoto, das Arnd Kluges Nachbarin ihm in die Hand gedrückt hatte.

Es war dasselbe Motiv.

Er klemmte das Bild unter dem Arm und verließ den säuerlich riechenden Lagerraum.

»Ich hab's gefunden«, sagte Weitz im Büro des Vereinsleiters.

»Glückwunsch«, meinte der und fragte, ob er es ein-packen solle und dass es einsfünfzig koste.

Weitz kramte in seiner Tasche.

»Das war ein Witz«, sagt der Mann und wünschte ihm viel Vergnügen damit.

Weitz überlegte kurz und legte dann zwei Geldstücke auf den Tisch.

»Ich kaufe es«, sagte er. »Damit alles seine Ordnung hat. Illegal beschafftes Beweismaterial kann ich mir nicht erlauben. So arbeiten wir nicht.«

»Ich denke, Sie sind Polizist, der auf der Suche nach …«

»Na und? Ist es verboten, Beweismittel zu bezahlen?«

Weitz verließ das Ramschkaufhaus. Würde sich das Ganze als Flop erweisen, musste er das Bild wenigstens nicht

zurückbringen, und auch in irgendwelchen Berichten brauchte er es nicht zu erwähnen. Er ging zum Wagen, stieg ein und fuhr los.

Eine halbe Stunde später hielt er erneut vor dem Auktionshaus. Der Mann in der zerschlissenen Cordjacke war eben im Begriff, den Schlüssel umzudrehen.

»Sie schon wieder?«

»Ich hab es gefunden.«

»Und ich hab Feierabend. Schon seit einer Stunde.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Sie werfen einen Blick …«

»Morgen«, sagte der Mann und verstaute den Schlüssel in seiner Aktentasche.

»Morgen?«, sagte Weitz gedehnt. »Morgen kommen Sie zu mir ins Präsidium, um acht Uhr.«

Der Mann stöhnte auf und kramte den Schlüssel wieder aus seiner Tasche. Er schloss auf, entsicherte auf einer Konsole neben der Eingangstür die Alarmanlagen und fuhr die Neonröhren hoch.

»Dann zeigen Sie mal Ihren Sperrmüllfund.«

»Ich will nur wissen, ob das Bild echt ist. Sollte es eine Fälschung sein, hätte ich gern gewusst, ob sie gut gemacht ist.«

Weitz reichte dem Mann die Zeichnung. Der legte es vor sich auf den Tisch und zog eine Lupe aus einer Schublade.

»Aber Sie wollen anschließend nicht noch ein Gutachten, hoffe ich!«

Weitz sagte nichts.

Der Auktionator begann plötzlich zu lachen und sah ihn über seine runde Brille hinweg an.

»Was ist daran so witzig?«, zischte Weitz.

»Das Bild ist mit Ludwig Kirchturm signiert, haha, haben Sie

verstanden? Kirchturm statt Kirchner. Das ist lustig!«

»Finde ich nicht.«

»Zumindest ist es kein einfacher Druck. Die Linien sehen aus, als wären sie von einer Vorlage abgepaust worden, sehen Sie? Die Striche sind nicht durchgezogen, sondern nachgemalt, da gibt es keinen Schwung, die Linien … eine Katastrophe!«

»Sind Sie sicher?«

»Klar, das mit dem Kirchturm allerdings ist klasse. Kann es sein, dass jemand sich einen Spaß mit Ihnen erlaubt?«

Weitz hatte den Eindruck, als wäre der Auktionator ganz begeistert von dieser Fälschung. Sicher mal etwas anderes als der Schrott, der ihm sonst so unter die Nase gehalten wurde.

»Ich nehme es mal raus«, sagte er und drehte den Rahmen um. Nachdem er die Plastikhäkchen zur Seite geschoben hatte, zog er die rückwärtige Presspappe heraus.

Plötzlich segelte wie in Zeitlupe ein weiteres Blatt auf den Boden.

Verwirrt sah der Auktionator Weitz an, zog eine Schublade auf und zauberte eine Pinzette hervor.

Vorsichtig griff er damit nach dem am Boden liegenden Blatt und legte es vorsichtig auf den Schreibtisch.

Mit seiner Lupe beugte er sich darüber und wanderte mit dem Kopf das gesamte Bild und besonders die Kanten ab.

»Ich hab zwar keine Ahnung, was das soll, aber da haben Sie Ihren Kirchner. Ein Original. Unglaublich!«

Weitz nickte und machte Anstalten, das Blatt zusammenzurollen.

»Sind Sie wahnsinnig? Wissen Sie überhaupt, was da vor Ihnen liegt? Ich würde es sofort in meine nächste Auktion

nehmen. Das heißt, in die Auktion des Hauses.«

»Und wie transportiere ich das jetzt?«

»Warten Sie, warten Sie!«, sagte der Mann und zog aus dem altertümlichen Regal eine grüne Mappe.

Als Weitz mit dem Bild in der Tür stand, drehte er sich noch einmal um.

»Dies ist eine polizeiliche Ermittlung, das ist Ihnen doch klar?«

»Dass Sie es nicht Ihrer Oma gestohlen haben, glaube ich Ihnen gern.«

»Sie werden darüber keinen Ton von sich geben. Verstehen Sie? Gegenüber niemandem! Haben Sie verstanden? Wir arbeiten mit einer Sonderkommission daran. Über die Gründe werde ich Sie vielleicht später informieren. Aber das hier ist niemals passiert. Verstanden?«

»Tannen, wir sind wieder ein Team, was?«, sagte Hensen und pochte ungeduldig auf das Armaturenbrett.

»Sind nach den Museen jetzt die Fundbüros an der Reihe?«, brummte Tannen.

Hensen sah ihn amüsiert an.

»Sie können wirklich witzig sein, wissen Sie das?«

Der Journalist hat wieder seine drollige Phase, dachte Tannen. Und er hatte ihn von seiner Aufgabe abgehalten, das Umfeld Christiane Harnichs weiter zu befragen.

Die Frau war offenbar ziemlich arrogant aufgetreten, und es gab viele Leute, die ausgesprochen schlecht auf sie zu sprechen waren. »Dilettantin mit zu viel Geld« und »weiblicher Möchtegern-Schliemann« waren nur zwei der Beschimpfungen, die an der Universität und bei Museumsmitarbeitern kursierten. Einen nennenswerten privaten Freundeskreis gab es nicht. Alle, die er bisher gesprochen hatte, gaben an, Christiane Harnich nur flüchtig gekannt zu haben. Freund oder Freundin? Fehlanzeige.

»Tannen, was wäre, wenn die Tote im Fleet das erste Opfer und damit der Auslöser der Serie war? In diesem Fall müsste es eine besondere Verbindung zum Täter geben.«

»Das wäre ein Zufallstreffer.«

»Tannen, Sie dürfen nicht immer so pessimistisch sein. Selbst wenn wir in eine Sackgasse geraten – man weiß nie, wozu es am Ende gut ist.«

»Um Verwirrung zu stiften«, sagte Tannen.

Hensen murmelte etwas Undeutliches.

Der Mann hat gut reden, dachte Tannen. Der saß ja nicht bis spät abends im Büro, um anständige Arbeit abzuliefern.

»Tannen, waren Sie eigentlich bei der Bundeswehr?«

»Zwei Jahre.«

»Ah, ein Freiwilliger!«

»Es gab mehr Geld.«

Eine halbe Stunde später betraten sie das Fundbüro. Hinter einem altertümlichen, hochgelassenen Rollgitter saß eine sehr junge Frau, die interessiert von ihrer Illustrierten aufsah.

»Ja?«, sagte sie.

»Sie sind hier angestellt?«, fragte Tannen.

»Ja … nein. Das Arbeitsamt hat mich geschickt.«

»Dann sind Sie hier beschäftigt«, antwortete Tannen ungeduldig, während Hensen das Mädchen mit einem freundlichen Lächeln bedachte.

»Eigentlich nicht. Das ist ein Ein-Euro-Job.«

»Wir sind von der Polizei und müssten mal in Ihre Bestände.«

Sie sprang von ihrem Sitz auf.

»Da müsste ich aber Ihre Ausweise sehen.«

Widerwillig zog Tannen seinen Dienstausweis aus der Tasche, während Hensen sich bemühte, sein Lachen unter Kontrolle zu bekommen.

Ob es so etwas wie Altbestände gebe, wollte Hensen wissen.

»So lange bin ich noch nicht da. Bei den Fahrrädern ist es so, dass sie ein paar Wochen aufbewahrt und dann versteigert werden.«

»Und Handys?«

»Ich weiß nicht. Da gibt es einen Raum, da wird alles Mögliche

aufbewahrt. Alles was man nicht verkaufen kann oder verkaufen darf.«

»Man darf einiges nicht verkaufen?«, fragte Hensen nach.

»Na, Sachen, die irgendwie persönlich sind. Ausweise, Führerscheine und so.«

Sie führte die beiden Männer durch einen muffigen Raum, in dem Kleidungsstücke, Portemonnaies, abgegriffene Handtaschen, Schlüsselbunde und eine Schaufensterpuppe in Regalen lagerten.

»Wer gibt denn so was ab?«, fragte Hensen.

»Ach, da kommt immer mal was rein. Einiges schleppen auch Ihre Kollegen an.«

»Haben wohl nichts anderes zu tun«, knurrte Tannen.

In dem Kellerraum, in den sie geführt wurden, war der Gestank unerträglich. Eine Mischung aus schimmeligem Papier, stockigem Leder und feuchten Kleidungsstü-cken.

»In den Pappkartons da hinten sind Papiere, Ausweise und so, und …«

»Und was ist mit Handys?«

»Also man versucht über den Speicher die Nummern …«

»Haben Sie hier alte Handys?«

»Habe ich noch nicht gesehen.«

Hensen durchsuchte einige Kartons, die außer Papieren kaum etwas enthielten.

»Schade«, sagte Hensen und gab Tannen ein Zeichen, dass man jetzt wohl besser gehen sollte.

»Vielleicht wollen Sie die Ausweise und Führerscheine durchsehen?«, fragte die junge Frau und zeigte auf einen Karton, der mit einem schwarzen Balken gekennzeichnet war.

»Lieber nicht«, sagte Hensen, doch Tannen wuchtete den Karton auf den Tisch. Er war wesentlich schwerer, als er vermutet hatte.

Warum nicht noch ein Wochenende dranhängen, dachte Tannen missmutig und trug den Karton hinaus zum Auto. Schließlich konnte man nicht einfach wieder verschwinden und eventuelle Beweismittel links liegen lassen. Typisch Journalisten!

Hensen rief Mangold an und fragte, ob der etwas dagegen hätte, wenn er, Hensen, einen Ausflug mit Tannen unternehmen würde. Tannen schluckte den Ärger darüber, einfach so übergangen zu werden, mit großer Mühe hinunter.

»Münster«, sagte Hensen. »Ich muss zwei Leute in Münster befragen. Die haben in der Einheit gedient, die sechs Monate vor mir an diesem Stützpunkt war.«

Nachdem er aufgelegt hatte, sah er Tannen fröhlich an. »Sie haben doch nichts gegen einen Ausflug, oder?«

»Aber meine anderen Aufgaben!«

»Tannen, das ist jetzt wichtiger. Und Sie geben dem Ganzen etwas Offizielles.«

Tannen sah Hensen kurz an, fuhr den Wagen dann in eine Parkbucht und stieg aus.

»Tannen, Sie sind doch nicht beleidigt? Sie haben Recht, ich hätte Sie vorher fragen müssen.«

Tannen schüttelte den Kopf, öffnete die hintere Wagentür und setzte sich auf die Rückbank.

»Ich soll fahren?«, fragte Hensen verdutzt. »Mein linkes Bein!«

»Automatik. Ich werde inzwischen den Karton mit den Unterlagen durchgehen.«

»Na schön«, sagte Hensen und schob sich auf den Fahrersitz.

Tannen öffnete den Karton. Er enthielt einen Wust von Dokumenten. Tannen zupfte zwei Schutzhandschuhe aus seiner Jacke und fuhr das Notebook hoch.

Lieber diese Arbeit als stundenlang von dem Journalisten ausgefragt zu werden, dachte er. Sollte der seine Spielchen mit jemand anderem treiben.

*

Weitz trommelte sich auf die Oberschenkel.

Es konnte kein Zufall sein, dass ausgerechnet er einen echten Kirchner entdeckte. Das war unfassbar. Und es musste mit ihrem Fall zu tun haben. Was, wenn die Leute von der Gewinnerhotline und der Nachlassverwalter Matthiesen von dem Original wussten? Den Mann umbrachten, um in den Besitz des Kunstwerks zu kommen, dann feststellen mussten, dass es augenscheinlich eine Fälschung war, und wieder verschwanden.

Auf die Idee, den Rahmen zu öffnen, darauf musste man ja auch erst einmal kommen.

Sicher, eine gewagte Theorie, aber wer sagte denn, dass alles offen auf der Hand liegen musste? Bei der Ägyptologin hatten dieser Spur zufolge die Täter irgendwelche wertvollen Artefakte gestohlen. Da fügte sich alles zusammen. Wenn sie erst die Identität der Toten aus dem Tiefbunker festgestellt hatten, würden sie wahrscheinlich ebenfalls auf eine Sammlerin stoßen.

Weitz betrat das Büro. Kaja Winterstein blätterte in einem Buch und schien ihn nicht zu bemerken. Die Frau sah inzwischen aus, als hätte sie sich einen Luftballon unters Kleid geschoben. Er hätte nie gedacht, dass die in ihrem Alter … Aber irgendwer musste die Spinner ja in die Welt setzen. Man müsste mal untersuchen, wie viele Lieblinge von

Spätgebärenden sich in den Täterakten befinden, dachte er und winkte ihr dann fröhlich zu.

Sienhaupt lugte über seine Apparaturen und sprang dann auf.

Oh Gott, dachte Weitz, nicht schon wieder!

Sienhaupt tänzelte vergnügt auf ihn zu. Rumpelstilzchen, dachte Weitz und trat einen Schritt zurück. Doch Sienhaupt umarmte ihn innig. Aus den Augenwinkeln sah Weitz, dass Kaja Winterstein die Szene vergnügt beobachtete.

»Na dann wollen wir mal an die Arbeit gehen«, sagte Weitz.

»Einla…laadungg?«, fragte Sienhaupt.

»Einladung? Ach ja, ich konnte einfach nicht. Ich hab da was am Laufen … Frauen, du verstehst? War's denn ein schöner Abend, so mit dem Hauptkommissar und seinem Gefolge?«

Sienhaupt sah ihn neugierig an, dann schien er zu begreifen und bewegte sich zurück an seinen Platz, um sich blitzschnell eine Notiz zu machen.

»Du hast mich vermisst, was, Kumpel?«

Weitz ging die Papiere auf seinem Schreibtisch durch und packte den Stapel dann komplett in die Ablage.

»Sind wir überhaupt einen Schritt weiter?«, fragte er Kaja.

»Sicher. Wir schleichen uns ran.«

»Aber an wen schleichen Sie sich ran?«, fragte Weitz, erhob sich und ging auf Sienhaupts Arbeitsplatz zu.

Der Savant saß kerzengerade vor dem Keyboard.

»Sieh dir mal dieses Foto an«, sagte Weitz und reichte Sienhaupt die Aufnahme von dem Kirchner-Bild.

Sienhaupt nahm ihm das Polaroidfoto aus der Hand und schob es unter den Deckel seines Scanners.

Mit einem bestimmten Programm löste er das Bild offenbar in

Pixel auf, um daraus eine Formel zu gewinnen. Seinem Gesichtsausdruck nach schien er mit dem Ergebnis nicht zufrieden zu sein. Immer wieder bearbeitete er das Bild, schärfte die Konturen, stellte die Farbwahl neu ein und veränderte die Helligkeitsstufen.

»Na, dann such mal schön«, sagte Weitz, der plötzlich das Bild der Vietnamesin Vy Khanh auf dem Schreibtisch entdeckte.

»Ist wohl deine Freundin?«, sagte Weitz, doch Sienhaupt sah nur ausdruckslos auf den Schirm.

»Verstehe«, sagte Weitz, »es gibt Ärger.«

Das laufende Suchprogramm gab plötzlich ein lautes Geräusch von sich und lud Bilder von Kirchner hoch. Auf sämtlichen Bildern waren tanzende Mädchen oder Frauen dargestellt.

Eine der Zeichnungen war von einem roten Rahmen umgeben. Weitz nahm Sienhaupt die Maus aus der Hand und klickte auf das Bild. »Ernst Ludwig Kirchner: Varieté-Szene 1924«, stand in der Beschriftung. Dann folgte die Information, dass dieses Original seit 1934 verschollen sei und ein Zitat: »… und unverfälscht das wiedergeben, was ihn zum Schaffen drängt. Aus dem Programm der Brücke-Maler 1906.«

»Wunderbar«, sagte Weitz. »Das reicht, das reicht. Das solltest du Mangold zeigen! Was ist nun mit deiner Freundin?«

Sienhaupt rief eine Datei mit Telefonlisten auf.

»Du überwachst deine Freundin? Heh, so was macht man aber nicht!«

Sienhaupt knurrte unwirsch.

Eine Telefonnummer blinkte immer wieder auf.

»Ja«, sagte Weitz. »Die Nummer hat sie ziemlich oft angerufen, stimmt.«

Sienhaupt stieß einen heulenden Laut aus.

»Kumpel, Enttäuschung gehört nun mal zur Liebe. So ist das im Leben.«

Sienhaupt schlug mit der flachen Hand zweimal auf seinen Schreibtisch, dann gab er auf einer Telefonrückverfolgungsseite die Nummer ein.

Weitz sah auf den Bildschirm.

»Was?«, sagte Weitz. »Deine Freundin hat Ärger mit der Hamburger Ausländerbehörde?«

*

Tannen und Hensen hielten vor der Schranke der Bundeswehrkaserne. Ein Soldat kontrollierte Tannens Polizeiausweis und ließ den Wagen passieren.

Im Rückspiegel sah Hensen, dass der Mann in seinem Wachhäuschen verschwand und zum Telefon griff.

Nicht gerade verwunderlich, wenn ihr Auftritt ihm komisch vorgekommen war. Ein Polizist, der auf der Rückbank eines Wagens inmitten speckiger Papiere sitzt und einen Polizeiausweis durchs Fenster reicht.

Sie fuhren zur Kommandantur und parkten auf dem Gästeparkplatz.

Der Soldat im Vorzimmer des Standortkommandanten erhob sich, als sie eintraten. Knapp teilte er ihnen mit, dass er sie nicht durchlassen könne.

»Da müssten Sie einen Termin vereinbaren«, sagte der Soldat.

»Müssen wir nicht«, sagte Tannen. »Es handelt sich um eine Mordermittlung, und wir …«

»Bedaure«, sagte der Soldat.

Hensen nahm ein Blitzen in Tannens Augen wahr: Der Polizist fühlte sich herausgefordert.

»Wo geht's rein?«, fragte Tannen.

Der Soldat baute sich vor einer Tür auf.

»Aber Sie können …«

Sehr zu Hensens Verwunderung antwortete Tannen nicht, sondern schob den Uniformierten beiseite.

Noch in der geöffneten Tür teilte Tannen dem kommandierenden Offizier mit, dass es sich um eine Mordermittlung handle und er zur Mitarbeit verpflichtet sei.

»Abseits der üblichen Dienstwege.«

Der Kommandeur hob zu einem Protest an, doch Tannen unterbrach ihn mit dem Hinweis, dass er als Kriminalbeamter nicht befugt sei, weitere Auskünfte zu erteilen.

Nach einigen Anläufen rückte der Offizier schließlich eine Liste heraus, auf denen die Privatadressen von drei Afghanistan-Rückkehrern notiert waren. Einer sei weiterhin Soldat, aber zur Zeit im Urlaub, die beiden anderen seien offiziell verabschiedet worden.

»Ich darf Sie bitten, unseren Besuch nicht weiter in der Öffentlichkeit zu erwähnen«, sagte Hensen, der jetzt den gleichen Tonfall anschlug wie Tannen.

Ob den Soldaten etwas vorgeworfen werde, wollte der Offizier wissen, doch Tannen antwortete knapp: »Kein Kommentar.«

Nein, Hensen hatte Tannen so noch nicht erlebt. Auch Tannen war also durchaus zu einer härteren Gangart fähig, wenn ihn etwas wirklich nervte. Fast im Stil von Weitz.

Tannen tippte die erste Adresse des Münsteraner Soldaten in den Navigator ein und startete den Wagen.

»Das hat mich umgehauen«, sagte Hensen, der jetzt auf dem Beifahrersitz Platz genommen hatte.

»Das ist ganz einfach, wir haben keine Zeit.«

»Sicher.«

»Der Mann könnte Ärger machen.«

»Die werden den Ball schön flach halten«, sagte Hensen.

Sie fuhren am Münsteraner Rathaus vorbei und bogen dann in eine Seitenstraße ein.

Das Reihenhaus, vor dem Tannen hielt, duckte sich in ein mit Rhododendron bewachsenes Grundstück. Ein Hund bellte hinter dem Haus, wurde dann aber mit einem scharfen Kommando zum Schweigen gebracht.

Tannen klingelte und zeigte der Frau, die sie überrascht anstarrte, seinen Ausweis.

»Frau Ellert, wir hätten gern Ihren Mann gesprochen.«

Sie bat die beiden ins Wohnzimmer und verschwand in einen Nebenraum.

In Freizeithose und Strickjacke kam wenige Minuten später Klaus Ellert und fragte, was sie wollten.

»Nur eine kleine Auskunft. Kennen Sie diesen Stempel?«

Hensen zeigte ihm die Kopie des Stempels der Hamburger Ausländerbehörde.

»Sicher«, sagte er.

»Sie kennen ihn? Es ist wichtig für uns.«

»Nun, einige Kameraden sind nicht verheiratet und … diese Zettel kursieren im Lager. Unter der Hand. Das ist eine Art Eintrittskarte.«

»Um intime Beziehungen zu Frauen aufzunehmen?«

»Manchmal schon«, sagte Ellert. »Aber ich hab mich da rausgehalten, da müssen Sie jemanden fragen, der … der so einen Wisch benutzt hat.«

Eine Viertelstunde später steuerten sie die zweite Adresse an.

»Der Mann hat gemauert«, sagte Tannen.

»Diese Militärs haben immer Angst, dass ihnen nachträglich was angehängt wird«, meinte Hensen.

Der zweite Soldat wohnte ebenfalls in der Münsteraner Innenstadt und öffnete erst nach dreimaligem Klingeln. Hensen roch die Alkoholfahne sofort. Der Mann sah die Polizisten misstrauisch an und studierte schwankend Tannens Ausweis.

»Und Sie?«, wandte er sich an Hensen.

»Ich unterstütze die Ermittlungen. Wenn Sie eine Vorladung umgehen wollen, sollten Sie lieber kooperieren.«

»Vorladung?«

Mit einer Geste winkte er Tannen und Hensen durch den heruntergekommenen Wohnungsflur. An einer schief an der Wand hängenden Garderobe waren achtlos Kleidungsstücke aufgehängt, und über dem Griff eines in der Ecke stehenden Staubsaugers baumelte eine Baseballkappe.

Auch das Wohnzimmer war unaufgeräumt.

Herumliegende Fernsehzeitschriften, Fast-Food-Verpackungen, auf dem Boden verstreute und abgetragene Turnschuhe.

Auf einem Tisch neben der Balkontür stand ein Computer. Das Bild zeigte einen bewaffneten Soldaten, der vor einem Betonhäuschen stand. Eine sehr echt wirkende Computergrafik, wie Hensen fand.

»Sie brauchen mir nicht zu sagen, dass es hier scheiße

aussieht. Meine Frau ist abgehauen, vor einem Jahr schon.«

»Herr Rolffs …«

»Ja?«

»Noch nicht genug vom Kriegspielen?«, fragte Hensen und deutete auf den Bildschirm.

»Medizin«, sagte Rolffs. »Ich bin so ein Blutjunkie.«

»Was soll das heißen?«, fragte Tannen.

»Nichts als meine regelmäßigen Dopamin-Schüsse.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Spiele sind so aufgebaut, dass man ordentlich Dopamin produziert. Im Hirn. Das ist ein Kick. Manchmal brauch ich das, um runterzukommen.«

Er machte eine Pause, grinste plötzlich und sagte: »Ist gut gegen Geister.«

Hensen zog einen zusammengefalteten Zettel aus dem Jackett und reichte ihn Rolffs.

»Kennen Sie das?«

Rolff begann zu lachen.

»Unsere Eintrittskarte«, sagte er.

»Eintritt zu was?«

»Frauen. Das wissen Sie doch schon. Der Säufer, der vor ihnen steht, hatte eine Spezialausbildung in Verhörtechnik.«

Er setzte sich auf die Kante seines Sofas.

»Brauchen Sie noch einen guten Mann? Hmm, wie ist es?«

»Uns geht es hier nicht um Spielchen.«

»Wir haben diesen Stempelabdruck auf Formulare kopiert, war eine Fummelarbeit. Man durfte ja die Namen nicht falsch schreiben, sonst wär's sofort aufgefallen.«

»Und hat es funktioniert?«

»Schon. Wir haben gesagt, dass es geheim ist und dass wir sie nach Deutschland mitnehmen würden.«

»Und das ist Ihren Vorgesetzten nicht aufgefallen?«

»Aus deren Computer kam das doch. Glaub ich jedenfalls. Eigentlich war das dazu gedacht, den einen oder anderen wankelmütigen Gotteskrieger rumzukriegen. Psychologische Kriegsführung und so.«

»Was für eine Scheiße!«, sagte Tannen.

Rolffs drehte sich zu Tannen. Seine Gesichtszüge waren plötzlich versteinert.

»Waren Sie schon mal in einem islamischen Land stationiert? Monatelang?«

»Können Sie sich vorstellen, dass diesen Zettel jemand mit zurück nach Deutschland gebracht hat?«, fragte Tannen.

»Warum denn nicht? Der Kopierer war frei zugänglich, weiß der Teufel, wer das alles hatte.«

»Und bei Ihnen?«

»Was meinen Sie?«

»Hat es bei Ihnen geklappt?«

Rolffs grinste.

»Ehrlich? Ich hab's probiert. Aber die Frau hat mich ausgelacht. Wer genau hingesehen hat, konnte die Fälschung doch erkennen. Die Leute da unten sind ja nicht doof.«

»Nur wenn man sich mit Stempeln mit lateinischen Buchstaben auskennt«, warf Hensen ein.

»Dazu kann ich nichts sagen, bei mir hat es jedenfalls nicht geklappt. Ist auch ganz gut so, hab ich mir wenigstens nichts eingefangen.«

Dann ging er zum Schreibtisch, wandte sich wieder seinem Ballerspiel zu und nahm den nächsten Level in Angriff.

Hensen signalisierte Tannen zu verschwinden.

Wie selbstverständlich setzte sich Tannen wieder auf den Rücksitz und fuhr fort, die Papiere aus dem Fundbüro durchzusehen.

»Was, wenn ich einschlafe?«, fragte Hensen und gähnte demonstrativ.

»Eine halbe Stunde, dann bin ich durch«, sagte Tannen.

»Fein.«

Hensen nahm von der Innenstadt aus den direkten Weg zur Autobahn.

Rannten sie einem Hirngespinst hinterher? Die Erklärungen der Soldaten klangen plausibel. Aus einem Papier, mit dem man versuchte, Leuten beim Verhör die Zunge zu lockern, war eine Art Passierschein für sexuelle Abenteuer geworden. Und jetzt war es gründlich schiefgelaufen. In Deutschland!

Dennoch, jemand musste diese Stempel in Umlauf gebracht haben. Er glaubte nicht, dass er aus dem Computer eines Vorgesetzten stammte. Warum hätte man dort mit einer dilettantischen Kopie arbeiten sollen?

Hensen drehte das Gebläse der Lüftung hoch. Der Geruch, der von den alten Papieren ausging, die Tannen auf der Rückbank durchsah, wurde immer penetranter.

Zwanzig Minuten später knipste Tannen auf der Rückbank seine Taschenlampe an.

»Hier ist er«, sagte er, »der Ausweis von Vy Khanh.«

»Und?«

»Der Ausweis wurde in Saigon ausgestellt. Hinten ist eine

dreimonatige Aufenthaltsgenehmigung eingeklebt. Hamburger Behördenstempel.«

»Aber diese Bescheinigung wurde doch bei der Leiche gefunden«, warf Hensen ein.

»Ja, nur dieser Stempel hier scheint echt zu sein.«

Lena stellte ihr Glas auf dem Tisch ab und zog die Knie unters Kinn.

»Mensch Mangold, du hast doch gesagt, dass Vera dir auf die Nerven geht, dich dauernd anruft, dir einen Brief geschrieben hat.«

»Aber ich hab nicht gesagt, dass du sie anrufen sollst.«

»Mangold, du brauchst einen aufgeräumten Kopf.«

»Für was?«

»Na für die Psychologin. Die ist doch nett. Da sieht man doch gleich, dass …«

»Was genau hast du Vera erzählt?«

»Kann ich die Aussage verweigern?«, fragte Lena und nahm wieder ihr Glas.

»Weißt du, wie verrückt das ist, dass ich dir auch nur andeutungsweise etwas von meiner Arbeit erzähle?«

»Und warum ist das so? Weil ich dich inspiriere, Mangold!«

»Du gehst mir auf die Nerven. Was hast du Vera erzählt?«

»Die Einzelheiten?«

»Die Einzelheiten.«

»Ich hab das Telefon abgenommen, sie will wissen, wer dran ist, ich, die kleine Nachbarin, sag ich, sagt sie: Aha, die neue Freundin.«

»Das hat sie gesagt?«

»Ich hab nicht widersprochen, und sie will wissen, ob wir … na du weißt schon.«

»Gütiger Himmel«, sagte Mangold.

»Ich sag, wie süß du bist und …«

»Ja?«

»Dass du erst so richtig in Fahrt kommst, wenn ich meine Ringelstrümpfe anziehe, die pinkfarbenen und …«

»Was?«

»Na ja, dass wir dann Schule spielen und du mich ein bisschen verhaust. Ich reiß dabei den Kartenständer um und dann …«

»Dann, was?«, sagte Mangold.

»Dann würden wir es auf dem Klassenbuch treiben, das ich aus der Schule hab mitgehen lassen.«

»Das darf nicht wahr sein. Und dann?«

»Hat sie aufgelegt.«

Mangold atmete hörbar aus.

»Die ruft nicht mehr an, glaub mir. Die nicht.«

»Die, wie du sie nennst, wird das weitererzählen«, sagte Mangold.

»Da kannst du doch stolz drauf sein, wenn du noch ein Stück von der Erdbeertorte abbekommst. In deinem Alter.«

»Toll. Mit einem kleinen Mädchen.«

»Ich bin volljährig, und ich sehe gut aus. Findest du nicht?«

Mangold erwog, Lena rauszuwerfen, brachte es dann aber doch nicht übers Herz.

»Tuuut mir leid, es ist mit mir durchgegangen. Das ist immer so. Ich fang eine Geschichte an, und dann geht es einfach mit mir durch. Ich kann es nicht stoppen. Ist das nicht furchtbar?«

»Und ich darf die Scherben wieder aufsammeln.«

»Wenn du willst, ruf ich sie an und erzähl, dass ich einen Witz gemacht hab, aber ich warne dich, dann wirst du die nie mehr

los.«

»Verrate mir ein Rezept, wie ich dich loswerde«, knurrte Mangold und nahm einen Schluck Syrah.

»Vielleicht schon sehr bald«, flötete Lena.

»Bernd ist ein wirklich …«

»Welcher Bernd?«

»Welcher Bernd, welcher Bernd … Der Herr der Maden. Bernd Rawehls.«

»Du spinnst. Der ist doch gut und gern 20 Jahre älter als du.«

»Na und? Der Typ ist Biologieprofessor. Da zählt das nicht.«

»Lena, ich bitte dich.«

»Du bist doch nur eifersüchtig.«

»Ich?«

»Er ist was Besonderes.«

»Der wird sich ausgerechnet auf eine Expunkerin einlassen, deren größter Berufswunsch es ist, Schädel aufzusägen.«

»Ich geh nett mit den Toten um. Sie sprechen mit mir, und sie sind dankbar.«

»Meine Güte, Lena. Wie wär's mit einer Arbeit als, sagen wir, Grafikdesignerin. Da kannst du schöne Schädel malen. Oder als Archäologin, da darfst du ganze Friedhöfe ausgraben.«

»Du nimmst mich nicht ernst«, sagte Lena. »Wenn du so weitermachst, dann …«

»Was dann?«

»Dann findest du nie eine Frau … nein, schlimmer, in deiner Not findest du doch eine. Eine wie diese Vera. Und dann bleibst du vor lauter Dankbarkeit, dass da überhaupt jemand ist, an so einer Tussi hängen.«

Lena sprang mit hochrotem Kopf vom Sofa und verließ mit einem lauten Türknall die Wohnung.

Mangold leerte sein Glas und atmete laut aus. Im gleichen Augenblick hörte er, wie seine Wohnungstür wieder aufgesperrt wurde.

»Ich habe den Flaschenöffner vergessen«, sagte Lena, die mit wenigen Schritten am Tisch war. Sie nahm sich den Öffner und die halbe Flasche Wein und verließ ohne ein weiteres Wort die Wohnung.

Keine Frage, als Vater wäre er eine Niete gewesen. Aber er war kein Vater und auch nicht auf Brautschau. Er war auf der Suche nach einem handfesten Motiv dieses Mannes, der Menschen unter Einbindung religiöser Rituale umbrachte und wiederbelebte.

Wirch hatte ihm unmissverständlich mitgeteilt, dass er das BKA nicht mehr lange außen vor würde halten können.

Bis jetzt gab es keine Hinweise auf die Identität der Toten, die sie im Bunker gefunden hatten.

Mangold sah auf die an der Wand gestapelten Kartons, in denen seine Tunnelmodelle verstaut waren. Bunker gehörten nicht zu seiner Sammlung. Sie waren eigentlich das Gegenteil von Tunneln. Tunnel waren Brücken, führten vom Licht zum Licht, hatten Eingang und Ausgang. Bunker waren Mauselöcher, Endstationen, Schutzräume, die zur Falle werden konnten. Mit Mauern, die einen eben noch schützten und im nächsten Augenblick einkerkerten.

Mangold stellte das Glas in die Spüle, als sein Handy klingelte.

»Kaja hier. Es tut mir leid, aber ich hab eben die Antwort bekommen.«

»Welche Antwort?«, fragte Mangold.

»Von Travenhorst.«

»Sind Sie wahnsinnig? Sie haben immer noch Kontakt mit Travenhorst?«

»Er hat mich als psychologische Betreuerin angegeben und deshalb die Erlaubnis erhalten, mit mir Kontakt aufzunehmen.«

»Sie wollen doch nicht allen Ernstes …«

»Sicher nicht«, sagte Kaja. »Aber ich habe Ihnen doch von dem Bibelspruch erzählt, den er zitiert hat. Und führe mich durch das finstere Tal.«

»Sicher, das hat er mir ja auch schon mal gemailt. In der Version von Dante.«

»Er hat mir mitgeteilt, dass der Täter, den wir suchen …«

»Er weiß von unserer Arbeit?«

»Sie wissen doch, Gefängniswände sind geschwätzig.«

»Er sitzt im Hochsicherheitstrakt!«

»Mit gelegentlichen Ausfahrten in die Psychiatrie«, unterbrach Kaja ihn. »Jedenfalls ist er der Meinung, unser Täter habe schon mal hineingerochen.«

»Hineingerochen?«

»Ja, in der Tür gestanden. In der Tür zum Jenseits. Er begehrt, was er kennt.«

»Hört sich irgendwie nach Hannibal Lecter an.«

»Ja, es ist eine psychologische Binsenweisheit. Dennoch ist es sehr wahrscheinlich, dass er etwas erlebt haben muss, das ihn an die Schwelle zum Tod gebracht hat.«

»Sie haben Recht, dem müssen wir nachgehen«, sagte Mangold und fragte sie, ob sie morgen im Büro sei.

»Wir brauchen eine große Lagebesprechung, wir müssen die Maschen zusammenfügen.«

»Stricken Sie neuerdings?«

»So was Ähnliches«, sagte Mangold.

»Schlafen Sie gut«, sagte Kaja.

*

Auf dem Flohmarkt hätte Weitz keinen Euro dafür ausgegeben. Allein diese fahrigen Striche, und überhaupt, die Kritzelei sah aus, als wäre der Künstler nicht fertig geworden.

Weitz stöhnte und schob die Skizze wieder in den Pappdeckel, den der Auktionator ihm mitgegeben hatte.

Das Bild galt als verschollen, niemand würde es vermissen. Es sei denn, die Nachbarin, die ihm das Polaroidfoto gegeben hatte, würde den Mund nicht halten.

Andererseits hatte sie lediglich ein Foto von einer wertlosen Kopie gesehen. Niemand ahnte, dass Arnd Kluge seinen Schatz hinter einem billigen Imitat verborgen hatte.

Aber wie hatte der oder hatten die Täter erfahren, dass bei dem Mann was zu holen war? Hatten Matthiesen und seine Kumpane den Mann vergeblich gefoltert, um das wahre Versteck herauszufinden? Ausgeschlossen war das nicht.

Der Fall war verworren. Das einzig Erfreuliche war, dass er wieder dabei war. Bis jetzt war er Schiermacher von der Internen noch nicht wieder über den Weg gelaufen.

Gut, Mangold, sein Chef, war ein seltsamer Kauz, der jeden im Präsidium spüren ließ, was er von ihm hielt. Andererseits hatte er sich für ihn eingesetzt und ihn endlich aus diesem Streifenwagen rausgeholt.

Trotzdem trauten sie sich nicht zuzugeben, dass seine nicht immer nach dem Polizeihandbuch durchgeführten Untersuchungen höchst effektiv waren. Nicht zu vergessen, dass der letzte Täter, den sie aufgespürt hatten, ihn um ein Haar um

die Ecke gebracht hätte.

Gab es Ehrenurkunden, eine Beförderung oder wenigstens eine bescheidene Gratifikation? Nichts! Nein. Er durfte sich seinen Hintern auf dem Sitz eines Streifenwagens platt sitzen.

Weitz lächelte. Ja, sein lieber Kollege Tannen wäre froh gewesen, ihn endlich loszuwerden.

»Nicht jetzt«, sagte Weitz laut und wiederholte: »Nicht jetzt.«

Die kleine Täuschung mit den angehaltenen Uhren … Nun gut, die nächsten Tatorte würden diese Tätermerkmale nicht aufweisen. Serienmörder veränderten nun mal ihr Vorgehen. Niemand würde ihm daraus einen Strick drehen können.

Weitz strich mit dem Finger über die Mappe. Dieses Bild reichte nicht. Die einzige stabile Verbindung, die die ersten beiden Opfer verband, war die verfluchte Gewinnerhotline. Doch abgesehen von diesen Glücksbotschaften musste es weitere Verbindungen geben.

Die Hobbyägyptologin hatte mit Sicherheit wertvolle Artefakte in ihrer Wohnung, die mit großer Wahrscheinlichkeit illegal über die Grenze eingeführt worden waren. Ja, die beiden – Kluge und Harnich – waren ideale Opfer eines geschickten Kunstraubs. Der eine besaß ein Bild, das offiziell verschollen war, die andere Artefakte, die sie nicht besitzen durfte.

Weitz sah sich in dem Pensionszimmer um, das er seit zwei Jahren bewohnte. Die Bettwäsche war seit zwei Wochen nicht mehr gewechselt worden, auch das Waschbecken war vollkommen verdreckt. Man konnte direkt dabei zusehen, wie es mit dieser Pension täglich weiter bergab ging.

Doch darum musste er sich später kümmern. Jetzt ging es um den Fall. Und zwar nur um den Fall.

Möglich, dass die Schwarzmarktmafia einen Tipp über die

Ägyptologin »weitergereicht« hatte. Doch was war mit Arnd Kluge und seinem Bild? Was zum Teufel verband die beiden Opfer?

Weitz erhob sich von seinem Bett. Er ging zwei Schritte auf seinen Kühlschrank zu. Und plötzlich fiel es ihm ein.

Mangold legte seine Unterlagen auf den Konferenztisch und warf einen Blick auf Sienhaupt. Der war wie immer an seinem Platz zwischen Zahlen und Programmcodes verschwunden. Kaja und Hensen gossen sich in der Küche Tee auf und rauchten eine Zigarette.

Mangold drückte auf einen Knopf und ließ den Bildschirm aus der Spalte im Konferenztisch hochfahren. Er öffnete die Fotos von den Käferfragmenten.

Dann schob er die beiden Pinnwände mit den Fotos der Tatorte und der Leichen zum Tisch.

Von seinem Schreibtisch holte er die Aufnahmen der stark verwesten Leichen aus Schleswig-Holstein und befestigte sie ebenfalls an der Pinnwand.

Hensen hatte Recht: Die Embryonalhaltung, in der der Täter sie in den Erdlöchern vergraben hatte, war mehr als auffällig.

»Sienhaupt, kommen Sie dann bitte auch?«, fragte Mangold und bekam ein unwirsches Brummen zur Antwort.

Sienhaupt hatte es tatsächlich geschafft, die Identität der Toten aus dem Fleet zu bestimmen, indem er die Inventarliste des Fundbüros durchsucht hatte, das dem Fundort am nächsten lag. Eine geniale Idee. Wo der Savant noch gegraben hatte, entzog sich Mangolds Kenntnis. Gut möglich, dass er zahlreiche Spuren zurückverfolgt hatte, die zu keinerlei brauchbaren Hinweisen geführt hatten. Das vermutete auch der Kriminaltechniker Riehm, und zweifellos wäre es interessant gewesen, sich Sienhaupts Vorgehen genauer anzusehen, allein schon im Hinblick auf kommende Ermittlungen. Doch darüber schwieg sich Sienhaupt aus. Fährten, die zu nichts führten,

waren für ihn unwichtig, womöglich auch peinlich.

Durch die mit einem bestimmten Programm hergestellte Vergrößerung hatte er an den Schädelfragmenten die gleichen davidsternähnlichen Abdrücke entdeckt wie bei den verwesten Leichen aus Schleswig-Holstein.

Kaja und Hensen betraten den Raum. Beide trugen mehrere dampfende Becher auf Tabletts. Sie verteilten sie und setzten sich.

Hensen zückte sein Notizheft und begann einen Davidstern zu zeichnen. Tannen war nach wie vor in sein Notebook vertieft. Plötzlich stürmte Weitz herein, murmelte ein »Entschuldigung« und setzte sich wie ein verspäteter Erstklässler mit durchgedrücktem Rücken und erwartungsfroh auf den Stuhl.

Auch Sienhaupt gesellte sich nebst Sessel zu ihnen.

»Also, was haben wir?«, sagte Mangold, doch noch bevor jemand antworten konnte, fuhr er fort: »Zunächst einmal einen äußerst ungeduldigen Kriminalrat Wirch, der Ergebnisse will. Und das, bevor die Bevölkerung durch nette Presseberichte über einen antisemitischen Mörder aus den Sofas gejagt wird. Wir wissen immer noch nicht, wer die Tote aus dem Tiefbunker ist.«

»Da bin ich dran«, sagte Weitz, wollte aber nicht weiter ins Detail gehen. Er verfolge eine Spur, müsse aber weitere Details überprüfen.

»Da sind Sie nicht der Einzige. Aber ich brauche Konkretes. Keine Spekulationen.«

»Die Frau hat noch keinen Namen, und wir wissen nicht, wie er sie da runtergeschafft hat«, sagte Hensen.

Mangold nickte.

»Dann haben wir einen toten Mann, der seine Rente als

Sargträger aufgebessert hat, eine tote Ägyptologin, die bei wissenschaftlichen Institutionen durchaus gefragt war und als Mäzenin fungierte.«

»Als Mäzenin«, wiederholte Weitz.

»Sie hat Geld für Grabungskampagnen gestiftet«, antwortete Tannen, dem anzusehen war, dass er Weitzens Unwissenheit für gespielt hielt.

»Sagt zumindest Vera«, warf Kaja dazwischen und sah Mangold mit leicht spöttischem Lächeln an.

Mangold räusperte sich und sagte: »Außerdem haben wir zwei in einem Park in Rendsburg vergrabene Leichen, bei denen man nicht mehr feststellen kann, ob sie die Torturen einer Wiederbelebung durchmachen mussten.«

»Zwei unserer Opfer haben unmittelbar vor dem Überfall …«, sagte Weitz, doch Mangold unterbrach ihn.

»Vor ihrer Ermordung.«

»Schön, vor ihrer Ermordung haben sie Nachrichten bekommen, sie hätten bei einem Glücksspiel gewonnen. Das deutet doch darauf hin, dass sich jemand Zutritt in ihre Wohnungen verschaffen wollte.«

»Kann sein«, meinte Hensen. »Muss aber nicht.«

»Identische Briefe«, sagte Weitz. »Was soll das für ein seltsamer Zufall sein?«

Mangold trommelte mit seinem Kugelschreiber auf seine Unterlagen.

»Spekulieren können wir später. Zurück zu dem, was wir haben. Bei zwei Toten haben wir Hinweise auf religiöse Todesrituale. Die alten Ägypter sind dabei, denn bei einem der Opfer haben wir einen Skarabäus im Magen gefunden. Außerdem war das Opfer mit Archäologie befasst. Beim für uns

zunächst ersten Opfer wissen wir das nicht, denn die Leiche ist verbrannt worden, bevor Kollege Weitz sich durchgerungen hat, uns an seinen Beobachtungen teilhaben zu lassen.«

»Erst als diese Wiederbelebungsgeschichte zwei Mal hintereinander vorkam …«, begann Weitz, doch er wurde von Tannen unterbrochen.

»Und die Sache mit den angehaltenen Uhren.«

»Genau, die angehaltenen Uhren.«

Mangold schlug eine Aktenmappe auf.

»Außerdem haben wir im Tiefbunker einige Zeilen aus dem Kaddisch, dem jüdischen Totengebet, gefunden.«

»Der Täter ist zweifellos ein religiöser Spinner«, sagte Hensen, »aber das ist noch nicht alles. Es muss ein weiteres Motiv geben.«

Kaja zog ein Blatt aus ihrer Mappe.

»Also VicCLAS führt uns nicht wirklich weiter. Religiöse Symbole und Bezüge finden wir bei sehr vielen Serientätern.«

»Dennoch: Könnte man dahinter auch etwas verbergen?«, fragte Hensen.

»Sicher. Dahinter verbirgt sich immer etwas.«

Hensen nickte nachdenklich, während Sienhaupt aufmerksam zuhörte. Sein Blick wanderte jeweils zu demjenigen, der gerade sprach, und verharrte dann knapp über dem Kopf.

»Raubmorde – und sonst nichts«, sagte Weitz.

»Und die Wiederbelebung der Opfer?«, fragte Tannen.

»Folter! Der oder die Täter wollten etwas in Erfahrung bringen, sich Zugang zu weiteren Wertgegenständen verschaffen.«

»Leider gibt es keine Hinweise, die eindeutig dafür oder dagegen sprechen.«

Kaja zog noch ein Blatt aus ihrer Mappe und sagte: »Gehen wir doch mal von einem Psychopathen aus, dann sieht alles danach aus, als wenn er etwas aus der Vergangenheit noch einmal erleben will.«

»Psychogelaber«, sagte Weitz, der sofort von Mangold zurechtgewiesen wurde: »Hier sagt jeder, was er denkt. Also, Kaja?«

»Die aufwändige Inszenierung am Tatort spricht für eine Umsetzung ausufernder Fantasien. Alles war bis ins Kleinste vorbereitet, wahrscheinlich hat er auch andere Gegenstände dabeigehabt, die er wieder mitgenommen hat.«

»Spekulation«, wiederholte Weitz.

»Richtig«, sagte Kaja. »Der Mann hat etwas erlebt und will es sich zurückholen, er will es noch einmal erleben. Es objektivieren, um es zu verarbeiten.«

»Da ist wohl wieder mal ein armes Würstchen bei der Arbeit«, sagte Weitz und sah Sienhaupt an.

»Kumpel, was sagst du dazu?«

Sienhaupt riss die Augen auf und duckte sich lachend unter die Tischkante.

Hensen schob seine Zeichnung von sich weg.

»Ich glaube nicht, dass diese religiösen Bezüge zufällig hergestellt wurden.«

»Nein, er zelebriert die Morde«, sagte Kaja. »Nur eine Sache stört.«

»Und zwar?«

»Etwas fehlt.«

»Noch eine Leiche?«, stöhnte Weitz und sah Kaja gereizt an.

»Viele Täter wollen mit ihren Taten in die Medien. Sie

inszenieren, weil sie die Öffentlichkeit beeindrucken, die Polizei herausfordern wollen. Oder eben weil sie eine Botschaft haben.«

»Sie sind mediengeil«, sagte Weitz. »Ebenso wie Amokläufer.«

»Genau«, sagte Kaja.

»Was haben denn Columbine und Erfurt mit unserem Fall zu tun?«, fragte Mangold.

Kaja zupfte an ihrem Ohrläppchen und sagte: »In allen Fällen sind die Täter nicht einfach ausgerastet und haben begonnen, Lehrer und Mitschüler abzuknallen. Sie haben das alles sehr genau inszeniert. Auch ihren Selbstmord.«

»Egokranke Arschlöcher«, sagte Weitz.

»Wie bei unserem Täter ging es ihnen um Dominanz«, fuhr Kaja fort. »Sie wollten zeigen, wer sie sind, was sie sind und vor allem, wozu sie fähig sind.«

»Worauf wollen Sie hinaus, Kaja?«, fragte Hensen.

»Derart aufwändig gestaltete Morde zielen eigentlich immer auf eine Öffentlichkeit ab. Jemand, den man stellvertretend dafür verantwortlich macht, dass man selbst ein Versager ist. Unser Täter aber will mit diesen Ritualen etwas erreichen.«

»Und was genau kann das sein?«, fragte Mangold.

»Keine Ahnung«, sagte Kaja. »Der Auslöser kann vom Tod eines geliebten Hundes über das Verschwinden einer Schwester bis hin zur Todesangst um die Mutter alles sein.«

Weitz stierte genervt zur Decke und sagte dann: »Wie soll uns das weiterhelfen? Ich weiß ja, dass ihr Psychoexperten immer mit einer Entschuldigung bei der Hand seid.«

»Das bin ich keinesfalls«, sagte Kaja scharf. »Nur mein Job

hier ist, durch ein ungefähres Psychogramm des Täters und unter Einbeziehung seines sozialen Umfeldes die Suche einzugrenzen. Ein Profil zu entwickeln, das dem Täter so nahe kommt wie möglich.«

»Was schlagen Sie vor?«, fragte Mangold sie.

»Wir müssen uns auf die Suche nach besonderen Ereignissen begeben.«

»Nach toten Hunden, unter denen dieses Arschloch so furchtbar gelitten hat?«

Mangold warf seinem Assistenten einen wütenden Blick zu.

»Weitz, Sie halten jetzt einfach mal Ihre Klappe! Kaja, ich sehe allerdings auch noch nicht genau, wo wir da anfangen sollen.«

»Was wäre mit einem Soldaten«, fragte Hensen. »Jemand, der bei einem Fronteinsatz traumatisiert wurde, zurückkehrt und hier anfängt, seine Erlebnisse in Afghanistan nachzuspielen?«

»Prinzipiell möglich«, sagte Kaja. »Allerdings glaub ich nicht daran.«

»Und warum nicht?«

»Ganz einfach. Wir haben keine islamischen Zeichen gefunden.«

»Vielleicht hebt er sich das auf? Wir sind ja auf diesen Stempel der Ausländerbehörde gestoßen.«

»Hensen, ich dachte, das ist eine Fälschung?«, fragte Mangold.

»Richtig, aber inzwischen gibt es auch einen echten Teilabdruck des Stempels der Hamburger Ausländerbehörde.«

Mangold machte Anstalten sich zu erheben und sagte:

»Wir dürfen das auf keinen Fall außer Acht lassen, am besten klemmst du dich mit Tannen dahinter. Ich möchte, dass alle

Informationen in Stichworten sofort an Sienhaupt gehen.«

»Sienhaupt hat ganz andere Probleme«, sagte Weitz und grinste.

»Was für Probleme?«, fragte Mangold.

»Nun, ich finde, wir sollten mal was für unseren Kumpel tun.«

»Was denn?«, wollte auch Hensen wissen.

»Seine Freundin hat Ärger mit der Ausländerbehörde.«

»Seine Freundin?«

»Da staunt ihr, was?«, sagte Weitz.

»Ich denke, der sucht Außerirdische, und in Wirklichkeit ist der hinter was ganz anderem her, der alte Schwerenöter. Was, Kumpel?«

Sienhaupt sah mit erstauntem Blick in Weitzens Richtung.

»Sienhaupt hat eine Freundin?«, fragte Kaja und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Tja, das vertraut er eben nicht jedem an. Die Frau heißt Vy Khanh und hat Ärger mit der Ausländerbehörde. Jedenfalls hat jemand aus der Behörde dauernd bei ihr angerufen.«

»Bei der Toten aus dem Fleet?«, fragte Hensen und brach die Spitze seines Bleistifts ab.

Wirchs Anruf erreichte Mangold, als er gerade am Hauptbahnhof entlangfuhr.

Mangold nahm die nächste Einfahrt und hielt an einem Taxistand, was umgehend mit Protesten der Fahrer quittiert wurde. Als zwei von ihnen leicht vorgebeugt auf sein Auto zumarschierten, schob Mangold das Blaulicht aufs Dach. Die Taxifahrer hielten inne, machten kehrt und stiegen wieder in ihre Wagen, während zwei andere fortfuhren, mit Sprühflaschen und Lappen ihre Windschutzscheiben zu bearbeiten.

»Es ist ein religiöser Fanatiker«, sagte Wirch. »Wir haben eine äußerst übel zugerichtete Leiche in Paris. Mit deutlichen Wiederbelebungsspuren.«

»Paris? Bis jetzt waren die Taten auf Norddeutschland beschränkt«, sagte Mangold.

»Nur weil wir die Untersuchungen nicht ausgedehnt haben. Als die Interpolmeldung hier einlief, gingen die Alarmglocken los. Schnappen Sie sich die Psychologin, Mangold, und fliegen Sie noch heute Mittag rüber.«

»Warum ausgerechnet Kaja Winterstein?«

»Weil wir Informationen brauchen, ob diese Taten zusammengehören.«

»Das ist doch kein …«

Wirch unterbrach ihn abrupt.

»Außerdem spricht Winterstein Französisch und Sie nicht. Oder haben Sie das in Ihren Personalakten verschwiegen?«

»Was ist mit den Ermittlungen hier?«

»Sie machen ja keinen Urlaub da! Es sind zwei Tage, mehr

nicht. Sehen Sie sich das an, reden Sie mit den dortigen Verantwortlichen. Mit ein wenig Glück hat er einen Fehler gemacht.«

»Aber es muss doch einen Grund dafür geben, warum wir so schnell informiert wurden?«, hakte Mangold nach.

»Es hat eine Inschrift in deutscher Sprache gegeben. Insofern gehen wir von einem deutschen Täter aus. Wir können nicht den großen Alarm von wegen Sonderkommission machen und uns dann nicht mal dort blicken lassen. Alle Infos habe ich Ihnen per E-Mail geschickt.«

»Wieder ein jüdisches Zeichen?«

»Der Mann wurde auf einem Pariser Friedhof ermordet.«

»Wie ist er gestorben?«

Wirch machte eine kurze Pause, bevor er antwortete:

»Er wurde gekreuzigt.«

*

»Langsam fügt sich was zusammen«, sagte Hensen.

Tannen, der die Amsinckstraße hinauffuhr, nickte.

Längs des Grünstreifens, der die beiden Spuren voneinander trennte, verlief ein Zaun.

Das Einwohnerzentralamt, in dem auch die Ausländerbehörde untergebracht war, wirkte wie ein wuchtiger Bunker, auf den die zahllosen Fensterscheiben aufgemalt zu sein schienen. Rote Ziegel und zwischendrin ein paar runde Fenster, die das Einerlei wohl auflockern sollten.

»Den Laden betritt niemand ohne ein mulmiges Gefühl«, sagte Hensen.

Tannen antwortete nicht und fuhr in die Tiefgarage des Gebäudes. Nach einigen Fragen und Telefonaten im

gesicherten Eingangsbereich wurden sie in das Zimmer eines leitenden Beamten geschickt.

Sie durchquerten einen Warteraum, in dem sicher dreißig Asylbewerber warteten.

Die meisten blickten mit ausdruckslosen Gesichtern vor sich ihn, einige lächelten jedoch, als Tannen und Hensen an ihnen vorbeigingen. Eine afrikanische Mutter stillte ihren Säugling, und ein südländisch aussehender Bewerber hatte seinen Stuhl von der Gruppe weggerückt.

Angst, dachte Hensen. Hier riecht es nach Angst.

Ohne zu klopfen betraten sie das Amtszimmer.

Das Erste, was Hensen an dem Amtsleiter auffiel, war sein schlecht sitzender Anzug, der an den Ellenbogen durchgescheuert war. Die Ärmel waren zu kurz, die Krawatte war fleckig.

»Womit kann ich Ihnen weiterhelfen?«, fragte der Mann und legte mit einer langsamen Bewegung seinen Bleistift in eine Schale.

Tannen zeigte seinen Ausweis, und der Mann, der sich als Heinz Schlage vorstellte, streckte ihnen die Hand entgegen.

»Sie stellen Nachforschungen über eine bestimmte Person an? Das hat mir zumindest der Kollege vom Eingang mitgeteilt.«

Hensen lächelte und zog das Foto der Vietnamesin aus der Tasche.

»Das sagt mir natürlich nichts. Vietnam, Korea, Thailand, Myanmar?«

»Vietnam«, sagte Tannen.

»Wir haben fünf Sachbearbeiter, die für Personen aus dem

asiatischen Raum zuständig sind. Aber ich bezweifle, dass die mit dem Foto etwas anfangen können. Außerdem scheint es älteren Datums zu sein.«

»Entschuldigung«, sagte Hensen und zog den Ausweis aus der Tasche, den Tannen in dem Karton des Fund-büros entdeckt hatte.

Der Beamte nahm das Dokument entgegen, als hätte man ihm eine abgenagte Fischgräte in die Hand ge-drückt.

»Hat das im Wasser gelegen?«, fragte er.

»Sehen Sie sich den Stempel an.«

»Eine dreimonatige Aufenthaltsgenehmigung. Was daran ist besonders?«

»Herr Schlage, wir ermitteln in einem Mordfall. Und da interessiert uns alles. Natürlich auch die Papiere eines möglichen Opfers.«

»Selbstverständlich. Aber ich kann nicht wissen, wer diesen Fall damals bearbeitet hat. Dem Datum nach … nun, es ist schon ein paar Jährchen her.«

»Stimmt«, sagte Tannen und deutete auf den Computerschirm.

»Wie wär's, wenn Sie den Namen eingeben und mal nachsehen?«

Schlage nickte und gab den Namen der Vietnamesin in ein Suchfeld ein.

»Ja, die war mal unsere Kundin.«

»Kundin? Wieso Kundin?«, fragte Tannen.

»Nur so eine Floskel.«

Aus dem Augenwinkel sah Hensen, dass Tannen seinen Oberkörper gefährlich vorschob.

»Menschen, Herr Schlage. Oder möchten Sie zu unserem

Kunden werden?«

»Entschuldigung, also womit genau kann ich Ihnen helfen?«

»Indem Sie uns jetzt ohne weitere Verzögerung sagen, was diese Frau genau wollte.«

Hensen sah das Pochen von Schlages Halsschlagader. Nervös suchte der Beamte die entsprechenden Daten.

»Also Frau Vy Khanh ist am 6. April 2003 hier erschienen und hat einen Asylantrag gestellt. Sie bekam eine dreimonatige Aufenthaltserlaubnis.«

»Und?«

»Am 6. Juni 2003 wurde sie erneut einbestellt. Wir haben … Ah ja, hier ist es. Der Antrag wurde ablehnend beschieden.«

»Warum?«, fragte Hensen.

»Ihre Anerkennung als politischer Flüchtling konnte nicht befürwortet werden.«

»Aber sind Sie dem nachgegangen?«

»Der Kollege hat das vorgelegte Material …«

»Was für Material ist das?«

»Das steht hier nicht.«

»Und was steht da?«, fragte Hensen mit betont lang gezogenen Worten.

»Der Nachweis einer politischen Verfolgung konnte nicht erbracht werden. Unklarheiten gab es auch nicht, deshalb keine Duldung.«

»Was passierte dann?«

»Frau Khanh wurde aufgefordert, innerhalb von zwei Wochen das Land zu verlassen.«

»Kein Aufschub?«

»Nein. Es gibt hier noch eine Notiz, dass auf unsere Bitte hin Ihre Kollegen die von ihr angegebene Adresse aufgesucht haben. Da war aber niemand mehr.«

»Wie lautet die Adresse?«

»Hammer Landstraße 4.«

Tannen zeigte auf die im Ausweis eingestempelte Aufenthaltsgenehmigung.

»Ist das Ihr Dienstsiegel oder wie immer man das nennt?«

Schlage hielt sich den Ausweis vors Gesicht und sagte: »Sieht so aus.«

»Und Sie fragen nicht nach, wo die Leute anschließend bleiben, wenn Sie sie rausgeschmissen haben?«, bohrte Hensen nach.

»Rausgeschmissen? Das Asylverfahren ist ein rechtsstaatlicher Prozess, wir sind verpflichtet …«

»Und was ist das?«, fragte Hensen. Er zog aus seiner Tasche eine Kopie des Papiers mit dem gefälschten Stempel, das neben den Skelettresten der Vietnamesin gefunden worden war.

Das Gesicht des Beamten hellte sich auf.

»Das ist eine Fälschung, ganz eindeutig. Kommt immer wieder mal vor. Woher haben Sie das?«

»Nur damit wir das nicht falsch verstehen«, sagte Tannen. »Sie prüfen ohne wirklich aussagekräftiges Material, ob eine Asylbewerberin politisches Asyl bekommt, lehnen den Antrag ab und schmeißen sie dann raus.«

»Es wird schon irgendwelches Material gegeben haben«, sagte Schlage. »Aber es ist nun mal so, dass die politische Verfolgung nachgewiesen werden muss.«

Hensen schob Schlage einen Zettel über den Tisch: »Wissen Sie, zu wessen Apparat diese Nummer gehört?«

»Die Liste ist ja von 2008!«

»Wissen Sie's?«

»Nein, das wechselt oft.«

»Ist es normal, dass ein Asylbewerber … sehen Sie hier … dass er zwölf Mal in einer Woche anruft oder angerufen wird?«

»Eher ungewöhnlich. Wir laden die Leute zu einem Termin …«

»Stimmt, Sie haben ja Kunden«, unterbrach ihn Hensen. »Wie erklären Sie sich das? Ich meine die häufigen Telefonate mit Ihrer Dienststelle?«

»Ganz ehrlich, ich kann es mir nicht erklären. Wir gehen so nicht vor.«

»Frage: Warum haben Sie die von der Frau angegebene Adresse noch einmal polizeilich überprüfen lassen wollen?«

»Wir hätten eine Abschiebung vornehmen müssen. Einige der Flüchtlinge sind da sehr starrsinnig. Wir lehnen den Antrag ab, und die bleiben einfach weiter in ihren Wohnungen und tun so, als wäre nichts passiert. Stecken den Kopf in den Sand.«

»Mich würde wirklich das Material interessieren, das herangezogen wurde«, sagte Hensen.

»Da müssten Sie schon den zuständigen Sachbearbeiter fragen.«

»Gut. Wo sitzt der?«

Schlage suchte erneut in seinen Daten.

»Ich verstehe das nicht«, sagte er nach einer Weile.

»Herr Schlage, was verstehen Sie nicht?«, fragte Tannen und stützte sich mit beiden Armen auf dem Schreibtisch ab.

»Bei den Vorgängen ist immer der Sachbearbeiter

angegeben.«

»Na und?«

»Aber hier fehlt der Name, und das ist vollkommen unmöglich. Der muss im Nachhinein gelöscht worden sein.«

Kaja und Mangold landeten am frühen Nachmittag auf dem Flughafen Charles de Gaulle. Sie stiegen in ein Taxi, und Kaja nannte dem Fahrer das Fahrtziel.

»Cimetière Montmartre?«, fragte er nach, und als Kaja nickte, meinte er: »C'est pour bientôt.«

»Was hat er gesagt?«, wollte Mangold wissen, dem das Grinsen des Fahrers nicht entgangen war.

»Ob es schon so weit sei.«

»Meint er den Friedhof oder Ihre Schwangerschaft?«

»Vielleicht beides«, erwiderte Kaja.

»Was ist mit Travenhorst? Der Mann wird wegen mehrfachen Mordes sein Leben hinter Gittern verbringen. Entweder in einem Gefängnis oder im Hochsicherheitstrakt einer psychiatrischen Anstalt.«

»Er sucht nach wie vor den Kontakt mit mir. Ich habe Ihnen ja von der Postkarte erzählt.«

»Das Aktfoto mit Ihrer Tochter und dem Vater?«

»Vielen Dank, dass Sie es so künstlerisch ausdrücken.«

»Nun, es ist eine Fotografie, die in einer Galerie und nicht in einem Pornoschuppen ausgestellt war. Sie sollten das vielleicht nicht überbewerten.«

»Haben Sie Kinder?«

Mangold verneinte.

Der Fahrer ordnete sich in die Spur des Autobahnzubringers zum Pariser Ring ein.

Für Mangold war es unerklärlich, dass der Verkehr bei diesem Andrang nicht zum Erliegen kam. Der Taxifahrer schimpfte auf

einen Pick-up, der ihn mit seinen Zementpaketen, die er auf der Ladefläche transportierte, geschnitten hatte.

Er drehte sich kurz um und sagte: »Le Périphérique.« Dann konzentrierte er sich wieder auf die Straße.

»Paris, meine Güte«, sagte Kaja, »das ist ewig her! Damals war ich hier mit einem alternativen Reiseunternehmen und meiner Gitarre unterwegs.«

Nachdem sie die Ringautobahn verlassen hatten und nach links in eine kleinere Straße eingebogen waren, entdeckten sie bald eine meterhohe Mauer aus Ziegelstein. Oben war sie mit Gras bewachsen.

»Voilà«, sagte der Fahrer.

Sie brauchten weitere zehn Minuten, um zum Eingang des Friedhofs zu gelangen, vorbei an Hunderten parkenden Motorrädern und -rollern.

»Ich habe Höhenangst«, sagte Kaja.

»Wie bitte?«, fragte Mangold.

»Ich wollte immer mal auf den Eiffelturm, aber ich hab mich damals nicht getraut.«

Mangold zahlte die 80 Euro für die Taxifahrt und ließ sich eine Quittung geben.

Zwei Säulen aus massiven aufgetürmten Granitquadern begrenzten eine eiserne, grün gestrichene Pforte, die einen Spalt geöffnet war.

»Sollten wir nicht die französischen Kollegen anrufen, damit die uns hier abholen?«, fragte Kaja.

»Wir werden die Stelle schon finden, sie soll in der Nähe von Heines Grab sein«, sagte Mangold.

Am Eingang neben dem Haus der Friedhofsverwaltung

befanden sich eine Tafel sowie ein Lageplan, auf der die berühmtesten Grabstätten aufgelistet waren.

»Dalida, Alexandre Dumas, Hector Berlioz, Vaslav Nijinsky … Manchmal würde ich ja gern an ein Leben nach dem Tod glauben«, meinte Kaja. »Langweilig wäre das bestimmt nicht.«

Mangold sah sich suchend um, doch von den französischen Kollegen war offenbar keiner in der Nähe. Er studierte mit Kaja die Karte der weit verzweigten Anlage, als ein uniformierter Polizist aus dem Verwaltungsgebäude stürmte, der sich im Gehen seine Mütze aufsetzte.

»Sie sind Kommissär Mangold?«, fragte er.

Kaja antwortete auf Französisch, was der Polizist mit einem anerkennenden Lächeln honorierte.

Gemeinsam gingen sie an den Gräbern vorbei, die sich je nach Zeitgeschmack üppig über das Gelände erstreckten oder sich in den flachen Bewuchs duckten.

»Die Namen können einen unter Strom setzen«, sagte Mangold schmunzelnd und zeigte auf einen Grabstein, auf dem der Name »Ampère« zu lesen war.

»Da vorne liegt Dalida«, sagte Kaja.

Schließlich erreichten sie Heines Grabstätte, die seine Büste zierte. Mangold blieb erstaunt davor stehen.

»Er bekommt immer noch frische Blumen!«

Der französische Polizist wartete höflich, doch seine angespannte Körperhaltung verriet, dass er die beiden deutschen Kollegen so schnell wie möglich bei seinen Vorgesetzten abliefern wollte.

Ein paar wohlgenährte Katzen huschten zwischen den Gräbern herum. Eine von ihnen setzte sich auf den Marmorstein und sah Mangold gelangweilt an.

An der nächsten Weggabelung entdeckte Mangold ein Polizeifahrzeug, das direkt vor einem opulenten Mausoleum parkte. Er fragte sich, wie es gelungen war, über die schmalen Friedhofswege bis hierher vorzufahren.

Das Mausoleum war einer antiken römischen Villa nachempfunden, der einst helle Stein war von den Abgasen der Großstadt mit grauen Schlieren bedeckt. Die Polizisten hatten es mit blau-weißem Flatterband weiträumig abgesperrt. »Famille Allendez« stand über der hölzernen Tür, die jetzt einen Spalt breit geöffnet war.

Der französische Kollege stellte sich mit einem Namen vor, den Mangold nicht verstand.

Kaja führte das Gespräch und dolmetschte zwischen Mangold und dem Polizisten.

Dass die Tür zur Kapelle offen war, sei am frühen Morgen von einem Mitarbeiter der Friedhofsverwaltung entdeckt worden. Da es bei der alten Bausubstanz durchaus vorkomme, dass Türen aus den Scharnieren fielen, habe er versucht, sie wieder zu schließen. Weil das ein heruntergefallener Zweig verhindert habe, habe er die Tür weiter geöffnet und hineingesehen.

Zwanzig Minuten später sei der erste Polizeiwagen eingetroffen. Wegen der »Absurdität« der Tat und der deutschen Schrift auf einem Zettel seien die Daten an die Präfektur übermittelt und sofort mit entsprechenden Hinweisen von Interpol abgeglichen worden.

Ja, er könne sich die »Hinrichtung« ansehen, man habe alle Spuren gesichert, mit dem Abtransport der Leiche jedoch gewartet, nachdem sich ein Kriminalrat Wirch aus Hamburg gemeldet habe.

Mangold ging einen Schritt auf die Kapelle zu und öffnete die

Tür. Ein junger französischer Polizist reckte den Hals nach vorn, um etwas zu erkennen, fuhr jedoch entsetzt zurück.

Modriger Geruch schlug Mangold entgegen. Fliegen summten an einer blinden kleinen Fensterscheibe. Die Leiche eines Mannes war an den Händen und den Füßen an ein Holzkreuz genagelt. Eine blaue Schärpe war um seinen Bauch und das Holz geschlungen. Auf dem Kopf trug der Ermordete eine Dornenkrone aus NATO-Draht, der tief in der Haut steckte. Auf dem Brustkorb waren deutlich die Abdrücke eines Defibrillators zu sehen, und an seinem rechten Mundwinkel klebte noch der Rest eines Pflasters, mit dem vermutlich ein Tubus befestigt worden war. Auf dem Altar lag der Zettel mit der Notiz auf Deutsch: »Viele sind berufen, aber nur sehr wenige sind auserwählt.«

Kaja hatte hinter Mangold den Raum betreten. Mangold sah, wie jede Farbe aus ihrem Gesicht wich.

Sie las den Zettel und sagte: »Matthäusevangelium.«

Mangold nickte.

»Das ist zweifellos die Handschrift unseres Täters«, sagte Kaja und floh rasch nach draußen ins Freie.

Mangold folgte ihr. Er wandte sich an den französischen Polizisten. Ob man den Mann auch entdeckt hätte, wenn die Tür nicht geöffnet gewesen wäre, fragte er.

Kaja übersetzte.

Der französische Kollege kratzte sich den Kranz seines schütteren Haares.

Kaja hörte ihm konzentriert zu, als er antwortete.

»Und?«, fragte Mangold.

»Er sagt, der Geruch, die Fliegen … es gebe viele Spaziergänger hier auf dem Friedhof, viele Touristen. Auch den

Gärtnern wäre sicher etwas aufgefallen. Hätte der Täter die Leiche verbergen wollen, hätte er nur eine marode Grabplatte beiseitestemmen und sie hinunterwerfen müssen. Da wäre sie nie gefunden worden.«

Mangold nickte. Ein junger Polizist sah in die Gruft, zuckte zusammen und gab einen kehligen Laut von sich.

Mangold hielt sich ein Taschentuch vor den Mund und betrat erneut die Gruft. Das Kreuz war gegen einen steinernen Altar gelehnt, auf dem ein zugestaubtes ewiges Licht und eine verwelkte Blume standen.

Neben einem schlichten Holzrahmen ohne Bild entdeckte er einen unscheinbaren Wachsfleck.

»Ja, das ewige Licht musste sein, damit die Inszenierung stimmt«, sagte Mangold mehr zu sich selbst. Er untersuchte die Tür, an der Spuren vom Abkleben der Ritzen sichtbar waren. Klar, es sollte kein Licht nach außen dringen. Der Täter wollte bei seiner nächtlichen »Arbeit« nicht gestört werden.

»Er hat sich eine geräumige Gruft ausgesucht, um genug Platz für seine Wiederbelebungsversuche zu haben«, sagte Mangold laut.

»Das Opfer muss unvorstellbar gelitten haben«, meinte Kaja, die sich neben die Tür gestellt hatte.

»Gut möglich, dass er erst nach Stunden verblutet ist«, sagte Mangold. »Kaja, fragen Sie die Kollegen mal, ob sie etwas über diese Familie Allendez wissen. Wer sich eine so große Gruft leisten kann, muss berühmt oder jedenfalls reich sein.«

Mangold ging ebenfalls ins Freie und bemerkte, wie der französische Kollege seine eben angezündete Zigarette mit irritiertem Gesichtsausdruck sinken ließ, als Kaja ihn auf die Familie Allendez ansprach. Dann begann er zu lachen und

antwortete Kaja etwas.

»Hab ich mich lächerlich gemacht?«, fragte Mangold.

»Also berühmt war der Familienvater, weil er …«

Kaja wandte sich an den Kommissar, um sich seine Antwort noch einmal bestätigen zu lassen.

»Und?«, fragte Mangold.

»Er war ein berühmter Schlachtenmaler. Seine Spezialität waren Seeschlachten.«

Mangold sah den Kommissar an und lächelte.

Plötzlich bog ein Polizeiwagen in den schmalen Weg ein. Ein Uniformierter sprang heraus und reichte dem Kommissar ein Stück Papier. Der warf einen Blick darauf und fluchte leise.

»Kaja, fragen Sie ihn bitte, was los ist?«

Dann trat er wieder in die Kapelle und betrachtete die Nägel, die der Täter dem Opfer durch Arme und Füße getrieben hatte. Mit ihren quadratischen Köpfen ähnelten sie Sargnägeln. Angst vor Lärm schien er nicht gehabt zu haben. Der Kopf des Opfers war leicht zur Seite geneigt, wie bei Darstellungen von Jesus am Kreuz.

Kaja rief Mangold heraus und sagte: »Sie haben den Mann identifiziert.«

»Und?«

»Es ist ein Museumsdirektor. Er leitete die Sammlung von Notre Dame. Exponate, die mit dem Bau der Kirche zu tun haben. Und er war zuständig für die Restaurierungsarbeiten an den Museumsstücken.«

»Notre Dame!«, sagte Mangold. »Das passt.«

Tannen und Hensen bogen von der Hammer Landstraße ab. Die Vorgärten in den Seitenstraßen waren ebenso trostlos wie die Fassaden der nach dem Krieg schnell errichteten Häuser. Verrostende Kinderschaukeln, Sandkisten, in denen sich das Laub von Jahren sammelte, und überquellende Müllcontainer.

»Beim Feuersturm über Hamburg ist der ganze Stadtteil hier weggefegt worden«, sagte Hensen.

Das fehlte Tannen noch: ein Vortrag dieses neunmalklugen Journalisten! Am liebsten wäre er dieser Spur allein gefolgt, doch der Chef wollte, dass sie es zu zweit durchzogen.

Hinter der angegebenen Adresse verbarg sich ein Ladenflachbau aus den sechziger Jahren. Die Fenster waren mit Plakaten fast vollständig überklebt.

Als Tannen und Hensen ausstiegen, stellte sich ihnen ein Junge im Alter eines Erstklässlers in den Weg. Er warf mit einem Kopfschütteln seine Haare aus dem Gesicht und machte ein ernstes Gesicht. Dann stopfte er die Hände in die Taschen seines Anoraks und stellte ein Bein vor.

»Hast du mal ’ne Banane?«, fragte er Tannen.

Der schüttelte den Kopf und tat einen Schritt auf das Haus zu. Unvermittelt warf der Junge sich auf den Boden und rieb sich den Bauch.

»Wozu denn eine Banane?«, fragte Hensen.

»Für den Zoo«, antwortete der Jungen.

»Du willst in den Zoo?«

»Nö, aber wenn man da hingeht, muss man Bananen mitnehmen oder anderes Zeug.«

»Was für Zeug?«

»Nüsse, weißt du das denn nicht?«

Der Junge machte eine Pause und schien angestrengt nachzudenken. Dann sagte er: »Also die Polizei weiß nicht, dass sie Nüsse in den Zoo mitnehmen muss?«

»Das war mir echt neu«, sagte Hensen.

»Okay«, sagte der Kleine. »Du kannst mir als Strafe einen Euro schenken.«

Der wird es weit bringen, dachte Hensen, fingerte eine Euromünze aus seiner Tasche und gab sie dem Jungen. Der sah sich den Euro prüfend an und ließ ihn dann in seiner Tasche verschwinden. Mit einer generösen Geste trat er zur Seite und gab den Weg frei.

Hensen suchte erfolglos nach einer Türklingel und drückte dann kurzerhand die Ladentür auf.

Der Vorraum war vollgestellt mit alten Regalen, Schuhen, zwei Kinderwagen, Fahrrädern und einem Rollator.

Tannen und Hensen durchquerten den Raum, Tannen klopfte an die nächste Tür.

Ein junger Mann öffnete, musterte sie kurz und sagte: »Kommen Sie rein.«

Auch an den Wänden des Büroraums hingen überall Plakate. Sie zeigten das Totenkopfemblem des FC St. Pauli, forderten Menschenrechte für Flüchtlinge ein oder riefen zu Deutschkursen auf.

»Ich bin überrascht!«, sagte Hensen. »Wir hatten hier eigentlich Wohnungen erwartet.«

»Die gibt es im hinteren Bereich. Wenn man das Wohnungen nennen kann. Aber da werden Sie niemanden antreffen.«

»Was ist das hier?«, fragte Tannen. »So eine Art Informationsbüro?«

»Anlaufstelle«, erwiderte der junge Mann. »Wir sind ein unabhängiger Verein.«

»Und was macht Ihr Verein?«

»Beratung von Migranten«, sagte der Mann und reichte Tannen ungefragt seinen Ausweis.

»Böge, Claus«, las Tannen. »Herr Böge, wir sind auf der Suche nach dieser Frau. Die muss hier mal gewohnt haben.«

Tannen zeigte ihm das Foto der Vietnamesin.

Claus Böge warf einen flüchtigen Blick auf das Foto und sagte: »Ich gebe keine Auskunft, und wir sind auch nicht verpflichtet dazu.«

»Ich verstehe Ihre Zurückhaltung«, sagte Hensen, »aber wir jagen keine illegalen Ausländer, sondern ermitteln in einem Mordfall.«

Böge nickte und sagte: »Ich kenne die Frau nicht.«

»Sie wurde getötet und dann in einen InnenstadtFleet geworfen.«

»Sie ermitteln wegen einer toten Migrantin? Das ist ja mal was ganz Neues.«

»Wie meinen Sie das?«, sagte Tannen scharf.

»Normalerweise interessiert das niemanden, schon gar nicht die Bu… … die Polizei.«

»Gibt es Nachbarn, die diese Frau kennen könnten?«

»Keine Ahnung«, sagte Böge. »Ich kann mal rumfragen. Wie war der Name?«

Hensen buchstabierte den Namen und fragte dann:

»Und wir können nicht mit den Leuten sprechen?«

»Diese Leute, wie Sie die Migranten ohne Papiere nennen, die gibt es gar nicht.«

»Was meinen Sie?«, fragte Hensen.

»Sie tauchen nicht auf. Sie bleiben unsichtbar. Von denen fährt keiner ohne Fahrschein, läuft über die Reeperbahn oder geht zu Festen, auf denen sie nach ihrem Ausweis gefragt werden könnten. Das sind Schattenmenschen.«

»Schattenmenschen«, wiederholte Hensen. »Und damit eignen sie sich besonders als Verbrechensopfer. Niemandem fällt ihr Verschwinden auf, es sei denn, eine Leiche taucht auf, die nicht ins Stadtbild passt.«

Böge nickte.

»Niemand hat da einen Überblick, aber es gibt einige, die helfen. Zahnärzte, Allgemeinmediziner … Manchmal bekommen wir auch Spenden.«

»Aber gibt es keine Treffpunkte, wo die Leute sich begegnen? Bestimmte Lokale oder Wohnungen?«, fragte Hensen.

»Genau das gibt es nicht«, sagte Böge. »Alles, was auffallen könnte, wird vermieden. Niemand weiß, wie viele Illegale hier in der Stadt leben, wo sie leben, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreiten.«

»Aber Sie sind doch so was wie ein Anlaufpunkt?«

»Dies hier ist nur ein Büro, und weil es von Ihren werten Kollegen überwacht wurde, ziehe ich andere Orte vor, um mich mit ihnen zu treffen.«

»Worin genau besteht Ihre Arbeit?«

»Wollen Sie jetzt tatsächlich das Berufsbild eines Streetworkers wissen? Ich berate in rechtlichen Angelegenheiten, alles zum Ausländerrecht, sage, wo man es mit einer Arbeit versuchen könnte, vermittle Ärzte, manchmal

bringe ich Verwandte zusammen. Die Leute können oft noch nicht mal lesen, wohin die nächste U-Bahn fährt.«

»Und wer bezahlt Sie?«, fragte Hensen.

»Die evangelische Kirche, europäischer Sozialfonds und private Spender.«

»Könnte die Frau in irgendwelche illegalen Aktivitäten verwickelt gewesen sein?«, fragte Tannen.

»Klar, sie war illegal in Deutschland.«

»Ich meine eher so was wie Bandentätigkeit, Zigaretten, Drogen …«

Böge lachte und schüttelte den Kopf.

»Sie haben mich nicht verstanden. Die Illegalen sind die gesetzestreuesten Bewohner Hamburgs. Selbst Schwarzfahren führt zur sofortigen Ausweisung. Die gehen nicht mal über eine rote Ampel.«

»Wir suchen einen Mörder, und es ist gut möglich, dass er seine Opfer gerade in Ihrer Klientel sucht.«

»Klar«, sagte Böge und nahm die Visitenkarte entgegen, die Tannen ihm reichte.

»Ach, der Junge da draußen …«

Böge lachte wieder.

»Er ist talentiert, nicht?«

»Wie meinen Sie das?«

»Er ist hier unser Wächter. Er schindet Zeit, wenn die Polizei aufläuft. Damit die Gäste verschwinden können. Er macht seinen Job wirklich prima. Wenn Ihre Leute sich nicht in ein Gespräch verwickeln lassen, beißt er ihnen einfach ins Bein.«

*

Typisch. Mangold hatte sich und der Psychotante mal wieder

das Sahnestück – Paris – auf den Teller gelegt, während er sich hier in Hamburg die Sohlen ablief.

Weitz parkte den Wagen neben dem zentralen Omnibusbahnhof, der mit seiner neuen Glaskonstruktion aussah wie ein gläserner Tortenheber.

Das Traditionslokal genau gegenüber dem benachbarten Hauptbahnhof hatte um diese Uhrzeit neben Touristen die trinkenden Einheimischen zu Gast. Der spindeldürre Kellner musterte Weitz von der Seite und wartete stumm auf seine Bestellung.

Weitz orderte ein Bier und sah sich um. Die Kneipe war aufgeteilt in kleine, durch Holzwände voneinander abgetrennte Kojen.

Am Tresen saß ein Mann in billigem Anzug. Neben ihm stand eine breite Aktentasche. Sicher ein reisender Vertreter, der keine Lust auf die Heimfahrt und auf das auf ihn wartende nette Frauchen hatte.

Draußen eilten die Menschen den Glockengießerwall entlang. Immer wieder tauchten Passanten auf, deren neugieriger und zugleich ängstlicher Blick typisch für Besucher war, die vom Land kamen und die gefährliche Großstadt erkundeten.

Es gab noch eine dritte Gemeinsamkeit zwischen Kluge und Harnich – abgesehen von dem Gewinn und davon, dass beide Sammler gewesen waren: Sie hatten beide etwas mit Tod zu tun gehabt. Kluge war Sargträger auf einem kleinen Heidefriedhof gewesen, und Harnich hatte Mumien ausgebuddelt. Beide waren sozusagen vom Fach gewesen, ebenso wie die Mitglieder der Mordkommission. Hatte der Täter die beiden ausgewählt, weil sie sich mit Leichen beschäftigten? Er musste dem nachgehen. Einen Schritt nach dem anderen.

Er durfte die Spur »Raubmord« nicht aus den Augen lassen. Mit Sicherheit würde er bald auf wertvolle Antiken stoßen. Wenn die Hobbyarchäologin schon Ausgrabungen finanziert hatte, dann musste sie auch Wege gefunden haben, sich ihre Anteile zu sichern. Doch das ließ sich schwer beweisen, denn Harnich war sicher nicht so dumm, die Artefakte auf einer Liste zu verewigen.

Weitz sah hinüber zu einem älteren Ehepaar, das im Sonntagsstaat in einer der Kojen saß. Die beiden waren sicher über siebzig und schienen das gemeinsame Glas Bier immer noch zu zelebrieren. Der zwar sauberen, jedoch abgetragenen Kleidung nach dürften sie sich dieses Ritual vom Mund absparen.

Der Kellner kassierte bei ihm ab, strich sich über seinen Schnauzer und räumte das Glas und den Bierdeckel weg, auf dem er das Bier mit einem Strich notiert hatte.

Eine halbe Stunde schob sich Weitz durch den Feierabendverkehr bis zum Völkerkundemuseum. Hier sollte es neben einer Goldkammer mit antikem Schmuck auch eine ägyptische Abteilung geben.

Er betrat den Raum, betrachtete eine ägyptische Mumie, Tonkrüge und Amulette, die in Glaskästen ausgestellt waren, und fragte dann bei einem der Museumsaufseher nach einem Experten für ägyptische Artefakte.

Eine Frau in olivgrünem Hemd und dunkelblauer Krawatte wies ihm den Weg in den Verwaltungstrakt.

»Da fragen Sie mal bei Doktor Klee, der macht auch die Schätzungen.«

»Was für Schätzungen?«

»Na, einige kommen mit ihren Stücken und lassen sie

begutachten.«

Klee erwies sich als ein untersetzter Mittfünfziger. Sein abstehender grauer Haarkranz erinnerte Weitz an Polizeirat Wirch. Auch die Größe passte. Vielleicht sollte man mal eine Freakparty im Polizeipräsidium veranstalten.

»Die Zeit eilt, und Sie könnten uns bei unseren Ermittlungen weiterhelfen.«

Weitz glaubte selbst nicht, was er da sagte. Wenn das Schiermacher von der Internen gehört hätte!

»Womit kann ich denn helfen?«

»Es geht um Antikenschmuggel«, sagte Weitz.

»Beliebter Volkssport.«

»Das ist sehr verbreitet?«

»Sehen Sie sich doch nur um. Im Grunde ist das Meiste geschmuggelt worden. Den Grundstock fürs Museum hat eine Südseeexpedition gelegt, bei der dann alles eingesackt wurde, was man kriegen konnte.«

»Ich meinte mehr den aktuellen Handel mit Artefakten.«

»Da wird's schon komplizierter, aber es gibt immer noch Touristen, die sich auf Basaren und Märkten auf die Suche nach alten Stücken machen. Der Kauf ist streng verboten.«

»Das schreckt die Leute aber nicht ab?«

»Leider nicht. In einigen Ländern geht man dafür jahrelang ins Gefängnis. Und das sind weiß Gott andere Gefängnisse, als wir sie haben. Doch die meisten werden ganz anders bestraft.«

»Und das heißt?«

»98 Prozent der Stücke sind gefälscht, wurden in China hergestellt und dann leicht verändert. Ein paar Wochen vergraben, damit die Patina stimmt, und dann wird das Zeug

einigen Idioten als Schatz aus Raubgrabungen verkauft.«

»Aber diese Raubgrabungen gibt es noch?«

»Leider. Und zwar nicht zu knapp. Es gibt da einen schwunghaften Handel.«

»Mit wem?«

»Das sind organisierte Banden, die meistens mit sehr reichen Interessenten Kontakt halten. Die Stücke verschwinden dann in irgendwelchen gut verborgenen Sammlungen, wo die stolzen Besitzer sich daran das Herz erwärmen können.«

»Und die Raubgrabungen in Ägypten?«

»Da gibt es Familien und ganze Dorfgemeinschaften, die das gemeinsam betreiben. Man hat mit Ankaufprogrammen versucht, das einzudämmen, aber letztlich setzt der bessere Preis sich durch. Da können wir als Museum nicht mithalten.«

»Und Ihre Stücke sind in Ordnung?«

»Wir können die Herkunft der meisten Exponate nachweisen. Bei Neuerwerbungen verlangen wir Zertifikate, aber ganz sicher ist man nie. Und es gibt eine zentrale Datenbank, in der gestohlene Stücke vermerkt sind.«

»Gestohlene Stücke?«

»Das Meiste kommt aus Sammlungen. Da werden Museumswärter bestochen, die in der Regel sehr wenig verdienen. Wir hatten vor ein paar Jahren auch einen Fall, da gab es einen regelrechten Ring in der ägyptischen Antikenverwaltung. Chef der Bande war ausgerechnet jemand, der mit der Rückforderung von ins Ausland geratenen Stücken befasst war.«

»Halten Sie es für möglich, dass eine deutsche … nun nennen wir es Hobbyarchäologin sich auf die Suche …«

»Nein«, sagte Klee. »Das wird äußerst streng überwacht. Jeder Fund wird registriert, es sind staatliche Aufpasser dabei, und außerdem drohen hohe Gefängnisstrafen, die Europäer bei den Haftbedingungen meist nicht überleben.«

»Aber jemand mit guten Beziehungen, jemand, der mit den offiziellen Archäologen hier eng zusammenarbeitet?«

»Ausgeschlossen. Niemand riskiert das. Er würde nicht nur weggesperrt, sondern jeglichen Kontakt, jede Anerkennung verlieren. Auf dem Schwarzmarkt sind ganz andere Leute am Werk.«

Weitz trat einen Schritt auf Klee zu und fragte, ob es Sammler gebe, die Stücke zu einem bestimmten Thema suchten, so über die Jahrhunderte hinweg.

»Was meinen Sie?«

»Jemand der Stücke zum Thema Essen oder Tod sucht.«

»Sicher«, sagte Klee. »Da gibt es eine Menge Privatsammlungen. Ich kenne jemanden, der sammelt nur Löffel und Essstäbchen.«

»Kennen Sie zufällig jemanden, der sich um Artefakte rund um das Thema Tod interessiert?«

»Klar«, sagte Klee. »Versuchen Sie es mal im Wiener Bestattungsmuseum.«

»Und Privatsammler?

»Hans Fahling, fragen Sie den.«

Du hast den Tod berührt. Du weißt, worum es geht. Ich sehe deine Opfer. In deinen Augen. Es wird gleich dunkel werden, kein Licht mehr, keine Hoffnung, kein Ausweg, keine überraschende Wende. Geh den Weg zu Ende. Da findest du eine Tür, an die du klopfen kannst, hörst du? Aber du musst alle Hoffnung fahren lassen. Es gibt nichts, auf das du bauen könntest.

Nein, nein, wehre dich nicht, wenn die Seelen deiner Opfer dich erwarten. Dein Stöhnen lenkt nur ab.

Es gibt jetzt kein Zurück mehr. Du musst ihnen begegnen. Es geht nicht anders. Es ist das Gesetz des Lebens und des Sterbens. Du bekommst schlecht Luft? Ich werde ein Loch in das Klebeband schneiden. Niemand hört dein Schreien. Du liegst auf dem Altar. Dein Blut rinnt.

Kannst du dich an ihre Gesichter erinnern? An die Überraschung in ihren Augen? Das Brechen ihres Blicks. Das Zusammenfallen ihrer Körper, aus denen alle Kraft gewichen ist? Siehst du? Siehst du sie fallen?

Ein letztes Mal. Hast du das gespürt, was von ihnen kommt und in dich hineinkriecht? Dir den Schauer bereitet, dieses unglaubliche, dieses einzigartige Gefühl? Diesen Augenblick der Unsterblichkeit?

Und die Kälte, die von dir Besitz ergreift? Oh ja, ich weiß, wie es war. Wie es immer wieder und wieder war. Du musstest es tun, nicht wahr? Du musstest. Niemand konnte ES aufhalten. Du warst wehrlos gegen dieses Gefühl, diesen ungeheuerlichen Trieb. Du warst auch ein Werkzeug, nicht wahr?

Schließ jetzt die Augen und höre auf zu wimmern. Vergeude die Kraft nicht, die dir bleibt.

Ich werde dich untersuchen. Es wird schmerzen, aber so bin ich dir noch näher, wenn du dich auf den Weg machst.

Ich werde es jetzt einführen … nein verkrampf dich nicht. Es sollte so sein. Es muss.

Das hattest du doch auch für deine Opfer beschlossen, nicht wahr? Und erzähl sie mir. Deine Geschichte. Die Geschichte des Lebens, das jetzt zu Ende geht.

Die Kommandeure der Feldjäger, die die Aufgaben der Militärpolizei wahrnahmen, lehnten eine Zusammenarbeit mit der Polizei weiterhin ab.

»Aber Sie unterstehen dem Verteidigungsministerium«, sagte Hensen.

»Versuchen Sie dort Ihr Glück«, sagte der Hauptmann am anderen Ende der Leitung.

Schließlich seien nationale Interessen tangiert, da dürfe es keine Schnellschüsse geben. Dennoch versicherte der Oberleutnant am anderen Ende der Telefonleitung, dass ein offizieller Einsatz eines Stempels der Ausländerbehörde zur Beschaffung von Informationen ganz und gar ausgeschlossen werden könne.

»Das verstößt gegen das Völkerrecht«, sagte der Offizier.

Hensen knallte den Hörer auf die Gabel und fluchte. Am liebsten hätte er diese Leute mit einem kleinen Artikel zum Tanzen gebracht. Doch jeder Chefredakteur, der sich da rantraute, hätte von ihm Beweise verlangt. Ohne den Abdruck des gefälschten Stempels war das völlig aussichtslos. Für eine handfeste Story brauchte er mehr Material.

Außerdem hätte er Weitz zu diesem verrückten Sammler begleiten sollen.

Die Ermittlungen liefen gehörig aus dem Ruder, und es war höchste Zeit, dass Mangold Ordnung in das Chaos brachte. Sie hatten einen Haufen Informationen gesammelt, doch keine Spur zum Täter. Ganz zu schweigen von dem Motiv oder der genauen Zahl seiner Opfer. Nein, er musste mit Mangold reden, sobald der mit Kaja aus Paris zurück war.

Er bewegte sich in die Küche, um sich einen Espresso aufzubrühen. Als er das Pulver ins Sieb füllte, ging sein Handy.

»Sind Sie immer noch interessiert an Informationen über Vy Khanh?«

Hensen erkannte die Stimme von dem Sozialarbeiter Claus Böge sofort.

»Sicher. Will vielleicht doch jemand mit uns sprechen?«

»Kommt drauf an«, sagte Böge.

»Auf was?«

»Darauf, dass Sie seine Bedingungen akzeptieren. Sie kommen allein. Und Sie vergessen sein Gesicht. Ich habe ihm gesagt, dass Sie als Journalist ein Zeugnisverweigerungsrecht haben. Das haben Sie doch?«

Sicher, er hatte sich in seinem Arbeitsvertrag mit der Polizei zur Verschwiegenheit hinsichtlich polizeiinterner Informationen verpflichtet. Aber da hatte nichts davon gestanden, dass er seine eigenen Informationen preisgeben musste.

»Einverstanden. Wo?«

»Museumsschiff Cap San Diego, 11 Uhr. Und Sie kommen allein.«

Der Treffpunkt war nicht schlecht gewählt. Wer immer ihn da erwartete, konnte schon von Weitem sehen, ob Hensen allein über die Landungsbrücke kam oder nicht.

Bevor er das Präsidium verließ, schlug er Tannen vor, sich mit Sienhaupt um den Telefonanschluss zu kümmern, von dem aus die Ermordete immer wieder angerufen worden war.

Kurze Zeit später parkte Hensen seinen Wagen unter der U-Bahn-Brücke.

Um diese Uhrzeit spazierten nur vereinzelte Touristen an den

Anlegern vorbei, blieben ab und zu stehen und beobachteten den Schiffsverkehr.

Normales Hafentreiben. Unter ihm verließen die Teilnehmer einer Rundfahrt die Barkasse und machten erste schwankende Schritte auf den Steg. Zwei Frauen kreischten laut, als der Ponton zu schwanken begann. Sie packten sich energisch bei den Händen und strebten der Landungsbrücke zu.

Vor ihm lag die Cap San Diego. Weißer Schwan des Südatlantiks und einst Stückgutdampfer, der in den sechziger Jahren Bananen, Holz oder Kaffee von Südamerika aus nach Hamburg geschafft hatte. Seit einigen Jahren lag sie als Museumsschiff fest vertäut im Hamburger Hafen und bot neben Räumen für Ausstellungen auch Übernachtungsmöglichkeiten.

Hensen duckte sich durch eine Luke und ging den Niedergang hinunter. Der oder die große Unbekannte würde ihn schon finden.

Hensen passierte den Gang an der monströsen Schiffsmaschine entlang und betrachtete dann in einem der ehemaligen Lagerräume eine Fotoausstellung, die das Leben und Arbeiten im Hafen zeigte zu einer Zeit, als noch keine Werbeagenturen, Event-Firmen und schicke Stahl-Glas-Hochhäuser die Speicherstadt erobert hatten.

Nachdem Hensen zur Schiffsbrücke hinaufgestiegen war, sprach ihn ein bestimmt zwei Meter großer dunkelhäutiger Mann an.

»Sie sind der Journalist?«, fragte er in perfektem Deutsch.

Hensen nickte.

Der Mann spähte vorsichtig durchs Seitenfenster, und dann widmete er sich Hensen.

»Sie kennen Vy Khanh?«, fragte Hensen.

»Haben Sie ein Foto?«

Hensen zog das Bild aus der Tasche. Der Mann warf einen Blick darauf und zuckte zusammen. Hensen sah, dass eine Träne über seine Wange rollte.

»Sie ist tot?«, fragte der Mann.

Hensen nickte und ließ ihm Zeit, sich wieder zu fassen. Mit einem karierten Taschentuch wischte er sich die Träne aus dem Gesicht.

»Entschuldigung«, sagte er.

»Sie waren zusammen?«, fragte Hensen.

Der Mann nickte.

»Ich dachte, sie ist abgeschoben worden.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie hat keine Verlängerung bekommen.«

»Keine Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis?«

»Sie war so zuversichtlich. Sie hat von einem Papier geredet, das sie bekommen würde.«

»Wieso sprechen Sie so gut Deutsch?«

»Goetheinstitut und … na ja, ich bin schon ein paar Jahre hier.«

»Die Papiere … wissen Sie, ob das offiziell über die Ausländerbehörde lief?«

»Nicht in der Ausländerbehörde. Der Mann hat sich mit ihr getroffen.«

»Sicher, die Bezahlung.«

»Welche Bezahlung?«, sagte der Mann. »Er hat mit ihr geschlafen. Sie hat gesagt, sie denkt an etwas anderes. Sie hat gesagt, das hat nichts zu bedeuten. Ich wollte das nicht, aber sie

hat gesagt, so bleiben wir zusammen.«

»Und was ist dann passiert?«

»Ich habe sie gesucht. Vier Wochen lang habe ich sie gesucht.«

»Wissen Sie, wo sie sich mit dem Mann getroffen hat?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Hat sie irgendetwas darüber gesagt? Einen Namen, eine Beschreibung, irgendwas?«, fragte Hensen. »Es ist wirklich sehr wichtig.«

Der Mann sah hinaus auf das Hafenbecken. Das Weiß in seinen Augen war mit roten Äderchen durchzogen. Die Ärmel seines Anoraks waren zu kurz und seine Schuhe abgelaufen.

»Hat sie wirklich gar nichts gesagt?«

Der Mann strich mit den Fingerspitzen über die Scheibe und sagte: »Ein feines Schiff. Die Knochen dieser Lady knirschen, aber es ist ein feines Schiff. Ein wenig zu alt. Und sie hat keine Arbeit mehr.«

Dann drehte er sich zu Hensen um und meinte:

»Er hat den Stempel. Das hat sie gesagt: Er hat den Stempel.«

*

Weitz bog von der Straße ab und schlug den Weg zum Falkensteiner Ufer ein. Der Wagen hoppelte über das Kopfsteinpflaster die abschüssige Straße hinunter. Vorbei an einem klotzigen, gelben Gebäude.

Hinter dem Falkensteiner Wäldchen bog er rechts ab und sah schon von Weitem die mächtige gusseiserne Hausnummer, die an einer weißen Steinsäule angebracht war.

»Sie sind also der Polizist, der sich für Gevatter Tod

interessiert?«, begrüßte ihn der dickliche Mann am Eingang und bat ihn ins Haus.

Hans Fahling trug eine Khakihose und ein sehr weites Bermudahemd. An seinem Handgelenk schlackerte eine schwere Goldkette.

Seltsame Aufmachung für einen Blankeneser Villenbesitzer, dachte Weitz und folgte dem Mann durch das mit einem Marmorkamin ausgestattete Wohnzimmer. Hinter der Fensterfront sah man auf eine parkähnliche Anlage.

»Ihr Kollege hat bei unserem Telefonat gar nichts dar-über gesagt, in welcher Abteilung Sie arbeiten. Diebstahl, Sitte?«

»Mordkommission«, antwortete Weitz. »Und es handelt sich hier um eine Routinebefragung. Genaueres darf ich Ihnen leider nicht mitteilen.«

»Auf alle Fälle wollen Sie meine Sammlung sehen«, sagte der Mann. »Oder hab ich das falsch verstanden?«

»Nein, das ist ganz richtig. Ein Herr Klee vom Völkerkundemuseum …«

»Ach, der kann sich an mich erinnern?«, fragte Fahling. »Haben Sie es eilig, oder wollen Sie einen Kaffee?«

»Leider drängt es ein wenig«, sagte Weitz.

Scheiße, wenn er so weiterredete, bekam er noch die goldene Palme für seine Arschkriecherei hinten reingeschoben …

Fahling bot ihm Wasser an. Als er auch das ablehnte, füllte Fahling sich selbst ein Glas, nahm einen Schluck und sagte: »Na, dann folgen Sie mir mal in die Gruft.«

Durch den Flur ging es in einen Nebentrakt und dann eine unscheinbare Treppe hinunter in den Keller. Sie passierten eine Stahltür, die mit einem Zahlenschloss versehen war. Es folgte eine weitere Gittertür, dann ein samtener Vorhang.

Ein riesiger Kellerraum breitete sich vor Weitz aus.

»Hier sehen Sie, was ich so in meinem Leben zusammengetragen habe. Und da Sie von der Mordkommission sind, gestehe ich es gleich: Ich fröne einer seltsamen und außerordentlich verdächtigen Leidenschaft.«

Beim Wort »verdächtig« zog er die Augenbrauen in die Höhe und breitete dann seine Arme aus.

»Wollen Sie sich in aller Ruhe umsehen, oder soll ich eine kleine Führung veranstalten?«

»Mir wäre lieber, wenn ich ein paar Fragen stellen könnte.«

»Draußen im Garten habe ich noch eine Sammlung mit Grabsteinen. Die gehen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Auch ein paar Grabplatten aus Klöstern kann ich Ihnen bieten. Sind schwer zu bekommen.«

»Was genau sammeln Sie?«

»Alles, was mit dem Tod, Bestattungen, Riten zu tun hat. Aber eben auch ganz alltägliche Dinge. Da hinten habe ich eine kleine Abteilung mit Instrumenten, die für Hinrichtungen genutzt wurden. Das wird Sie sicher interessieren.«

»Haben Sie hier den Elektrischen Stuhl oder was?«

»Bei den Energiepreisen?«

Hans Fahling stieß ein meckerndes Lachen aus, bevor er fortfuhr: »Aber ich kann Ihnen mit einem Fallbeil aus den Zeiten der Französischen Revolution dienen, oder mit Handbeilen, die Ende der dreißiger Jahre im Keller von Santa Fu benutzt wurden. Dann haben wir noch eine Garotte, das ist so eine spanische Halsschlinge … wirklich unangenehm, wenn Sie mich fragen.«

»Ich weiß, was eine Garotte ist«, sagte Weitz. »Sie interessieren sich also für Hinrichtungen?«

»Am Rande«, sagte Fahling. »Sie finden da hinten Särge, die aus Angst vor Scheintod mit Klingeln ausgestattet wurden. Gleich daneben religiöse Gegenstände, die von Priestern bei der letzten Ölung genutzt wurden. Und auch eine Sammlung mit Knochensplittern von Verbrennungen aus Indien. Dann gibt es noch ein paar Gegenstände, die als Heiligenreliquien verehrt wurden und bei denen ich nicht weiß, ob sie echt sind. Oder wie wär's mit Sargnägeln, einer Fotosammlung zu Särgen und Gedenksteinen, einem Totenkarren aus der Pestzeit oder Masken, die den Tod symbolisieren?«

»Wie kommt man darauf, all dieses Zeug zu sammeln?«, fragte Weitz.

Hans Fahling sah ihn mit Kinderaugen an und meinte: »Sagen Sie es mir.«

Dann führte er ihn in einen weiteren Raum, der ebenfalls mit religiösen Gegenständen gefüllt war. Auch diese Stücke hatten im weitesten Sinne mit dem Tod zu tun.

Dazu gehörten als Prunkstücke ein Hammer aus Tibet, dessen Stiel aus einem Oberschenkelknochen gefertigt worden war, daneben zwei Schrumpfköpfe und eine Flöte, aus einem Ellenknochen geschnitzt.

»Das ist pervers«, sagte Weitz.

Fahling sah ihn betrübt an.

»Ich glaube, da haben Sie Recht.«

»Und warum sind die Vitrinen da leer?«, fragte Weitz.

»Zwei Schädel von Aborigines aus Australien.«

»Und wo findet man so was?«

»Skelettjäger. Kopfgeld, Sie verstehen? Sie haben die Knochen im Auftrag der deutschen Wissenschaftler um die Jahrhundertwende nach Deutschland geschickt. Die neu

gegründete Anthropologie war ganz vernarrt in Schädel. Wegen der Rasse-und Abstammungstheorien, die damals groß in Mode waren.«

»Und was ist mit den Schädeln?«

»Das war mir nun wirklich zu heiß«, sagte Fahling. »Ich hab sie zurück nach Australien geschickt. Dort werden sie von den Einheimischen bestattet.«

»Zu heiß?«

»Ich bin ein abergläubiger Mensch und, auch wenn Sie es mir nicht glauben wollen, ich lebe gern. Sehr gern. Nach der Religion der Aborigines müssen die Toten in der heimatlichen Erde begraben werden, damit das Gleichgewicht des Lebens und Sterbens nicht aus den Fugen gerät. Und weil die Seelen zu den Knochen zurückkehren würden.«

»Und da trennen Sie sich einfach …«

»Oh ja«, sagte Fahling. »Wenn man so etwas sammelt, bekommt man großen Respekt. Ich hatte auch einen Herero-Schädel, der im Auftrag von Anthropologen … nun ja, beschafft wurde.«

»Was heißt das, beschafft?

»Es wurden Kopfgeldjäger dafür bezahlt. Es sind tatsächlich Menschen für diese abstruse Forschung gestorben.«

»Und diese Schränke?«

»Uniformen der Sargträger. Die Ecke gehört zu den heutigen Riten. Und die sind manchmal auch ganz schön bizarr.«

»Was zum Beispiel?«

»In Hamburg heißen die Totenträger ›Reitende Diener‹. Die haben nicht nur seltsame Uniformen, sondern auch eine merkwürdige Schrittfolge. Sie wackeln.«

»Und was soll das?«

»Wahrscheinlich sollte damit jeder Scheintote wieder zum Leben erweckt werden. Vor dem Scheintod haben viele Leute heute noch Angst. Aber auch andere Riten und Ängste sind interessant: Fell versaufen, Hände, die aus der Friedhofserde kommen …«

»Auf die Abteilung Horror hab ich schon gewartet«, sagte Weitz.

»Das ganze Regal dahinten ist voll mit Geschichten und Berichten von Totengräbern und Sargträgern. Historisches, Augenzeugenberichte …«

»Was kann daran interessant sein?«

»Na ja, die müssen die Toten nicht nur zu Grabe tragen, sondern auch die alten Särge beseitigen. Da gibt es sehr robuste Eichensärge, die aufgestoßen werden müssen, und was die Leute da sehen, das ist natürlich interessant. Nachgewachsene Nägel, lange Haare, Mumifizierungen, je nach Beschaffenheit der Erde … Es gibt in Italien eine Kinderleiche, die …«

»Aber wer will solche Horrorstorys hören? Über die vor zwanzig Jahren gestorbene Tante Emmi, die in ihrem Sarg immer noch so bescheuert aussieht wie zu Lebzeiten?«

»Eine ganze Menge Menschen«, sagte Fahling. »Und wer sich für den Tod interessiert, spricht zuerst die an, die jeden Tag damit zu tun haben.«

Weitz zuckte zusammen. Natürlich! Es war sehr gut möglich, dass es einen Kontakt gegeben hatte! Vorausgesetzt, der Täter wählte seine Opfer sorgfältig aus. Und dafür sprach einiges. Er musste nur an die richtige Tür klopfen! Genau, wie der Täter es gemacht hatte.

*

Nach dem Mittagessen im Quartier Latin überquerten Kaja und Mangold den Pont Saint-Michel, um am Quai des Orfèvres entlang zur Kathedrale Notre Dame zu spazieren.

Ein Lastkahn zog die Seine entlang. Im offenen Frachtraum türmte sich Bauschutt. Ein chinesisches Touristenpaar fotografierte das Seineufer, ein Straßenmusiker stimmte seine Geige.

»Da drüben hatte Maigret oft zu tun«, sagte Mangold und deutete auf den großen Komplex, in dem die Préfecture de Paris war.

»Simenon war wirklich ein großer Profiler«, sagte Kaja versonnen. »Erstaunliche Menschenkenntnis. Ich würde gern wissen, wie er heute von den Opfern und Tätern denken würde.«

»Sie meinen wegen der Brutalität, mit der wir es zu tun haben?«

Kaja nickte. »Und wegen der Beiläufigkeit, mit der manche Morde begangen werden.«

»Unser Täter tötet nicht beiläufig.«

»Stimmt. Er verfolgt ein Ziel. Und er ist intelligent. Zumindest hat er seine Methoden verfeinert.«

Sie gingen ein paar Stufen hinunter und schlenderten den schmalen asphaltierten Seitenstreifen am Seineufer entlang.

Vereinzelt ragten noch verrostete Ringe aus dem Mauerwerk, an denen vor Jahren die Schiffer ihre Kähne befestigt hatten. Zugemauerte Bögen aus hellem Sandstein deuteten darauf hin, dass sich früher Lager im Mauerwerk befanden.

Der Weg wurde breiter und bot vereinzelten Platanen Platz. Unter einem der Bäume stand ein verwaistes rotes Zelt.

»Vielleicht hätte Simenon Maigret im Alter zum Clochard werden lassen«, sagte Kaja.

Sie sah hinüber zum anderen Ufer, wo die Bouquinisten ihre antiquarischen Bücher und Zeichnungen verkauften. Einige hatten ihr Sortiment um Touristentinnef wie Paris-T-Shirts und Sonnenbrillen erweitert. Zwei Kinder ließen Seifenblasen in die Luft fliegen und zerplatzen.

Ein Ausflugsdampfer tuckerte vorbei. Das voll besetzte Schiff war an der Seite mit großen Leuchtstrahlern ausgestattet, die erst nach Einbruch der Dämmerung zum Einsatz kommen würden.

»Moderne Schlachtschiffe«, meinte Mangold.

Sie stiegen eine Treppe hinauf.

In einem kleineren Café ordnete ein Kellner die Speisekarten auf den Tischen. Ein Mann saß, auf das Kinn gestützt, vor einem Glas Bier.

»Na Mangold, wie wär's? Wollen wir hierherziehen?«, fragte Kaja unvermittelt und strahlte ihn an.

»Sie meinen, die französischen Kriminellen haben mehr Stil?«

Kaja lachte und sagte: »Gut pariert.«

Mangold überlegte, was sie meinen könnte, doch es fiel ihm einfach keine auch nur annähernd charmante Entgegnung ein.

Kaja verzerrte plötzlich schmerzhaft das Gesicht und fasste sich auf den Bauch. »Der oder dem da drinnen scheint es nicht zu gefallen.«

Sie gingen den Quai du Marché Neuf hinauf, bis sich ihnen der Vorplatz mit der gewaltigen Kathedrale Notre Dame öffnete. Zahlreiche rechteckige Einfassungen waren grün bepflanzt und verhinderten, dass sich hier Autos breitmachten. Tauben pickten Brotkrumen, und einige von ihnen flogen die Laternen

an, die aussahen, als würden sie noch mit Gas zum Leuchten gebracht.

Die drei Eingangsportale der Notre Dame waren durch ein meterhohes Eisengitter vom Platz abgetrennt.

Aus einem Bus sprang eine Gruppe von Schulkindern, mittendrin die Lehrerin, die mit knappen Anweisungen versuchte, die Kinder in der Nähe des Busses zu halten.

Daneben tummelten sich zahlreiche kleinere Touristengruppen. Die meisten von ihnen trugen kleinere Rucksäcke und hielten Wasserflaschen in den Händen.

Aus dem Augenwinkel sah Mangold, wie Kaja sich erneut vor Schmerzen krümmte. Er schob seinen Arm unter ihre Achsel und stützte sie.

»Ich rufe eine Ambulanz«, sagte er.

»Nein, nein, ist gleich vorüber. Erstaunlich rüde, der Zwerg.«

»Keine gute Idee, Sie mitzunehmen. Ich hätte daran denken müssen, dass Sie …«

»Ich bin nicht krank«, sagte Kaja. »Und erst im siebten Monat.«

»Setzen Sie sich einen Augenblick.«

»Alles wieder bestens, lassen Sie uns hineingehen.«

Vorbei an den mächtigen Säulen gingen sie auf den Altar zu, hinter dem sich in einem Seitenschiff Stücke aus der Sammlung befinden sollten, für die der Tote vom Friedhof Montmartre verantwortlich gewesen war.

Der ermordete Mann war nicht gerade eine Koryphäe seiner Zunft gewesen, sondern nach Aussagen der französischen Polizei lediglich als kommissarischer Leiter der Sammlung eingesetzt. Zahlreiche Stücke, die mit dem Bau der Kathedrale

zu tun hatten, waren für die Öffentlichkeit unzugänglich in Nebengebäuden untergebracht. Auch der Louvre verwahrte in seiner Sammlung frühe Pläne, Modelle und Korrespondenzen der verschiedenen Baumeister, die Notre Dame über Jahrhunderte errichtet hatten.

Mangold sah sich nach Kaja um und entdeckte sie zusammengekrümmt auf einem Stuhl.

»Mein Gott, es geht los!«, stöhnte sie.

»Was? Was geht los?«

»Rufen Sie einen Krankenwagen, schnell! Meine Fruchtblase ist geplatzt.«

Inzwischen hatte sich bereits eine kleine Menschentraube um Kaja versammelt. Ein Mann riss sein Handy heraus. Wegen des schlechten Empfangs stürmte er zum Ausgang der Kirche.

»Ambulanz? Ambulanz?«, rief Mangold ihm hinterher.

Zwei Mönche kamen mit wehenden Kutten auf sie zugelaufen.

Mangold überlegte fieberhaft, was jetzt zu tun sei. Er ging zu Kaja und nahm ihre Hand. Er spürte ihren Druck und den dankbaren Blick, bevor sich ihr Gesicht wieder vor Schmerz verkrampfte.

Zwei Frauen schoben eilig Stühle heran und polsterten sie mit einer Jacke, die ein Mann zur Verfügung stellte.

»C'est la nature«, sagte eine Frau und strahlte ihn an. »Un petit Jésus-Christ.«

Hensen nahm den Lift zum Konferenzraum und stürmte an Tannens Schreibtisch vorbei zu Sienhaupt.

»Es bleibt uns keine Zeit mehr für Spielchen!«, sagte er. »Wir brauchen den Nutzer dieses Behördenanschlusses. Und wir brauchen ihn dringend.«

Sienhaupt sah irritiert in seine Richtung und begann, auf sein Keyboard einzuhämmern. Dabei biss er sich auf die Zunge, und seine Augen flitzten zwischen den verschiedenen Bildschirmen hin und her.

»Sienhaupt, Sie müssen sich ins Zeug legen, denn wer weiß, zu wem dieser Drecksack gerade unterwegs ist.«

Tannen trat von hinten an Hensen heran und sagte: »Wir haben die Identität der Toten aus dem Bunker.«

»Und?«, fragte Hensen. »Eine Migrantin?«

»Absolut nicht«, sagte Tannen. »Eine Deutsche, so eine Art Kollegin von Ihnen. Schreibt Bücher.«

»Herrje Tannen, was für Bücher?«

»Esoterische Sachen. Wiedergeburt und so. Claudia Everding, unverheiratet, mit festem Wohnsitz in Hamburg.«

»Gibt es einen Kontakt zur Ausländerbehörde?«, fragte Hensen. »Mit einem Ausländer verheiratet, in der Migrantenhilfe aktiv, irgendetwas?«

»So weit sind wir noch nicht«, sagte Tannen und verschwand wieder hinter seinem Schreibtisch.

»Sienhaupt, lassen Sie uns bloß nicht im Stich!«, sagte Hensen und berührte sehr vorsichtig den Rücken des Savants. Der machte reflexartig einen Buckel und beugte sich nach

vorne.

Auf einem der Bildschirme war eine Liste zu sehen. Offenbar hatte der Savant sich einen Kontakt zur behördlichen Verwaltung verschafft und ging jetzt Personalakten durch. Auf einem anderen Schirm sah man, wie ein Programm die ins Netz gestellten Telefonbücher durchsuchte, ein weiteres Programm kramte in den Listen der Hamburger Pensionskasse.

Hensen ging rüber zu Tannen und sagte: »Er muss nicht unbedingt Beamter sein. Vielleicht ein Angestellter, eine Hilfskraft, weiß der Teufel.«

»Wenn es eine formale Anstellung gegeben hat, muss es Spuren geben«, erwiderte Tannen.

»Hoffen wir's«, sagte Hensen. »Aber Sie kennen das Thema Behörde und Computer. Die meisten Beamten würden am liebsten noch mit der Schiefertafel arbeiten. Die Akten gammeln sicher in einem Regal in der finstersten Ecke eines muffigen Kellers vor sich hin.«

Tannen wandte sich von seinem Bildschirm ab und sah Hensen an.

»Was sagt Ihnen eigentlich, dass der Mann, den wir suchen, sich nicht einfach nur als Behördenmitarbeiter ausgegeben hat? Mit seinem gefälschten Stempel? Sicher ist: Er muss an die Telefone der Ausländerbehörde gekommen sein. Theoretisch käme sogar eine Reinigungskraft in Frage.«

»Unwahrscheinlich. Aber es ist denkbar, dass er später keinen Zugriff mehr auf den Dienststempel hatte. Vergessen Sie nicht: Die ermordete Vietnamesin hatte Angst vor ihm. Warum sollte sie mit ihm schlafen, wenn sie sich nicht sicher war, dass er tatsächlich in der Ausländerbehörde gearbeitet hat? Sie muss ihm dort zum ersten Mal begegnet sein. Wie steht es um das

Verhältnis zwischen Ausländerbehörde und Polizei?«

»Was meinen Sie?«, fragte Tannen.

»Wird da gekungelt?«

»Unsinn!«, sagte Tannen. »Die Kollegen werden allerdings durchaus im Auftrag der Behörde aktiv. Vorführungen, Abschiebungen, Adressüberprüfungen.«

»Müssen wir befürchten, dass jemand im Haus so einen Mann deckt?«

»Ganz und gar ausgeschlossen!«, sagte Tannen. »So was gibt es nur in der Fantasie einiger Ihrer Kollegen und im Fernsehen. Hier wird kein Mörder geschützt. Was ist mit dem Stempel in Afghanistan? Wie kommt der dahin?«

»Keine Ahnung. Wenn der Täter asylsuchende Frauen zum Sex nötigt, warum sollte er dann nicht ein paar nett gefälschte Papiere an Soldaten verhökern?«

»Es passt nicht«, widersprach Tannen.

»Nein, es passt nicht.«

In diesem Augenblick läutete Hensens Handy.

»Mangold, wir haben …«

»Hensen, bevor du weiterredest, ich bin hier im Krankenhaus!«

»Was ist passiert? Bist du angegriffen worden?«

»Kaja. Sie hat das Kind bekommen!«

»Unmöglich … Sie war …«

»Frühgeburt – und du ahnst nicht wo! Mir flattern noch immer die Nerven.«

»Geht es ihr gut?«

»Ja, ja. Kaja, und dem Kind auch. Also die Geburt …

reibungslos und mit einem Affenzahn. In einem Rutsch sozusagen. Eine afrikanische Hebamme hat geholfen. Mitten in der Kathedrale. Ich bin völlig fertig!«

»Was ist es?«

»Was … Ein Mädchen.«

»Glückwunsch! Wie fühlt sich das an?«

»Spar dir die Sprüche!«

»Ein echtes Krippenspiel!«

Dann berichtete Hensen in knappen Sätzen von der Identifizierung der Bunkertoten. Als Mangold fragte, wie ihre Identität festgestellt worden sei, deckte er den Hörer ab und zischte zu Tannen: »Wer hat die Frau identifiziert?«

»Vermisstenanzeige einer Putzfrau. Das Opfer hatte sehr zurückgezogen gelebt. Die Putzfrau hat die Tote auf einem Foto erkannt.«

Hensen gab die Information an Mangold weiter.

»Kaja glaubt nicht, dass es derselbe Täter ist«, sagte Mangold. »Ihr solltet ihren Ansatz nicht vergessen.«

»Ihren Ansatz?«

»Sucht nach jemandem, der mit einem Trauma aus der Kindheit lebt. Irgendetwas, das im weitesten Sinne mit Tod zu tun hat. Unfall, verschüttete Personen … Tannen und Sienhaupt sollen Akten und Zeitungsarchive durchgehen.«

Mangold unterbrach sich und sagte dann, eine Krankenschwester sei gerade gekommen, um ihn abzuholen, und er müsse Schluss machen.

»Und, ist sie hübsch?«

»Ich bleibe noch einen Tag«, sagte Mangold nur und fügte hinzu, Hensen möge auf keinen Fall etwas ohne Tannen

unternehmen. Der Täter sei extrem gefährlich. Dann verabschiedete er sich.

Hensen legte auf.

In dem Moment hörte er aus Sienhaupts Ecke einen Schrei.

Der Savant sprang in die Höhe. Sofort waren Hensen und Tannen bei ihm.

Sienhaupt blieb mit einem Schlag still sitzen, zog sich bedächtig die Goldrandbrille von den Ohren und begann, sie mit einem Taschentuch zu putzen.

Offensichtlich stolz ließ er seine Hand wieder einmal über die Tasten kreisen, dann schoss er mit einem Finger hinunter auf den Druckbefehl wie ein Raubvogel auf seine Beute. Im nächsten Augenblick begann der Drucker zu rattern.

Nur zwei Worte standen auf dem Ausdruck: »Horst Eckes«.

»Was soll das?«, sagte Hensen.

Sienhaupt drückte eine weitere Taste, und der Triumphmarsch aus »Aida« erklang im Konferenzraum.

»Ist das der Mann, den wir suchen? Der Mann aus der Ausländerbehörde? Ist er das?«

Sienhaupt brummte ungeduldig und rief dann die Suchmaske auf.

Wenn Hensen es richtig verstand, dann hatte er sämtliche Behörden Hamburgs vergeblich nach einem eingespeicherten Telefonbuch durchsucht. Zumindest der Jahrgang, den sie suchten, war nicht mehr digitalisiert worden. Damit gab es auch keine Chance, das Verzeichnis als gelöschte Dateien auf einer Festplatte zu finden.

»Scheiße, das ist die Abrechnungsstelle«, sagte Tannen, der neben ihn getreten war. »Das Allerheiligste.«

»Und wie hat er ihn herausgefiltert?«

»Er hat nach Zahlungen gesucht, die plötzlich aufhören. Clevere Idee!«

»Verstehe ich nicht«, sagte Hensen.

»Na wenn der Mann mit einem gefälschten Stempel die Dame seines Herzens überzeugen wollte, dann hatte er keinen Zugang mehr zum Dienstsiegel. Sienhaupt-Logik.«

»Leuchtet ein. Und was ist das für eine Datei?«

Sienhaupt vergrößerte ein Dokument, dass er als Briefvorlage auf einem Behördenserver gefunden hatte.

»Horst Eckes, und dahinter tatsächlich seine Nummer bei der Ausländerbehörde. Der Mann war als Hilfskraft angestellt.«

»Immerhin kein Beamter. Wirch wird jubeln.«

»So eine Art Bürobote, einer, der die grünen Aktendeckelchen verteilt«, ergänzte Tannen. »Jetzt brauchen wir nur noch seinen Wohnsitz. Und wir sollten schon mal das Einsatzkommando wecken.«

»Unsinn«, sagte Hensen, »der Mann ist inzwischen über sechzig.«

»Stimmt«, sagte Tannen. »Und er tötet Menschen.«

*

Weitz schlenderte über den Heidefriedhof, der sich an den Naturpark Harburger Berge anschloss.

Wer will hier schon verscharrt werden?, dachte Weitz. Piepende Vögel, Blätterrauschen, und außer ein paar verschissenen Rehen kaum ein lebendes Wesen. Andererseits, wer bekam das schon mit? Wenn die Schlussglocke geläutet hatte, dann war eben Feierabend. Da konnten die Vögel Krach machen, bis ihnen die Schnäbel abfielen.

Sowohl sein Chef Mangold als auch er waren auf einem Friedhof gelandet. Nein, das war kein Zufall. Langsam nahm dieser Fall Konturen an. Löste sich aus dem Nebel der Spekulationen und Vermutungen.

Als er um eine mit Ginster bewachsene Ecke bog, kam ihm eine Frau mit Gießkanne entgegen. Eine Szene, die es immer schon gab und die es bis in alle Ewigkeit geben würde: Eine alte Frau mit grüner Gießkanne, die zielstrebig an Gräbern vorbeigeht. Na ja, besser, als dass die Weiber am Strand von Teneriffa lagen und die Kohle ihres verblichenen Alten verballerten. Aber das war dann auch schon egal.

Wenn er es sich aussuchen konnte, dann würde er sehr gern mit Schulden sterben. Alles ausgeben und noch ein wenig mehr. Bis zum letzten Tropfen leeren, was das Leben so abgeworfen hatte. Wenn es denn noch etwas abwerfen würde. Geld an irgendwelche undankbaren Kinder oder – wie in seinem Fall – an Neffen verschenken, nur damit die sich eine neue Terrasse verlegen konnten … auf keinen Fall!

Der Friedhofsgärtner musste peinlich genau darauf geachtet haben, dass der Bewuchs nicht zu hoch wurde oder gar den Gehweg eroberte.

Alles, was blieb, war ein Name. Und auch der würde irgendwann mitsamt dem Stein entsorgt werden. Oder wurden da neue Namen draufgemeißelt? Was wurde heutzutage eigentlich nicht recycelt?

Weitz sah auf die Uhr. Pünktlich. Er hatte keine Lust, sich hier in dieser Walachei länger herumzutreiben als unbedingt nötig.

Ein grüner Pfeil wies ihm den Weg zur Kapelle, ein aus Ziegelsteinen errichteter schmuckloser Bau.

Wenn du da landest, kommt die Musik vom Band, dachte er.

Auch das war gleichgültig, denn schließlich rechnete er nicht damit, dass zu seiner Beerdigung das Sinfonieorchester aufspielen würde.

Was, wenn man die eigene Beerdigung dann doch sehen konnte? So von oben? Mit einem richtig guten Blick? All die verlogenen Gestalten bei der Trauerfeier, die dummen Bemerkungen? Das wäre die Höchststrafe!

Was für eine Scheiße einem durchs Gehirn wabert, wenn man über einen Friedhof geht, dachte er.

Der Haupteingang zur Kapelle war verschlossen. Also ging er zu dem flachen Nebengebäude, das allem Anschein nach für die wartenden Trauergäste gedacht war.

Er durchquerte den Vorraum, an dessen Stirnseiten lange Bänke standen.

Neben einem schlichten Holzkreuz führte eine Tür in einen weiteren Raum. »Zutritt verboten« stand auf dem Schild an der Tür, das vor vielen Jahren noch mit der Hand geschrieben worden war.

Weitz drückte die Klinke runter und trat ein.

Hier schienen sich die Sargträger auf ihren Job vorzubereiten.

Ein alter Mann kam auf ihn zu und sah ihn neugierig an.

»Sie sind der Polizist, der angerufen hat?«

»Und Sie ein Kollege von Arnd Kluge?«, fragte Weitz zurück.

»Dem verstorbenen Arnd Kluge. Ja, ja, wir sind nur zu Besuch auf Erden … Acht gemeinsame Jahre waren es. Wir hatten viel Spaß miteinander.«

»Spaß?«

»Na ja, gestorben wird immer. Das wird zur Routine, ob man will oder nicht.«

»War Kluge ein fröhlicher Mensch?«

»Kann man nicht sagen. Er hat hier ja auch als Totengräber gearbeitet. Er konnte den kleinen Bagger fahren, hat die Grabstellen vorbereitet, später die Kränze entsorgt.«

»Und konnte manche Geschichte erzählen?«

»Geschichten?«

»Na ja, was man da so findet«, sagte Weitz.

»Ach so. Das stimmt. Das kann ganz schön unheimlich sein.«

»Zum Beispiel?«

»Wenn Sie nach zwanzig Jahren jemanden ausbuddeln, den Sarg kaputtschlagen müssen, und die Leiche sieht aus, als hätte man sie gerade reingelegt.«

»Die Geschichte kenne ich«, sagte Weitz. »Und auch die mit den weiterwachsenden Fingernägeln und Haaren.«

»Glauben Sie's oder nicht. Das stimmt. Kluge hat auch schon mal einen Sarg rausgeholt, da lag die Frau mit ihrem Hund drin. Die Leute kommen auf Sachen. Aber worum geht es denn eigentlich?«

»Hat sich in den letzten Jahren sonst jemand für diese Geschichten interessiert?«

»Was meinen Sie?«

»Ob jemand danach gefragt hat?«

»Da wurde immer mal gefragt, und man erzählt, weil man muss das ja auch verarbeiten. Obwohl, da bleibt ja nichts.«

»Gab es jemand Bestimmten, der sich mit Kluge unterhalten hat? Hat er was darüber erzählt?«

»Ja, also da war mal jemand, aber der hat sich hauptsächlich mit Hermann unterhalten.«

»Hermann?«

»Ein Kollege.«

»Worum ging es da?«

»Ach, der Mann, der sich mit Hermann unterhalten hat, war so ein Spinner. Der interessierte sich für alles Mögliche.«

»Zum Beispiel?«

»Ob die Leichen verzerrte Gesichter gehabt hätten, wie das mit dem Geruch ist und all die Sachen. Der ist immer wieder gekommen.«

»Hat der seinen Namen gesagt?«

»Keine Ahnung, davon weiß ich nichts.«

»Was genau wollte er von Ihrem Kollegen Hermann?«

»Keine Ahnung, aber Hermann, also der war mal ein Kollege von Ihnen.«

»Der Mann war Polizist?«

»Nee, doch, Hermann war Polizist. Und der Mann hat ihn gefragt, wie das denn so ist. Er hätte doch viele Tote gesehen, der Hermann.«

Weitz setzte sich auf einen Stuhl, während der Mann begann, sich einen weißen Kragen anzulegen.

»Ja, ja, Spinner kommen hier immer mal vorbei«, sagte er und klopfte eine schwarze Dreiviertelhose aus. »Das ist nichts Besonderes.«

»Scheiße«, sagte Weitz. »Große, große Scheiße!«

Der Alte sah ihn überrascht an.

Weitz rief Mangold an. Sofort sprang die Mailbox an.

»Scheiße!«, sagte Weitz noch einmal.

»Wissen Sie, wir haben vor einem halben Jahr jemanden mit seinem Handy zu Grabe getragen. Die Leute haben immer noch

Angst, dass sie als Scheintote unter die Erde kommen. Dabei hat man da unten doch gar keinen Empfang, wenn die Erde drauf ist.«

»Und woher wollen Sie das wissen? Ich meine, dass im Sarg ein Handy war?«

»Mitten in der Ansprache vom Pastor klingelt es in der Grube. Können Sie sich das vorstellen?«

Bei den Einwohnermeldeämtern in Hamburg und in den angrenzenden Bundesländern war kein Horst Eckes gemeldet. Auch in den Vorstrafenregistern ließ sich kein Eintrag finden.

Sienhaupt durchsuchte die sozialen Netzwerke und die Datenbestände der Rentenkasse. 1200 Treffer gab es bei dem Nachnamen allein, mit dem Vornamen dazu immerhin noch 38.

»Wir müssen an die Dateien der Leute«, sagte Hensen. »Wann wurden Beiträge von der Hamburger Verwaltung abgeführt? Mit den Daten haben wir ihn.«

Sienhaupt rann der Schweiß über die Stirn. Hensen bat den Polizeitechniker Volker Riehm, sich mal anzusehen, woran es haperte.

»Ich verstehe das nicht. Der Mann könnte mit seinen Informationen für jeden Bundesbürger einen Aktenordner anlegen, und jetzt kommt er nicht an eine simple Adresse.«

Riehm setzte sich eine Viertelstunde neben den wütend vor sich hinschnaufenden Savant, der Passwortprogramm um Passwortprogramm ausprobierte, ohne einen Zugang zu finden.

»So wie es aussieht, hat sich der kluge Herr Sienhaupt selbst die Tür zugesperrt«, sagte Riehm. »Wenn ich es richtig verstehe, dann sind seine Aktivitäten dort nicht unbemerkt geblieben. Man scheint seine Rechner und Programme mit einem Identifizierungscode versehen zu haben, und nun kommt er nicht mehr hinein.«

»Und das heißt?«, fragte Hensen.

»Er hat zwar noch den Schlüssel, aber das Schloss wurde so verändert, dass sich der Schlüssel immer dann verändert, wenn er versucht, ihn hineinzustecken. Er sorgt dafür, dass das

Schloss sofort wieder zuschnappt. Auch die dortigen Mitarbeiter kommen nicht mehr rein, Sienhaupt hat es zerstört. Es ist ein Krieg.«

Auch Sienhaupts Suche in den Wählerverzeichnissen blieb erfolglos.

Hensen überlegte, ob er Tannen bitten sollte, Wirch anzurufen. Aber was sollte der schaffen, was nicht mal Sienhaupt zuwege brachte?

Sie brauchten die Adresse! Dringend! Ausgerechnet jetzt trieb sich Mangold in Paris herum. Ausgerechnet jetzt bekam Kaja Winterstein ihr Kind. Hensen warf einen Blick auf die Uhr. Eigentlich müsste Mangold jeden Augenblick im Präsidium eintreffen. Oder war er doch noch kurz nach Hause gefahren?

»Wissen Sie, wann Mangold kommt?«, fragte er Tannen. Doch der schüttelte nur mit dem Kopf.

Tannen gab einen Befehl ein und griff zum Telefon-hörer. Energisch verlangte er »den Filialleiter«.

Hensen ging zu Tannens Schreibtisch und sah ihn stirnrunzelnd an. Auch Sienhaupt unterbrach seine Runden und hielt sein rechtes Ohr in ihre Richtung.

»Polizeipräsidium Hamburg, Tannen am Apparat. Es ist sehr wichtig und sehr eilig. Wir haben hier eine Bescheinigung über Gehaltszahlungen auf eines Ihrer Konten. Ein gewisser Horst Eckes.«

Pause. Man schien den Namen zu suchen.

»Ah, er ist kein Kunde mehr«, sagte Tannen. »Ich verstehe. Aber es gab damals auch einen Vertragsabschluss über vermögenswirksame Leistungen. Die werden doch immer von der jeweils neuen Bank verwaltet. Ist das richtig? – Ja, schön. Dann hätte ich gerne gewusst, welche Bank das ist.«

Wieder eine Pause, in der Tannen nervös mit seinem Bleistift auf den Tisch klopfte.

»Was?«, fragte er plötzlich laut. »Über Sie läuft noch eine Lebensversicherung? Haben Sie eine aktuelle Adresse von Herrn Eckes?«

Nachdem Tannen mehrfach versichert hatte, dass es sich um offizielle Ermittlungen handelte, wurde das Telefongespräch unterbrochen, und der Filialleiter rief über die Zentrale des Präsidiums zurück, um sicher zu sein, dass er auch tatsächlich mit der Polizei telefonierte.

Tannen schrieb die Adresse, die ihm durchgesagt wurde, auf einen Zettel und schob ihn über den Schreibtisch.

Hensen warf einen Blick auf den immer noch reglosen Sienhaupt und las dann die Adresse laut vor.

»Na, dann los«, sagte er. »Holen wir uns ein schönes Begrüßungsgeschenk für Mangold.«

*

»Himmelarschundzwirn, warum hebt Mangold nicht ab?«

Weitz warf sein Handy auf den Beifahrersitz und beschleunigte den Wagen. Bestimmt würden sie ihn mal wieder zum Spinner erklären. Egal.

Der Mann suchte sich Opfer, die alle mit dem Tod zu tun hatten. Was lag da näher, als …

Leider konnte der Alte sich nicht genau an das Gesicht des Mannes erinnern, der sich für die Erlebnisse des Totengräbers interessiert hatte. Trotzdem hatte er ihn für den nächsten Tag ins Präsidium bestellt, damit er sich ihre Bilderdatei ansah. Und er hatte sich die Adresse des Expolizisten Hermann geben lassen, mit dem der Mann länger geredet hatte.

Zum ersten Mal hatten sie so etwas wie eine konkrete Spur.

Das Ende eines dünnen Fadens, an dem man ziehen konnte, einen Verdächtigen, der nachweisbar mit einem der Opfer in Verbindung gestanden hatte.

Sein Handy summte. Weitz fingerte danach und nahm das Gespräch an, ohne auf die Nummer zu achten.

»Sind Sie das, Mangold?«

»Sie sind degradiert«, sagte eine Frau mit verstellter Stimme.

»Marlit, das ist jetzt gerade mal ganz schlecht. Wir sind da auf was gestoßen.«

»Wurde auch Zeit. Hat das was mit einer weißen Feder zu tun?«

»Welche verfluchte Feder?«

»Schnüffler, die Feder, die wir auf dem Foto gesehen haben!«

»Ich hab keine Ahnung, ob der Mann Indianer ist oder auf 'ner Hühnerfarm arbeitet.«

»Unsinn«, sagte Marlit. »Federn spielen eine große Rolle in Weltreligionen.«

»Schatzi, wir sprechen heute Abend darüber.«

»Du hast heute Zeit?«

»Keine Ahnung. Aber wir haben tatsächlich einen Faden, an dem wir ziehen können. Ich muss mich mit den Kollegen abstimmen, sonst reißen sie mir den Arsch auf.«

»Wäre schade drum«, sagte Marlit.

»Wir müssen aufpassen«, sagte Weitz. »Der Mann krallt sich Leute, die irgendetwas mit Tod zu tun haben.«

»Und wieso müsst ihr da aufpassen? Verstehe ich nicht.«

»Ganz einfach: Wer hat mehr mit dem Tod zu tun als Polizisten? Besonders Polizisten, die in der Mordkommission arbeiten.«

»Hat denn einer von euch eine Benachrichtigung über einen Gewinn bekommen?«

Weitz stockte einen Augenblick.

»Oh Scheiße!«

»Hat jemand?«

»So was Ähnliches. Eine Glücksreise nach Paris.«

Während Mangolds Abwesenheit hatte Tannen die Verantwortung. Und solch ein Einsatz ohne SEK kam für ihn nicht in Frage. Dies hier war eine Mordermittlung und kein Shootout.

Das Gehöft, wo Horst Eckes wohnte, lag in unmittelbarer Nähe von stillgelegter Bahngleisen. Zwanzig Männer des Hamburger Sondereinsatzkommandos waren bereits in einem drei Kilometer entfernten Waldstück in Stellung gegangen.

Bei Kriminaldirektor Wirch hatte Tannen sich noch einmal den geplanten Zugriff bestätigen lassen.

»Und reden Sie da unten mit niemandem. Auch nicht mit dem Bürgermeister oder den regionalen Polizeibehörden«, hatte er ihm eingeschärft.

Er hätte mit dem Einsatz gern auf Mangold gewartet, doch der war seit Stunden telefonisch nicht erreichbar. Hoffentlich hatte es bei Kaja Winterstein keine größeren Komplikationen gegeben. Doch das war der einzige Grund, der ihm einfiel zu der Frage, warum Mangold nicht an sein Handy ging. Eine Entschuldigung war das allerdings nicht, denn bei allem Verständnis – als Leiter einer Sonderkommission musste er unter allen Umständen erreichbar sein.

Hensen bat um eine schusssichere Weste, doch Tannen lehnte ab.

»Wir bleiben in Deckung, das SEK wird stürmen und dann das Haus freigeben«, sagte Tannen. »Das läuft hier anders ab als im Fernsehkrimi.«

Hundert Meter vom Hof entfernt bezogen sie Position. Das SEK hatte das Gelände inzwischen umstellt.

Das reetgedeckte Haus machte selbst auf diese Entfernung einen verwahrlosten Eindruck. Auf dem Grundstück vor dem Gebäude lagen verrostete landwirtschaftliche Geräte und ein Stapel mit Wellblechstücken. Das Haus wirkte grau, und die Fenster waren blind.

Keine Tiere auf dem Gelände. Kein Leben, nur ein paar Krähen, die an der Seitenfront auf einer buckligen Wiese herumpickten.

Vereinzelte Rhabarberpflanzen, Kartoffelkraut und ein Stachelbeergebüsch deuteten darauf hin, dass hier vor Jahren ein Garten betrieben worden war. Auch Abgrenzungssteine und ein Komposthaufen waren noch gut zu erkennen.

Plötzlich stoben die Krähen auseinander, und Tannen erkannte durchs Fernglas die in schwarze Overalls gehüllten SEK-Leute.

»Geben Sie mir mal das Fernglas«, sagte Hensen. »Ich krieg ja gar nichts mit von der Show.«

Tannen reichte ihm das Fernglas und drückte den Sprechknopf seines Funkgerätes.

»Von mir aus grünes Licht«, sagte er und wiederholte: »Grünes Licht.«

»Da drinnen bewegt sich nicht mal 'ne Gardine«, sagte Hensen. »Der Vogel ist ausgeflogen.«

Zwei Polizisten mit einem Rammbock postierten sich vor der Tür, während sich zwei weitere Kollegen gegen die Hauswand neben den Fenstern drückten.

Mit einem Stoß wurde die Tür aufgebrochen, und zehn Polizisten glitten ins Haus.

Tannen lauschte. Kein Schuss. Hatte der Mann sie rechtzeitig bemerkt? Oder war er trotz seines vor dem Haus geparkten Autos gar nicht da?

»Was ist los, verdammt noch mal?«

Tannen, der sich das Fernglas zurückgeben ließ, beobachtete die Fenster und sah einen Polizisten, der die Gardinen zur Seite schob.

Plötzlich knackte es in Tannens Funkgerät.

»Hier Einsatzleiter. Haus gesichert. Tannen, das müssen Sie sehen!«

Tannen und Hensen rannten quer über das Grundstück auf das Haus zu. Ein Beamter des SEK stand mit seiner Maschinenpistole neben der Eingangstür und nickte ihnen kurz zu.

Im Haus roch es feucht und schimmelig. Der dunkle Flur war an einer Seite mit Holz verkleidet. Eine Treppe führte ins obere Stockwerk. Als sie das Wohnzimmer betraten, hatte der Einsatzleiter seine Gesichtsmaske und den Helm bereits abgelegt.

Horst Eckes lag mit ausgestreckten Beinen auf einem verschlissenen Sessel. Sein nackter Körper war übersät mit Blutergüssen. Der Täter musste mit einem rundlichen Gegenstand und großer Wucht immer wieder auf ihn eingeschlagen haben. In seiner Armbeuge steckte eine Kanüle, die immer noch an einen Tropf angeschlossen war.

»Adrenalin«, sagte der Einsatzleiter und deutete auf die eingehängte Plastikflasche.

»Haben Sie die Tatwerkzeuge gefunden?«, fragte Hensen.

»Wir haben nichts angerührt. Auf der Kommode da hinten liegt sein Ausweis. Es ist zweifellos Horst Eckes.«

»Der Todeskampf dürfte Stunden gedauert haben. Und sehen Sie nur die frischen Blumen auf dem Tisch«, sagte Tannen.

Hensen nickte.

»Wie zu einer Beerdigung.«

»Auf dem Brustkorb wieder die Male von einem Defibrillator.«

Tannen informierte die Spurensicherung und den Gerichtsmediziner. Hensen machte einen Schritt Richtung Treppe zu der oberen Etage, doch Tannen hielt ihn zurück und reichte ihm Handschuhe.

»Bitte keine Spuren zerlatschen.«

Hensen nickte und war im Begriff, seinen Zeichenblock herauszuziehen, überlegte es sich dann aber anders und stieg die Treppe hoch.

Nachdem Tannen Wirch knapp informiert hatte, folgte er dem Journalisten.

Das Schlafzimmer bestand aus Schleiflackmöbeln, wie sie in der Nachkriegszeit modern gewesen waren. Auf den Regalen Nippes, Stofftiere und ein Foto, das Eckes mit einer älteren, dicklichen Frau zeigte. Die Mutter, dachte Tannen.

Plötzlich pfiff Hensen durch die Zähne und zeigte auf ein Foto, das sichtbar zwischen zwei Büchern steckte. Hensen zog es vorsichtig heraus.

Es zeigte die lachende Vietnamesin, deren Skelett sie im Fleet gefunden hatten. Neben ihr stand Eckes mit einem Glas Sekt in der ausgestreckten Hand.

»Das sieht nicht nach einem Serientäter aus«, sagte Hensen.

»Eher nach Eifersuchtsdrama.«

Gemeinsam gingen sie die Treppe wieder herunter und inspizierten die anderen Räume im Haus.

In der Küche stand verschmutztes Geschirr auf dem Tisch und auf der Anrichte, in einem Regal Kochtöpfe aus Aluminium und fleckige karierte Geschirrtücher, auf dem Herd ein

angeschlagener Emaillekessel.

Im seitlich angebrachten Küchenregal lag neben einem schmutzigen Salzstreuer ein siegelähnlicher Gegenstand mit einem Griff.

»Das passt nicht«, meinte Hensen. »Sehen Sie sich den Dreck hier an – und dann das.«

Vorsichtig nahm er das vermeintliche Siegel in die Hand.

»Und was soll das sein?«, fragte Tannen.

»Nichts Unanständiges, obwohl es aussieht wie ein … lassen wir das. Ein Espressostopfer. Damit drückt man das Pulver im Sieb fest. Soll den Geschmack verbessern.«

Tannen sah sich den ovalen Griff an. Er war aus massivem Metall und bedeckt von einer Staubschicht. Als er ihn umdrehte, zuckte er zusammen.

»Da haben wir unseren Davidstern!«, sagte Hensen. »Und damit den Beweis, dass Horst Eckes außer der Vietnamesin zumindest den Tod der beiden in Rendsburg gefundenen Leichen zu verantworten hat. Mal abgesehen von denen, die wir noch ausbuddeln werden.«

»Stimmt«, sagte Tannen. »Aber wie konnte der Wiederbelebungskiller von diesem Mann wissen? Und wie zum Teufel hat er ihn gefunden?«

Hensen sah ihn nachdenklich an.

»Und dann das Warum. Warum hat er ihn getötet?«

Jetzt

Mangold, ich werde Ihnen die Geschichte erzählen. Sie sollen nicht ohne Rätsel gehen. Sie brauchen die Kontrolle, den Überblick. Über Ihr Leben. Ihr ganzes Leben. Vom Anfang bis zum Ende. Da darf Sie doch kein ungelöster Fall ablenken, nicht wahr, Hauptkommissar?

Ihre Kollegen dürften ihn inzwischen gefunden haben.

In seinem versifften Hof. Im Dreck. Und den stinkenden Gedanken.

Es war einmal ein Mann, der verliebte sich in ein vietnamesisches Mädchen. Und weil er über einen Stempel verfügte, war er ein mächtiger Mann. Ein sehr mächtiger Mann. Einer, der über die Zukunft von ihm anvertrauten Menschen entscheiden konnte.

Und weil er seine Macht mit Liebe verwechselte, war er sehr enttäuscht, als er feststellen musste, dass seine Angebetete ausgerechnet einen schwarzen Mann liebte. Und nicht ihn.

Ein Mädchen begehrt einen Stempel, und der Mann begehrt das Mädchen.

So fängt es an, nicht wahr, Mangold? Eine Geschichte, die Sie oft gehört haben. Er tötet die Frau und findet Geschmack daran. Die Flüchtlingskinder fressen uns alles weg, hatte seine Mutter immer wieder gesagt, als er noch ein Kind war. So hat er es mir erzählt. Mit reuigen Gedanken und der Angst, die sich in seinen Nacken verbissen hatte.

Sie werden es nicht mehr wissen, damals gab es die Flüchtlingskinder, die aus dem Osten Deutschlands, aus Pommern und Ostpreußen kamen.

Daran erinnerte sich der Mann, und daran, dass seine Mutter ihm tagelang nichts zu essen gab. Und immer waren die Flüchtlinge schuld, nicht wahr? »Sie fressen uns alles weg, diese Brut.«

Er dachte an die Mutter, die ihn in ihrem Bett erwartete und die ihm den Umgang mit Flüchtlingskindern verbot. Und dann verliebt er sich in eine Vietnamesin. Eine Flüchtlingsfrau. Da kommt eine Menge zusammen, Mangold. Man muss nur zuhören.

Er hat mir von seinem Hass erzählt. Und ich habe ihn damit ins Feuer geschickt. Er hat nicht lange durchgehalten. Er war zu alt. Zu krank. Zu zerfressen. Wollte zu seiner Mutter.

Sehen Sie die Bilder? Über Ihnen? Die Geschichte, der Sie nun folgen? Ich habe es Ihnen gesagt, Sie werden der Menschheit einen großen Schatz mitbringen. Seien Sie mutig, Mangold. Ist es nicht aufregend, dass wir uns schon vor Wochen kennen gelernt haben?

»Hensen, hören Sie sich das an«, sagte Tannen. »Weitz hat eine Ahnung.«

»Arschloch«, sagte Weitz. »Es ist eine Vermutung. Wir haben definitiv zwei Täter, richtig? Einen Serienkiller, der seine Opfer mit einem Espressostampfer, was auch immer das … also, er bringt sie damit um. Spontan.«

»Espressostopfer«, korrigierte Tannen.

Weitz ging zur Pinnwand mit den Tatortfotografien und fuhr fort:

»Alle anderen Opfer hatten mit dem Tod zu tun. Da haben wir einen Sargträger, den der Mann vielleicht sogar persönlich kannte, eine Archäologin, die Mumien ausbuddelt, eine Frau, die esoterische Bücher schreibt … was eigentlich genau?«

»Astralreisen, Nahtoderfahrungen, Leben nach dem Tod und so weiter«, sagte Tannen. »Aber worauf willst du eigentlich hinaus?«

»Alles Leute, die mit Tod zu tun haben. Selbst das Opfer auf dem Pariser Friedhof wird gekreuzigt.«

»Stimmt«, sagte Hensen, »der Mann hat eine kleine Sammlung in Notre Dame betreut, dazu gehören Reliquien, also auch Knochenreste, heilige Zähne und dergleichen mehr.«

»Was hat das alles mit diesem Gewinnspiel zu tun, das ja für dich mal der wichtigste Hinweis war, Weitz?«, fragte Tannen. »Wolltest du nicht eine Raubmafia aufspüren, die diese Leute gekillt hat?«

»Aber begreifst du es nicht? Das mit der Gewinnhotline gehört dazu.«

»Sicher …«

Während Sienhaupt ihnen aufmerksam zuhörte, fragte Hensen: »Worauf wollen Sie eigentlich hinaus? Wieso gehört das dazu?«

»Wenn er Leute fertigmacht, die mit dem Tod zu tun hatten, dann sind wir doch gefährdet.«

»Hast du Angst, Weitz?«, fragte Tannen.

»Ich werde dir gleich die Eier abreißen!«, sagte Weitz. »Wenn du nicht zuhörst, reiße ich dir die Eier ab!«

»Was ist jetzt mit dieser Gewinnernachricht? Was hat das damit zu tun?«

Weitz setzte sich auf seinen Schreibtisch und machte eine theatralische Pause.

»Er bereitet die Leute vor«, sagte Weitz. »Er schickt Ihnen diese Mitteilung, löst Euphorie und Glücksgefühle aus und lässt sie dann ganz tief abstürzen. Er will etwas von den Leuten erfahren.«

»Und jetzt sollen wir uns beide an die Hände fassen«, sagte Tannen. »Und das Licht abends nicht mehr ausmachen? Wie gut, dass Mangold das nicht mitbekommt.«

»Aber um den geht's ja«, sagte Weitz. »So eine Parisreise ist doch auch eine Art Gewinn. Was ist, wenn …«

Hensen, der die ganze Zeit stumm zugehört hatte, nickte und griff zum Telefon. Nachdem er mehrfach vergeblich versucht hatte, Mangold über dessen Handy zu erreichen, ließ er sich von der Auskunft die Nummer des Krankenhauses geben, in dem Kaja lag.

Nach zwei Minuten hatte er sie am Apparat.

»Mangold?«, sagte Kaja. »Der ist doch gestern Morgen zurückgeflogen!«

»Sicher?«

»Der war hin-und hergerissen, ich hab ihn schließlich zum Rückflug gedrängt. Es gibt keinen Grund, hier Händchen zu halten.«

Hensen erkundigte sich nach dem Hotel, in dem sie abgestiegen waren, und wollte das Gespräch beenden, als Kaja sagte: »Ach übrigens, ich hab gerade ein Mädchen zur Welt gebracht.«

»‘tschuldigung! Herzlichen Glückwunsch, und ruhen Sie sich gut aus.«

»Was ist denn los? Ist was mit Mangold?«

»Nichts, ruhen Sie sich einfach aus.«

Nach zwei weiteren Telefonaten war sicher, dass der Kommissar im französischen Hotel ausgecheckt und einen Lufthansaflug nach Hamburg genommen hatte. Danach verlor sich seine Spur. Auch Lena bestätigte, er sei noch nicht zu Hause gewesen, sie habe am Morgen noch die Blumen gegossen.

»Mangold und Blumen«, murmelte Hensen.

Tannen informierte Wirch, der sie anwies, die Suche mit höchster Priorität zu behandeln. Vielleicht kläre sich das in ein paar Stunden auf, er werde noch einen Tag warten, bis eine entsprechende Meldung an alle Polizeidienststellen rausgehen würde. Alle neuen Informationen seien unverzüglich an sein Büro weiterzuleiten.

»Weitz und seine Theorien«, sagte Wirch. »Seitdem er nicht mehr Schiermacher von der Internen als Spielkameraden hat, scheint er so etwas wie Fantasie zu entwickeln. Das ist ja furchtbar, sagen Sie ihm das.«

Hensen wählte erneut Kajas Nummer, setzte sie kurz vom

Stand der Ermittlungen in Kenntnis und bat sie noch einmal zu wiederholen, wonach sie suchen sollten.

»Ist was mit Mangold?«, fragte sie.

»Wir machen uns große Sorgen.«

»Und es sind also zwei Täter.«

»Definitiv.«

»Ich wollte, ich könnte mich darüber freuen. Also: Bei dem ganzen Zelebrieren muss der Mann etwas mit dem Tod zu tun gehabt haben. Während seiner Kindheit. Man sollte nach Unfällen, nach ungewöhnlichen Fällen, Einbrüchen in Bestattungshallen suchen, bei Bestattern nachhaken. Er muss damit in Berührung gekommen sein, und er scheint es aus der Vergangenheit heraufzubeschwören. Sagen Sie Weitz, dass er meiner Meinung nach vollkommen Recht hat. Es macht einen perversen Sinn, einen Menschen aus dem Himmelhochjauchzen in einen schwarzen Abgrund zu stoßen.«

»Also kein religiöser Spinner?«

»Er arbeitet ja alle Religionen durch, er verhält sich eher wie ein Wissenschaftler. Einer mit einem kalten Blick.«

Nachdem er das Telefonat beendet hatte, wandte Hensen sich an Tannen.

»Ich weiß, Sie sind hier der Polizist, aber kann ich noch etwas vorschlagen?«

Tannen sagte verdutzt »natürlich« und ließ sich in seinen Bürosessel fallen.

»Wir müssen herausfinden, ob es eine weitere Beziehung zu Horst Eckes aus Büchen in Schleswig-Holstein gibt. Wie hat unser Täter diesen Espresso-Killer aus Büchen aufgespürt? Das ist überaus wichtig. Und Weitz sollte herausfinden, was es mit Eckes Opfern auf sich hat. Was sind das für Menschen?

Warum wurden die nirgends vermisst?«

»Klar«, sagte Weitz, »das ist ein guter Vorschlag, ich mach mich gleich auf den Weg.«

Hensen nickte und sagte: »Wenn Mangold tatsächlich in seiner Gewalt ist, dann dürfen wir keine Zeit verlieren. Tannen, wenn Sie einverstanden sind: Sie, Sienhaupt und ich suchen nach diesen besonderen Fällen, die Kaja angedeutet hat. Ich kümmere mich um die Pressearchive, Sienhaupt um die verfügbaren Dateien rund um das Thema Nahtoderfahrungen. Wir sollten die Suche zunächst auf Norddeutschland begrenzen. Und Sie, Tannen, sehen bitte noch einmal die gesamten Akten durch. Wir müssen etwas übersehen haben. Und vielleicht sollte sich jeder eine Decke und eine Isomatte mitbringen.«

Nach einer Pause sagte er: »Wir müssen schnell und sehr vorsichtig sein.«

»Stimmt«, sagte Tannen. »Vielleicht hat er als Nächstes Appetit auf einen Kriegsreporter. Das passt in sein Beuteschema.«

Weitz räusperte sich und zog einen Umschlag hinter seinem Schreibtisch hervor.

»Das ist ein Original von Kirchner, das mit dem Tod von Arnd Kluge in Zusammenhang steht. Ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat, aber vielleicht ist es ja wichtig.«

»Wollten Sie das behalten?«, fragte Hensen.

Weitz sagte nichts, sondern grinste ihn an.

»Sie haben Recht, ich will das gar nicht wissen«, sagte Hensen.

Weitz ging zur Tür und kam noch mal zurück.

»Da ist noch was«, sagte er. »Ich hab es nicht für wichtig gehalten, und dann war es irgendwie zu spät.«

»Was denn?«, sagte Tannen scharf.

Weitz griff in die Innentasche seines Jacketts und zog fünf Fotos heraus.

»Was ist das?«, fragte Tannen.

»Bevor die Leute von der Streife da durchgetrampelt sind, hab ich den Tatort mit der toten Christiane Harnich fotografiert.«

»Große Scheiße, Weitz, das nächste Mal wirst du zur Müllabfuhr degradiert. Du kannst …«

Hensen unterbrach ihn und fragte: »Was ist mit den Fotos?«

»Also meine Freundin …«

»Du meinst die Frau, die Mitleid mit dir hat?«

Weitz zeigte auf ein Foto.

»Na ja, sie hat diese weiße Feder darauf entdeckt.«

Sie musste so schnell wie möglich wieder auf die Beine kommen. Es ging einfach nicht, dass sie hier in einem Krankenhaus in Paris herumlag, während Mangold sich vermutlich in Lebensgefahr befand.

Das Frühgeborene lag im Brutkasten, und alle zwei Stunden schob eine Schwester sie in einem Rollstuhl auf die Säuglingsstation, damit sie das Kind streichelte und mit ihm redete.

Die Krankenhausärzte hatten von Mutter-Kind-Bindung und der heilenden Wirkung des Körperkontaktes gesprochen. Und sie hatten selbstverständlich Recht.

Sie hatten sie gefragt, wie das Mädchen denn heißen solle. Ein Name! Daran hatte sie noch keine Sekunde gedacht. Und das war mehr als seltsam. Eine Mutter, die sich keine Gedanken über den Namen ihres Kindes machte! Das war nicht normal.

Die Kleine war in Notre Dame zur Welt gekommen, und mit »unserer Dame« war zweifellos Maria gemeint. Also: Maria, Mara, Mareille, Marina, Maralena, Marie. Marie! Marie war gut.

Und sie musste die Geburt vor dem einsitzenden Travenhorst geheim halten.

Wie lange war das möglich? Wie würde er reagieren? Würde er sein Versprechen halten und sie und das Kind in Ruhe lassen, da es ja nun auf der Welt war? Sie hatte ihren Teil der Abmachung somit eingelöst, doch konnte man dem Wort eines Serienmörders mit einer multiplen Persönlichkeitsstörung vertrauen?

Sie rief in ihrem Hotel an. Nachdem sie erklärt hatte, dass sie

überraschend ihr Kind bekommen habe, hellte sich die Stimme am anderen Ende der Leitung auf. Sie unterbrach den Portier und bat ihn, ihr gesamtes Gepäck mit einem Taxi ins Krankenhaus bringen zu lassen.

Sie würde ihre Zeit hier weder mit einer Wochenbettdepression vergeuden noch damit, sich den Kopf über die Zukunft der kleinen Marie zu zerbrechen. Jetzt ging es um Mangold.

Sie musste ihre Unterlagen durchgehen, vielleicht gab es einen Hinweis, den sie übersehen oder nicht ernst genug genommen hatte.

Nachdem ein Taxifahrer zwei Stunden später ihren Koffer, das Notebook und einen Blumenstrauß des Hoteldirektors gebracht hatte, stöpselte sie ihren WLAN-Stick ein und rief ihre E-Mails ab.

Sie schickte Sienhaupt eine Nachricht mit der Bitte, ihr alle verfügbaren Daten zum Fall sowie die entsprechenden Berichte zu schicken.

Es dauerte keine Minute, bis Sienhaupts Antwort kam. In gestochener und sehr höflicher Sprache teilte er ihr mit, dass er alle verfügbaren Daten auf einen externen Speicher laden würde und nannte Benutzernamen und Passwort, so dass sie darauf zugreifen konnte.

Als sie seinen Gruß las, erschrak sie. Wie konnte er das wissen? Sie setzte ihre Lesebrille auf und las den Satz noch einmal: »Herzlichen Glückwunsch zur Geburt von Marie. Peter Sienhaupt.«

*

Weitz fuhr die Hauptstraße von Büchen entlang. Ein tristes und ödes Kaff, das seine Glanzzeiten erlebt hatte, als hier noch der

Interzonenzug zwischen der Bundesrepublik und der DDR verkehrte.

Hier waren Bananen, Apfelsinen und Bohnenkaffee an die Rentner verteilt worden, die mit den Interzonenzügen in den Westen fuhren. In umgekehrter Richtung war die nächste Station das auf DDR-Gebiet liegende Schwanheide.

Neben dem Bürgerhaus entdeckte Weitz ein Lokal, parkte seinen Wagen und ging hinein. Hier schien die Zeit stehen geblieben zu sein: der Stammtisch mit gusseisern eingefassten Kristallaschenbechern, die Kasse des Sparvereins und Dutzende Fußballflaggen regionaler Verbände zierten die Gaststube.

Der Wirt sah Weitz misstrauisch an, als er ihm den frisch aufgebrühten Bohnenkaffee auf den Tresen stellte. Außer ihm waren nur zwei Männer in dem Lokal. Schweigend saßen sie einander gegenüber, ohne sich anzusehen.

»Ich hab da noch mal ’ne Frage zu Horst Eckes.«

»Ich sag nichts«, sagte der Wirt mürrisch. »Die Presse war auch schon da. Wir haben nichts davon mitgekriegt. Basta.«

Er wischte einmal kurz mit einem Handtuch über den Tresen, als wollte er jede Erinnerung an Eckes löschen.

Weitz nahm einen Schluck Kaffee und griff dann sehr langsam in sein Holster. Er klippte den Verschluss auf, zog seine Sig Sauer heraus und legte sie auf den Tisch.

Der Wirt sah ihn entsetzt an.

»Wissen Sie, was ein Kollateralschaden ist?«, fragte Weitz.

»Nee, also ja.«

»Soll ich es Ihnen erklären?«

»Wenn was kaputtgeht, was gar nicht dazugehört«, beeilte der

Wirt sich zu antworten.

Weitz nickte bedächtig.

»Wenn was kaputtgeht, was gar nicht dazugehört. Genau. Wissen Sie, es kommt immer zu Kollateralschäden, wenn wenig Zeit da ist. Sie verstehen?«

Der Mann nickte und trocknete sich unentwegt die Hände ab.

»Ich verstehe«, sagte er und machte Anstalten, in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Dann kam er aber wieder zurück und sagte: »Sie sind nicht von der Presse?«

»Ich bin ein Bulle, ein ziemlich ungemütlicher Bulle. Einer von den bösen Jungs in Uniform. Sie verstehen?«

Der Mann nickte mit leicht geöffnetem Mund.

»Sie werden mir mal fix erzählen, was der liebe Horst hier so getrieben hat.«

»Ich kümmere mich nicht um andere Leute.«

Weitz hob kurz die Waffe an, im Gesicht des Wirts erschien blankes Entsetzen.

Deutlich konnte Weitz an seinem hüpfenden Adamsapfel sehen, dass der Mann Schwierigkeiten beim Schlucken hatte.

»Also. Womit hat Eckes sein Geld verdient?«

»Arbeitslosengeld, glaube ich.«

»Und was hat er sonst noch so gemacht?«

Dem Wirt standen Schweißperlen auf der Stirn. Er beugte sich über den Tresen und sagte: »Schwarzarbeit.«

»Wo hat er denn schwarzgearbeitet?«

»Nein, nein«, zischte der Mann. »Er hat Schwarzarbeiter besorgt. Am Bahnhof drüben auf dem alten Gleisbett war so ein Treffpunkt.«

»Was für ein Treffpunkt?«, fragte Weitz.

»Das hat sich wohl rumgesprochen. Da hat er Polaken und Russen und Schwarze eingeladen. In seinen Wagen. Was er halt so brauchte.«

»Ich habe keine Lust auf Rätselraten. Was soll das heißen, ›was er so brauchte‹?«

»Er hat Hotels, Pensionen und Restaurants an der Küste versorgt. Bis rauf nach Flensburg ist der gekommen. Leute für die Küche, Tellerwaschen, Zimmer herrichten … billige Arbeitskräfte eben.«

»Er hat Illegale vermittelt?«

»Das wusste hier jeder, aber da hat sich niemand drum gekümmert. Der war ein komischer Kerl. Hatte nie Besuch. Verwandtschaft gab's auch nicht. Hat sich da hinten, da neben dem Spielautomaten, ein Mal die Woche hingehockt und sich die Rübe abgeschossen. Bier und Korn. Jede Woche. Hat mit keinem geredet, keinen Ärger gemacht, hat bezahlt und war wieder weg.«

Weitz fragte nach der Rechnung, doch der Wirt winkte ab.

»Geht aufs Haus«, sagte er.

»Danke«, sagte Weitz. Vor der Tür drehte er sich noch einmal zum Wirt um und fragte: »Ist Ihnen in den letzten Tagen ein Fremder aufgefallen in dem Dorf oder der Stadt oder was immer das Kaff hier sein soll?«

Der Wirt schüttelte den Kopf, korrigierte sich dann jedoch.

»Da hat jemand angerufen und gefragt, wer sich da immer an den alten Gleisen rumtreibt. War das keiner von Ihren Kollegen? Ich meine, falls es eine Belohnung gibt …«

»Was wollte der Anrufer genau wissen?«

»Na wer sich an den alten Gleisen rumtreibt.«

»Und Sie haben es ihm gesagt.«

»Nur wegen der Ausländer. Das geht doch nicht. Da hat es in letzter Zeit Einbrüche gegeben. In Gartenlauben. Aber da kümmert sich keiner drum. Schon gar nicht die Polizei. Mörderjagd macht ja auch mehr Spaß.«

Die beiden anderen Gäste taten so, als würden sie von dem Gespräch nichts mitbekommen. Beide hatten ihre Köpfe eingezogen.

Weitz lächelte, ging an den Stammtisch, nahm den Bleikristallaschenbecher und schmetterte ihn gegen die Vereinskasse. Dann legte er grüßend die Hand an die Stirn und sagte: »Das macht Spaß. Richtig großen Spaß.«

*

Hensen pfefferte einen Stapel mit Ausdrucken quer über den Tisch. Es war hoffnungslos. Die Recherchen zu außerordentlichen Vorkommnissen im Zusammenhang mit Toten oder Tod führten ins Uferlose.

Es gab Mitarbeiter von Beerdigungsunternehmen, die die Toten heimlich in obszönen Stellungen fotografiert und die Fotos ins Netz gestellt hatten. Einbrüche in private Bestattungsinstitute und Friedhofskapellen, bei denen die Eindringlinge einen Blick auf die Aufgebahrten werfen wollten, schienen im Trend zu sein. Offenbar waren sie so eine Art Mutprobe für Jugendliche. Leichenschändungen, insbesondere auf kleineren Friedhöfen, waren in allen Bundesländern verzeichnet. Dann gab es zahllose Fälle, in denen Kinder oder Jugendliche tagelang neben den verstorbenen Müttern oder Vätern zugebracht hatten. Es kam auch vor, dass die verstorbenen Verwandten in Tiefkühltruhen aufbewahrt wurden,

damit weiterhin Renten oder Pensionen kassiert werden konnten.

Hensen schüttelte den Kopf und wählte Kajas Handynummer.

»Wir brauchen eine Eingrenzung«, sagte er zu ihr.

»Ich verstehe«, sagte Kaja. »Nach dem, was wir an den Tatorten gefunden haben, würde ich das Alter des Täters zwischen 30 und 45 schätzen. Entsprechend sollte man zurückrechnen.«

»Ist das sicher?«

»Nein, 90-prozentige Wahrscheinlichkeit«, sagte Kaja. »Die Eingrenzung auf Norddeutschland halte ich für gefährlich. Der Täter kann zugezogen sein.«

»Beruf?«

»Schwer zu sagen, jedenfalls gebildet.«

»Die Gerichtsmediziner haben im Darm des Toten von Büchen ein technisches Endoskop gefunden.«

»Ein was?«

»Ein Gerät, mit dem Handwerker sich Leitungen von innen ansehen. Rohre und so. Vorn sind eine Lampe und ein Objektiv angebracht, hinten ein kleiner Monitor.«

»Er hat sich …?«

»Genau«, sagte Hensen. »Ist es eigentlich sicher, dass es sich um einen Mann handelt?«

»Schon. Die Wiederbelebung erfordert viel Kraft. Außerdem wurden die Körper umgedreht und in andere Positionen gebracht. Ich glaube nicht, dass es eine Frau ist.«

Kaja versprach, sich sofort wieder zu melden, sobald sie weitere Informationen hatte.

Weitz rief an, als Hensen gerade die Archivseiten vom

Hamburger Abendblatt öffnete.

»Illegale«, sagte Weitz.

Hensen stellte um auf die Freisprechanlage und sagte:

»Geht's ein wenig präziser?«

»Der Killer aus Büchen hat Migranten ohne Arbeitserlaubnis an Hotels und Restaurants und hundertpro auch an Bauern verscherbelt. Da dürfen die dann für zwei fuffzig am Tag schuften.«

»Wie ist er an sie rangekommen? Ich dachte, sie treten in der Öffentlichkeit gar nicht in Erscheinung.«

»Er hat eine stillgelegte Gleisanlage zum Sklavenmarkt umfunktioniert. Bei den Asylanten hat sich das wohl rumgesprochen.«

»Das heißt, er konnte sich da einfach bedienen? Und niemand hat die Leute vermisst?«

»So sieht's aus. Lost in Germany«, sagte Weitz. »Der war gut im Geschäft. Vermittlungsprovisionen, und wenn es ihn überkommt, schlachtet er ein paar Frauen.«

»Hinweise, wie er aufgespürt wurde?«

»Es gab einen Anrufer. Der hat sich gezielt nach den Bahngleisen erkundigt, wo Eckes sich mit den Migranten getroffen hat.«

Hensen meinte, er melde sich gleich wieder und ging zu Sienhaupt.

»Wir brauchen Hotels oder Restaurants an der Ostseeküste, die schon mal wegen Beschäftigung von Illegalen aufgefallen sind.«

Ein paar Minuten später druckte Sienhaupt ihm eher beiläufig zwei Adressen aus.

Tannen informierte Weitz und bat ihn, sich dort umzusehen. Vielleicht war Eckes ja mit einem anderen Sklavenhändler dort aufgetaucht. Sie mussten unbedingt herausfinden, wie der Killer mit der Wiederbelebungsmasche seinen mordenden Kollegen Eckes ausfindig machen konnte.

Sienhaupts Drucker ratterte ohne Unterbrechung, alles Fälle, bei denen Kinder oder Jugendliche mit dem Tod in Berührung gekommen waren. Hensen überflog einen Bericht, in dem es um die Versammlung schwarz gekleideter Jugendlicher auf einem niedersächsischen Friedhof ging. Sie hatten einen Toten ausgegraben und ein Ritual mit Handknochen veranstaltet. Aufgeflogen war die Geschichte nur, weil einer der Jugendlichen die Knochen mit nach Hause genommen hatte, um sie noch einmal eingehender zu untersuchen.

»Wir haben nur einen Bruchteil der Fälle in Daten«, sagte Tannen. »Das Meiste müsste undigitalisiert im Archiv zu finden sein.«

»Und weil die Fälle nicht unter einer gemeinsamen Überschrift zusammengefasst sind, müssten wir sie einzeln heraussuchen. Unmöglich, das in kurzer Zeit zu schaffen.«

Tannen nickte und wandte sich wieder den Fotos zu, die Weitz so nebenbei aus seiner Tasche gezogen hatte und die den Tatort in der Wohnung der Archäologin in seinem Urzustand zeigten.

»Was ist mit dieser Feder?«, fragte Tannen. »Auf Weitzens Foto ist deutlich eine Feder zu erkennen, und die haben wir auch bei der Toten im Bunker gefunden.«

»Hat sicher wieder etwas mit Mythen oder Religionen zu tun«, antwortete Hensen.

»Stimmt«, sagte Tannen und las vor, was er gerade

hochgeladen hatte:

»In der römischen Religion wurden damit die Heiligtümer der Göttin Juno geschmückt. In der ägyptischen Religion spielt sie im Totenbuch eine große Rolle. Die Feder der Maat wurde mit dem Herz aufgewogen, das als Sitz der Seele galt. Wenn die Seele genauso leicht war wie die Feder, wurde sie nicht von Ungeheuern gefressen, sondern durfte in das heilige Binsengeflecht.«

»Das heilige was?«, fragte Hensen.

»Binsengeflecht. Ist wohl so etwas wie das Paradies bei den Ägyptern.«

Hensen bemerkte, dass Sienhaupt ihnen aufmerksam zugehört hatte. Nun gab er hektisch irgendetwas in den Computer ein.

Hensen ging zu ihm rüber. Er war dabei, eine Unmenge an Suchprogrammen in Stellung zu bringen. Statt einzelner Suchbegriffe ließ er ganze Dokumente im Netz abgleichen. Wenn Hensen es richtig verstand, markierte er einige Begriffe, nach denen ihrer Häufigkeit entsprechend in Dokumenten gesucht werden sollte. Auch das Wort »Feder« war markiert.

Hensen ging in die Küche und setzte einen Kaffee auf.

Es war unfassbar, dass der Killer, den es in Büchen selbst erwischt hatte, seine Opfer mit einem Küchengerät erschlagen hatte. Wie viele mochten es gewesen sein?

Wären sie im Zuge ihrer Suche nach dem Serienmörder nicht zufällig auf die Spur dieses biederen Rentners gestoßen, hätte der munter weitermorden können.

Die Vietnamesin musste der Auftakt seiner Serie gewesen sein, in deren Verlauf er Frauen tötete, die als Illegale hier niemand vermisste. Er hatte sich Opfer ausgesucht, die vor der

Polizei auf der Flucht waren und von einer regelmäßigen Arbeit und einem sicheren Hafen träumten. Schattenmenschen.

Offen blieb vorerst, wie der Stempel, mit dem er versucht hatte, der Vietnamesin auch nach seiner Zeit in der Ausländerbehörde einen legalen Aufenthaltsstatus zu verschaffen, nach Afghanistan gekommen war. Doch das hatte Zeit.

Jetzt mussten sie Mangold finden. Und zwar schnell. Sehr schnell.

Die Espressokanne fauchte. Er nahm sie von der Herdplatte, goss sich eine Tasse ein und süßte das Getränk mit zwei Stevia-Tabs.

»Wir haben einen Treffer!«, rief Tannen plötzlich. »Und was für einen!«

Der Schlitten, auf dem Mangold befestigt war, wurde weiter durch die Röhre gezogen. Über ihm war ein ägyptischer Papyrus befestigt. Oder bildete er sich das nur ein? Er fühlte sich seltsam leicht, fast schwebend. Der Mann musste ihm Drogen gegeben haben.

Woher kannte er nur diese Stimme, die dumpf zu ihm in die Röhre drang? Sie war verstellt, aber er kannte sie. Ganz sicher.

Ich werde sterben, dachte Mangold im nächsten Augenblick. Ein Gedanke, der ihm seltsamerweise keine Angst machte.

Aber warum hatte er keine Angst? Jeder Mensch in einer solchen Situation hatte Angst. Er musste wieder klar werden, musste seine Gedanken wieder zusammensetzen. Und dazu gehörte Angst. Todesangst.

Er war aus dem Flugzeug gestiegen. Die Abfertigungshalle. Dann rüber zum Parkhaus, ja, er erinnerte sich an den Parkscheinautomaten. Dann … das Handy … die Nachricht! Er hatte eine Nachricht bekommen! Genau. Er sollte zu einem Tatort fahren. Von wem kam die Nachricht? Wohin sollte er fahren?

»Sehen Sie auf den Papyrus. Das sind Sie, Mangold. Es ist Ihre Geschichte.«

Meine Geschichte.

»Sehen Sie Ihre Geschichte. Sehen Sie hin.«

»Aber was wollen Sie?«, sagte Mangold. Seine Zunge war bleischwer, und seine Stimme klang fremd.

»Was ich will? Ich schicke Sie auf eine Expedition, die noch niemand gewagt hat. Sie wissen doch noch, was ich Ihnen damals gesagt habe?«

Weitz hatte die Lokale, deren Adressen die Kollegen genannt hatten, schnell ausfindig gemacht. Er ging zuerst in das gut besuchte Restaurant »Sieben Pfannen« und fragte eine Kellnerin nach dem Chef. Sie sah ihn mitleidig an und schickte ihn in die Küche.

»Was wollen Sie?«, herrschte ihn einer der Köche an. »Kommen Sie in zwei Stunden wieder!«

»Sind Sie der Chef?«

Der Mann nickte. Weitz zeigte seinen Ausweis und zeigte auf einen Platz neben der Spüle. Zwei Köche richteten auf einer Arbeitsplatte die Teller an, zwei andere waren am Herd beschäftigt. Ein Kellner stürmte in die Küche, rief: »Einmal Sauerfleisch spezial und gebratener Aal!« und verschwand sofort wieder.

»Hören Sie, Sie sehen doch, was hier los ist! Und was will die Hamburger Polizei von mir? Ich hab einen Fehler gemacht, gezahlt, und gut is'.«

»Es geht um Herrn Eckes.«

»Mit dem hab ich nichts mehr zu tun.«

»Aber Sie kennen ihn.«

»Ja.«

»Er hat Ihnen Schwarzarbeiter vermittelt.«

»Zwei. Eine von denen ist nie mehr erschienen. Nachdem ich sie eingearbeitet hab. Tolle Wurst.«

»Haben Sie Horst Eckes deshalb angerufen?«

»Ich hab ihn vorher angerufen. In der Hauptsaison. Hab gefragt, ob er mir zwei Küchenhelfer vermitteln kann.«

»Woher hatten Sie seine Telefonnummer?«

»Er kam eines Tages hier vorbei und hat mir seine Visitenkarte dagelassen.«

»Hatte er mal jemand anderen dabei? Ich meine, außer den Sklaven, die er Ihnen gebracht hat?«

Der Mann verneinte und sah gequält zu den Köchen am Herd. Mehr war aus ihm nicht herauszubekommen. Selbst auf die Drohung mit der Bundespolizei hin fielen ihm keine weiteren Details ein.

Nachdem Weitz das Restaurant verlassen hatte, rief er Marlit an.

»Ich steh mächtig unter Druck«, sagte er. »Du hast doch von dieser komischen Haltung mit dem Arm gesprochen.«

»Ägyptische Zeichnungen«, sagte sie.

»Könnte das etwas mit einem Totenritual zu tun haben?«

»Ägyptisches Totenbuch«, sagte Marlit. »Es sind genaue Anweisungen, was mit einem nach dem Tod passiert und was man antworten soll, wenn man von den Richtern befragt wird. Und die Feder. Mit ihr wird das Herz aufgewogen.«

*

Tannen las den Zeitungsbericht durch, den Sienhaupts Suchprogramme ausgegraben hatten.

»Was ist es?«, fragte Hensen, der seine Tasse zum Platz des Savants balancierte.

»Die Geschichte einer Frankfurter Pathologin, die bereits begonnen hatte, einen scheintoten Jungen aufzuschneiden. Sie hat es im letzten Moment gemerkt, und der Siebenjährige ist dann wieder zu Bewusstsein gekommen. Er hat dann erbrochen, was seine Luftröhre verstopft hatte.«

»Was erbrochen?«

»Federn.«

»Ein Alptraum«, sagte Hensen. »Aber wie geht das?«

»Die Pathologin muss geschlampt haben«, sagte Tannen. »Nicht auf die Zeichen geachtet.«

»Von welchen Zeichen reden Sie?«

»Das wird schon jedem Streifenpolizisten eingebläut. Die vier Zeichen des Todes.«

»Ist das ein Kung-Fu-Film?«, erkundigte Hensen sich ungeduldig.

»Leichenflecken, Leichenstarre, Fäulnis und nicht mit dem Leben zu vereinbarende Verletzungen.«

Hensen verbrannte sich beim Nippen an der Tasse die Oberlippe, stellte den Espresso auf dem Konferenztisch ab und rief Kaja an.

Er stellte das Telefon wieder auf laut, während er ihr den Zeitungsbericht vorlas.

»Könnte das passen?«, fragte er.

»Unbedingt!«, antwortete Kaja. »Der Täter will das Erlebnis wiederholen, aber eben nicht selber. Er verschafft sich den Kick über die Todeserfahrung seiner Opfer.«

»Hat es bei dem Jungen damals so eine Art Schock ausgelöst?«

»Gut möglich. Stellen Sie sich vor: Sie wachen plötzlich auf einem Seziertisch neben lauter Leichen auf, vor Ihnen eine Frau mit Mundschutz und einem Skalpell in der Hand!«

Hensen verabschiedete sich eilig, während Tannen die Telefonnummer der Frankfurter Pathologie heraus-suchte.

»Das ist 33 Jahre her«, sagte er. »Wir brauchen jetzt Glück,

viel Glück!«

Die Sekretärin des Institutsleiters meldete sich. Als Tannen sie auf den scheintoten Jungen ansprach, sagte sie, sie habe davon gehört.

Ob sie den Namen des Jungen wisse?

»Na wissen Sie, wir heben hier ja eine ganze Menge auf, aber 33 Jahre? Das können Sie vergessen!«

»Vielleicht in Ihren Akten? Im Keller?«

»Wir haben eine Heizung im Keller, aber keine Akten. Die wurden, soweit entbehrlich, entsorgt. Ansonsten würden wir im Papier ersticken.«

»Und Ihre Mitarbeiter können sich auch nicht erinnern? Kleinigkeiten würden uns schon helfen.«

»Sicher nicht«, sagte die Sekretärin. »Die von damals arbeiten doch längst nicht mehr hier. Aber ich kann Ihnen sagen, wo Sie Frau Dr. Fleischner finden.«

»Ist das die Pathologin …«

»Genau. Sie ist leider nicht mehr ganz klar im Kopf und lebt in einem Heim im Taunus.«

Während Hensen sich bedankte und verabschiedete, hatte Tannen bereits die Telefonnummer der Pflegeeinrichtung herausgesucht.

Der leitende Arzt der Klinik bedauerte. Nein, er könne Frau Dr. Fleischner nicht ans Telefon holen, sie sei zu verwirrt, manchmal wisse sie nicht einmal, was ein Telefon sei. Nein, man sei eine Pflegeeinrichtung, da werde außer der Krankengeschichte und anderer für die Mediziner relevanter Informationen nichts weiter über die Patienten dokumentiert.

Als Tannen betonte, wie dringend es sei und dass es

tatsächlich um Leben und Tod gehe, willigte der Arzt ein, dass ein Polizist sie besuchen dürfe.

»Das kostet alles viel zu viel Zeit«, sagte Tannen, nachdem Hensen aufgelegt hatte.

»Aber es ist unser einziger Ansatzpunkt«, erwiderte Hensen, der sich schon seinen Trenchcoat übergeworfen hatte.

»Buchen Sie mir einen Flug nach Frankfurt, und machen Sie ein wenig Polizistendampf, falls die Maschine voll sein sollte!«

Es hat nur noch keiner versucht, Mangold. Niemand hat es gewagt, in diese unbekannte Welt vorzustoßen. Vor allem die Selbstmörder nicht, die mit ihrem Fluchtgepäck aus Gedanken nichts verstehen.

Was ist da? Das Ungewisse jenseits des Lebens, von dem wir nicht wissen, ob es hell ist und freundlich oder finster und kalt. Wir wissen nicht, welchen Ort es da drüben gibt. Und auch nicht, ob der Tod nicht vielleicht mitten unter uns ist.

Die Mediziner? Nahtoderfahrungen? Nichts als vorsichtige Stocherei. Abfallprodukte, aufgesammelt aus dem Rinnstein der Philosophie und der Religionen. Wegweiser, allenfalls.

Mangold, einer muss endlich davon berichten, denn nur ein einziger Blick in jene Welt – und im Diesseits würde sich alles verändern. Ein Fünkchen Gewissheit. Das wäre der Moment, in dem sich die Welt aus den Angeln heben ließe.

Niemand ist bisher zurückgekehrt. Warum eigentlich nicht? Mangold, Sie können der Pionier sein. Ist das nicht großartig?

Dies ist die Öffnung des Totenreichs, Mangold. Sprechen Sie mit, aus dem Totenbuch der Ägypter:

»Oh du Widder mit großer Autorität –

Siehe, da bin ich, um dich zu schauen!

Ich habe die Unterwelt geöffnet

und meinen Vater Osiris geschaut,

Ich habe die Finsternis beseitigt,

ich bin sein Sohn, den er liebt.

Ich bin gekommen,

um meinen Vater Osiris zu schauen,

den der Wunsch des Seth verletzt hat, der Böses getan hat gegen meinen Vater Osiris.

Ich habe alle Wege geöffnet,

die im Himmel und in der Erde sind,

denn ich bin der Sohn, den sein Vater liebt.

Siehe, ich bin edel, ich bin verklärt,

ich bin ausgestattet.

O jeder Gott, jeder Totengeist –

Ach gebt mir den Weg frei,

denn ich bin Thot, wenn er emporsteigt!«

Vor dem Frankfurter Flughafengebäude stieg Hensen in ein Taxi und sah auf die Uhr. Die Zeit rannte ihnen davon.

Was immer der Täter mit dem Kommissar vorhatte – Hensen hoffte, dass es länger dauern würde. Ihnen blieb keine Wahl. Nur über den Täter würden sie Mangold finden. Sie mussten so schnell wie möglich herausfinden, wer dieser Junge war, der damals den Schock in der Pathologie erlitten hatte und hinter dem sich ihr Täter verbarg.

Er gab dem Taxifahrer die Adresse des Pflegeheims und bat ihn, sich zu beeilen.

»Eine dienstliche Ermittlung«, sagte Hensen, der im selben Moment nicht glauben konnte, was er da gerade gesagt hatte.

Sie fuhren über Schnellstraßen in den Taunus und erreichten nach einer knappen Dreiviertelstunde ihr Ziel. Hensen bat den Taxifahrer, zu warten. Der nickte und begann, sich eine Zigarette zu drehen.

Nachdem die Empfangsdame ein Telefonat mit dem verantwortlichen Arzt geführt hatte, wurde Hensen von einer Pflegerin in den Park hinter dem Haus geführt.

Frau Dr. Hannelore Fleischner saß in einem weiß lackierten Holzsessel und blickte in die Ferne, schütteres graues Haar, eingefallene Wangenknochen, einen gehäkelten Strickumhang über den Schultern und die Hände im Schoß gefaltet.

Hensen zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben sie.

Sie wandte den Kopf in Zeitlupe in seine Richtung und fragte: »Sind Sie der neue Arzt?«

»Nein, ich komme Sie besuchen.«

»Ach so.«

»Frau Dr. Fleischner, wir bräuchten Ihre Hilfe.«

»Doktor? Wieso Doktor? Sind Sie doch der Arzt?«

Die neben ihnen stehende Schwester sah Hensen achselzuckend an.

»Sie haben mal als Doktorin gearbeitet, können Sie sich daran erinnern?«

»Sie wollen Besuch sein? Wo sind denn die Blumen?«

»Sie haben als Pathologin gearbeitet.«

»Das kann ja jeder sagen. Was ist das?«

»Sie haben tote Menschen untersucht.«

»Stimmt. Das ist aufregend, nicht?«

»Oh ja. Und da ist einmal was passiert.«

»So?«

»Die Geschichte mit dem Jungen.«

»Die Geschichte mit dem Jungen, ja, ja.«

»Können Sie sich erinnern?«

»Woran denn?«

»An den Jungen. Der auf Ihrem Tisch lag und noch lebte. Den Sie beinahe obduziert hätten.«

»Obdu… was?«

Hensen sah wieder auf die Uhr. Er saß hier mit einer Frau, der die Hirnzellen abgestorben waren, während sich Mangold in der Hand eines verrückten Mörders befand.

»Wann kann ich denn nun endlich nach Hause?«, fragte sie.

»Aber Sie sind doch zu Hause«, sagte die Schwester. »Sie haben es doch schön hier.«

»Jemand hat die Hausnummern vertauscht«, sagte sie und wandte sich wieder an Hensen.

»Und Sie? Was wollen Sie von mir?«

»Ich bin der Besuch.«

»Ha«, sagte sie. »Sie sind aber ein langweiliger Besuch. Auf Wiedersehen.«

Dann wandte sie sich wieder der Leere zu, die sich irgendwo da hinten am Waldrand befinden musste.

Die Pflegerin nahm Hensen zwei Schritte zur Seite und sagte:

»Felix Rademann.«

»Wie?«

»Na, manchmal hat sie gute Tage, dann kann sie sich an vieles erinnern. Da ist sie wirklich gut beieinander. Dann redet sie über Felix Rademann. Plötzlich und zusammenhanglos sagt sie dann: ›Felix Rademann‹.«

»Und Sie sind sicher, dass es sich um den scheintoten Jungen handelt, der auf ihrem Tisch lag?«

»Ich kenne die Geschichte. Ja, das ist Felix Rademann.«

»Wieso sind Sie so sicher?«

»Sie hat einmal gesagt: ›Felix, das heißt der Glückliche, und ich hätte den fast in den Himmel geschickt.‹ Und dann: ›Da wird der liebe Gott böse auf mich sein. Hoffentlich ist er nicht böse.‹«

»Und wo dieser Felix Rademann wohnt, das wissen Sie nicht zufällig?«

»Aber nein, das ist doch eine ganz alte Geschichte.«

*

»Ich bin dafür, wir gehen rein und reißen dem Typ mit ’ner Rohrzange die Fingernägel raus«, sagte Weitz und starrte auf das Mietshaus.

»Und dann?«, fragte Tannen. »Was ist, wenn er uns Mangolds Aufenthaltsort nicht verrät?«

»Scheiße, ich hol mal einen Galão«, sagte Weitz und verließ den Wagen.

Tannen sah sich um.

Die Dietmar-Koel-Straße bereitete sich auf die Menschenmassen vor, die auch diesen Samstagabend wieder in das Portugiesen-Viertel am Hafen einfallen würden.

Ein Wirt rückte die Tische vor seinem Lokal zurecht und wischte sie mit einem Lappen sauber. Nebenan schrieb ein Mann mit weißer Schürze die Spezialitäten des Tages auf eine Schiefertafel. In den zwischen den Lokalen liegenden Shops, die Touristenware, Schiffszubehör und Bücher anboten, bereitete man sich ebenfalls auf das Abendgeschäft vor.

Ohne große Schwierigkeiten hatten sie sofort nach Hensens Anruf die Adresse von Felix Rademann herausgefunden. So wie es aussah, brachte er sich nach einem abgebrochenen Studium mit Gelegenheitsjobs durch. Eintragungen über Vorstrafen waren im Polizeiregister nicht zu finden.

Weitz pochte mit dem Ellenbogen gegen das Fenster und reichte Tannen dann einen Pappbecher.

»Was ist, wenn Rademann gar nicht zu Mangolds Versteck geht?«

»Wir müssen abwarten. Festnehmen können wir ihn immer noch.«

»Auf deine Verantwortung«, sagte Weitz und schlürfte seinen Kaffee.

Eine gute halbe Stunde später wurde das Haustor geöffnet, und Rademann erschien. Auf dem Kopf trug er eine dunkle Baskenmütze und um die Schultern eine Jacke in grüner Tarnfarbe. Er begrüßte einen Gast an einem der Tische. Dann schlenderte er ohne Eile in Richtung Landungsbrücken.

»Der sieht aus wie ein Kiffer«, sagte Weitz.

Während er ausstieg, um dem Mann zu Fuß zu folgen, fuhr Tannen den Wagen in großem Abstand und mit Schritttempo Richtung Hafen.

Über Funk teilte Weitz ihm mit, er gehe über die Landungsbrücken zur Hafencity und folge Rademann mit einem Abstand von etwa dreißig Metern.

Außer Sichtweite fuhr Tannen unter der U-Bahn-Brücke langsam an den parkenden Autos vorbei.

In Höhe der Station Baumwall meldete Weitz sich erneut. Rademann gehe über die Niederbaumbrücke in die Hafencity.

Hatte er Mangold in einer der zahlreichen Baustellen versteckt? Oder in einem bereits fertiggestellten und noch nicht bezogenen Gebäude?

Bei der Weitläufigkeit des Geländes würden sie Tage brauchen, um es zu durchforsten.

Tannen beschleunigte den Wagen, fuhr über den Kanal und parkte dann neben einem Bürogebäude.

Kurze Zeit später meldete sich Weitz.

»Wir stehen hier an diesem kleinen Hafen. Er ist in einem Oldtimer verschwunden.«

»Sicher?«

»Ganz zielstrebig ist er auf einen dieser Kähne drauf. Saltige Deern. Hat einen schwarzen Anstrich. Was jetzt?«

»Warte«, sagte Tannen.

Fieberhaft überlegte er, was jetzt zu tun war. Sonderkommando einsetzen, das er ja bereits vor Stunden in Alarmbereitschaft versetzt hatte? Es selbst versuchen? Abwarten?

Tannen entschied sich für das Sonderkommando und war im Begriff, den Befehl durchzugeben, als es vernehmlich in seinem Handgerät knackte. Weitz.

»Ich hab einen Knall gehört, ich geh rein.«

Tannen alarmierte die Sonderkommission und raste zum Sandtorkai. Mit gezogener Waffe lief er geduckt auf den schwarz gestrichenen Fischkutter zu. In dem Augenblick wurde die Kajütentür mit einem lauten Krach aufgestoßen.

In gebückter Haltung und mit nach oben gestreckten Armen erschien Felix Rademann an Deck. In der Rechten hielt er einen Hammer.

»Fallen lassen!«, schrie Weitz. »Sofort fallen lassen und runter auf den Boden.« Rademann ging in die Knie und ließ den Hammer neben sich aufs Holzdeck poltern.

»Und Mangold?«, fragte Tannen.

»Keine Ahnung, sieh nach!«, antwortete Weitz, der Rademann Handschellen anlegte.

Tannen ging ins Innere des Fischkutters. Ein großer Tisch, Laderaum, historische Wimpel, sauber abgewaschenes Geschirr auf einer Spüle, auf dem Tisch ein Messingtopf.

Tannen trat die Türen zu einem Abstellraum und zu einer Schlafkoje ein. Keine Spur von Mangold. Per Funk alarmierte er die Hundestaffel, während draußen mit quietschenden Reifen die Wagen des Sondereinsatzkommandos bremsten.

Knappe Befehle wurden gegeben, Waffen entsichert. Die Beamten in Vierergruppen aufgeteilt.

»Alle Schiffe absuchen«, rief Tannen.

Dann wandte er sich an Felix Rademann.

»Wo ist er?«

»Wer? Wer soll wo sein? Ich verstehe nicht.«

*

22 Uhr. Hensen rief ein Taxi und ließ sich auf direktem Weg ins Präsidium bringen. Als er das Verhörzimmer betrat, erkannte er hinter der Spiegelscheibe neben dem Mann, der Felix Rademann sein musste, auch Tannen und Polizeidirektor Wirch.

»Es ist für Sie etwas ganz Großes, vielleicht sogar göttlich«, sagte Wirch gerade und fuhr sich durch seinen abstehenden Haarkranz.

Rademann schüttelte den Kopf.

»Was soll dieses Göttliche sein? Mein Hammer? Das Schiff? Was wollen Sie? Sagen Sie doch endlich, worum es überhaupt geht!«

»Wir fangen noch mal an. Was haben Sie auf dem Schiff gemacht?«

»Am Treppenaufgang gearbeitet.«

»Etwas genauer?«

»Ich habe vier Stufen ausgebessert, die im Laufe der Jahrzehnte dünn getreten wurden. Das passiert bei alten Schiffen.«

»Von wem haben Sie den Auftrag?«

»Vom Eignerverein.«

»Bei dem Sie Mitglied sind?«

»Genau.«

»Sie haben doch mal studiert?«

»Ja?«, sagte Rademann sichtlich überrascht.

»Was studiert?«, sagte Tannen.

»Physik. Aber es hat nicht gereicht.«

»Sie haben abgebrochen?«

»Ich wollte zunächst auf Lehrer umsatteln, aber auf den Schulbetrieb hatte ich keine Lust, also …«

»Verstehe«, sagte Wirch.

»… habe ich eine Tischlerlehre hinterhergeschoben. Heute bastle ich an alten Kähnen herum. Reparieren, restaurieren, Rückbau. Was wollen Sie eigentlich von mir?«

Wirch öffnete den vor ihm liegenden Aktendeckel und zog ein Foto heraus, das die tote Christiane Harnich zeigte.

»Was soll das?«

Statt einer Antwort zog Wirch ein zweites Foto aus der Mappe und schob es ihm vor die Nase. Es zeigte den Tatort im Tiefbunker.

»Das ist … schrecklich!«

Rademann wandte sich ab.

»Sicher«, sagte Tannen, »das ist schrecklich. Schrecklich, wie eben der Tod sein kann.«

»Weshalb zeigen Sie mir das?«

»Sie haben doch schon mal den Tod erlebt, nicht wahr?«

»Was heißt das?«

»Scheintot. Sie waren scheintot.«

»Ach das meinen Sie. Da war ich ein Kind. Hatte was verschluckt.«

»Federn«, sagte Tannen. »Es waren Federn.«

»Ja, sicher, aber was hat das mit den Fotos zu tun, und warum bin ich hier?«

»Wir verdächtigen Sie des Mordes«, sagte Wirch. »Und der Entführung.«

»Um Gottes willen! Sind Sie wahnsinnig?«

Hensen zog sich einen Stuhl heran, schob ihn jedoch wieder weg und ging ins Verhörzimmer.

Wirch sah ihn wütend an.

»Sie haben als Kind Alpträume gehabt?«, fragte Hensen.

»Sie meinen, nach diesem Vorfall?«

»Nachdem man Sie fast aufgeschnitten hat.«

»Klar, das brauchte eine Zeit.«

»Was für Bilder haben Sie gesehen, ich meine während der Träume?«

Rademann senkte den Kopf.

»Aufgeschnittene Leiber, Tunnel mit Licht am Ende, Höllenwesen?«, fragte Hensen.

Rademann hob den Kopf, und Hensen meinte, ein Lächeln zu sehen.

»Was ich gesehen und immer wieder gesehen hab? Soll ich es Ihnen sagen? Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Bitte!«, sagte Wirch.

»Das Gesicht dieser schreienden und sich an einem Tisch festklammernden Pathologin.«

»Dr. Fleischner?«

»Das hat mich wirklich erschreckt. Dieses entsetzte Gesicht, die aufgerissenen Augen und dann ihr Schreien, das gar nicht aufhörte.«

»Hat Sie das erregt?«, fragte Wirch.

»Himmel, nein, halten Sie mich für pervers?«

»Dieses Gesicht der Pathologin …«

»Ich hatte Angst. Ich … ich sehe es manchmal heute noch. Es

war, als hätte ihr ein wütender Gott neue Linien ins Gesicht geritzt. Wie eine Landkarte war das. Eine Landkarte von Schmerzen. Hört sich albern an, was?«

»Und was haben Sie gegen diese Alpträume unternommen? Sind Sie die losgeworden?«

»Ich hatte ärztliche Betreuung, und ich hab sie besucht.«

»Wen besucht?«

»Na, die Pathologin, Frau Dr. Fleischner.«

»Und?«

»Sie hat gezittert, andauernd gezittert. Einmal wollte sie mir Milch eingießen und hat alles verschüttet. Mit einem Arzt bin ich da hin. Außerdem, ihr Sohn ging ja in meine Klasse.«

»Ihr Sohn?«, fragte Wirch.

»Ja, der war sitzengeblieben und deshalb mit mir in einer Klasse. Dauernd musste ich ihm diese Geschichte erzählen. Der war ganz verrückt danach. Ist mir damals echt auf die Nerven gegangen.«

*

Kaja betrachtete den Säugling und konnte keine Ähnlichkeiten feststellen. Weder mit sich selbst noch mit Travenhorst.

»Was bist du?«, fragte sie. »Und vor allem, wer bist du?«

Sie berührte Marie mit dem Zeigefinger am Kopf und massierte dann ein Büschel Haare.

»Wir müssen uns erst kennen lernen, was?«

Nachdenklich betrachtete sie das Kind und massierte mit ihrem Zeigefinger die Stirn des Babys.

Dann verließ sie den Raum mit den Brutkästen.

Die Luft in ihrem Zimmer war abgestanden, und es roch nach Desinfektionsmitteln. Sie öffnete das Fenster, setzte sich an

den kleinen Tisch vor ihr Notebook, klappte es auf und stellte die Verbindung zu dem Server her, auf dem Sienhaupt die wichtigsten Dokumente ihres Falles abgelegt hatte.

Wo hatte der Täter Mangold versteckt? Was hatte er mit ihm vor?

Sicher, es gab jede Menge Hinweise auf verschiedene religiöse Rituale, doch besonders häufig waren Bezüge zum Totenbuch der Ägypter. Die gefährliche Reise durch die Unterwelt, bei der der Verstorbene mit Hilfe von Totensprüchen zu bestehen hatte. Man hatte sie an den Wänden älterer Gräber, auf Papyrus bei jüngeren Gräbern und auch in Sarkophagen gefunden.

Zunächst ein Privileg für die Pharaonen, konnten sich später auch reiche Beamte ein derartiges Totenbuch erstellen lassen, um damit ihrer Seele den richtigen Weg zu weisen. Berühmt geworden war ein komplett erhaltenes Totenbuch, das ein hochgestellter Schreiber namens Ani vor über 3000 Jahren in Auftrag gegeben hatte. 24 Meter maß der Papyrus.

Auf den Darstellungen wurde immer wieder das Totengericht gezeigt: Die Gottheit Anubis wog das Herz des Verstorbenen gegen die Feder der Maat auf, während die Gottheit Ammit wartete und Thot eine Liste schrieb. Nur wenn Herz und Feder gleich schwer waren, wurden dem Verstorbenen die Tore ins Paradies geöffnet. Wenn nicht, wartete ein krokodilähnliches Ungeheuer.

Die Sprüche und Darstellungen sollten ein Schutz vor Dämonen und vor den Fallen der Götter sein. Sie sollten vor dem Feuersee der Hölle bewahren und das Pendeln zwischen Diesseits und Jenseits ermöglichen. Aber sie sollten auch helfen, im Jenseits zu wohnen, Wasser, Nahrung und Opfergaben nutzen zu können, und sie sollten den Verstorbenen

durch das Reich der Götter geleiten. Nicht zu vergessen, dass die Inschriften helfen sollten, sich mit den Göttern gleichzustellen und sich ihnen vorzustellen. 42 Richtergöttern hatte der Verstorbene zu berichten, welche Freveltaten er nicht begangen hatte: kein Unrecht gegen Menschen, keinen Gott gelästert, nicht getötet, niemandem ein Leid zugefügt, keine Unzucht getrieben, nicht gestohlen, nicht habgierig gewesen, nicht die Unwahrheit gesagt, nicht gewalttätig gewesen, sich nicht größer gemacht, als er ist.

Der Täter ermordete gezielt Menschen, die mit dem Tod zu tun hatten. Deshalb musste Mangold als Leiter einer Mordkommission für ihn ein ganz besonderes Opfer sein.

War es möglich, dass er mit ihm die in den Pyramidentexten beschriebene Reise unternahm? Eine Illusion aufbaute?

Die Verstorbenen sollten dem Beispiel von Osiris folgen, der auf der Erde gelebt und einen schrecklichen Tod erlitten hatte. Er war wiederauferstanden. Hier gab es große Ähnlichkeiten mit der biblischen Wiederauferstehungsgeschichte von Jesus Christus.

Laut altägyptischer Vorstellung hatte man im Jenseits Feinde in Gestalt giftiger Vipern oder auch Dämonen. Daneben gab es freundliche Gottheiten, etwa Anubis, der mit einem Hundekopf erschien und der die Verstorbenen durch das Totenreich führte.

Wer alle Prüfungen mit Hilfe der Totensprüche überstand, durfte schließlich ins ewige Schilfreich oder auch Binsengeflecht.

War es möglich, dass der Täter dieses Ritual an einem Fluss oder See durchführte? Nein, denn er hatte nicht vor, Mangold ins Paradies zu entlassen. Er sollte zurückkehren. Er würde alles versuchen, um seine Wiederbelebungen an Mangold durchzuführen und mehr zu erfahren.

»Denk nach«, sagte sie laut zu sich selber und ging zum Fenster. »Denk nach, denk nach.«

Im Hinterhof parkten die Autos der Krankenhausangestellten. Eine Mauer aus riesigen, behauenen Steinquadern umschloss die Anlage. Die Verzierungen deuteten darauf hin, dass sich hier früher ein Park befunden haben musste. An der Schranke kontrollierte ein uniformierter Parkwächter die Ausweise.

Der Täter brauchte Ruhe. Nur fernab von Passanten und Neugierigen konnte er seine Tat ausführen. In Wohnungen, einem Tiefbunker oder … ja, wo gab es in Hamburg einen ruhigen Platz, an den er Mangold schleppen konnte ohne aufzufallen? Da es schnell gehen musste, vermutete sie, dass Mangold an einem verlassenen oder einsamen Ort mitten in der Stadt gefangen gehalten wurde.

Sie schickte Tannen eine E-Mail, in der sie ihre Vermutungen zusammenfasste. Zur Sicherheit sandte sie dieselbe E-Mail auch an Sienhaupt. Gut möglich, dass Tannen unterwegs war und keine Gelegenheit hatte, auf seinen Computer zuzugreifen.

Keine drei Minuten später kam Tannens Antwort: Sie hätten den Mann festgenommen, der als scheintotes Kind vor über 30 Jahren fast seziert worden wäre. Doch es sehe so aus, als sei er nicht ihr Täter.

Kaja antwortete umgehend: »Und Felix Rademann wohnt ausgerechnet in Hamburg?? Das kann kein Zufall sein. Auf keinen Fall!«

Wieder wurde er einige Zentimeter weiter vorgeschoben. Deutlich konnte er eine Naht in der Röhre erkennen. Wer immer für diesen Spuk verantwortlich war – er hatte sich viel Mühe gemacht. Warum all die Ehre? Oder waren auch schon andere durch dieses steinerne Nadelöhr gezogen worden?

Auch bei der Innenverkleidung der Röhre hatte er sich angestrengt. Deutlich waren Hieroglyphen zu erkennen, aber was sollte das bei jemandem, der sie nicht verstand?

Ein neuer Ruck nach vorn. Etwas spannte an seinem Arm, dann ein leichtes Stechen. Es mussten Kanülen sein, die in seinen Armvenen steckten.

»Meine Arme«, versuchte er zu sagen, doch seine Zunge war so geschwollen, dass er nur einen röchelnden Laut herausbrachte.

»Nitroglycerin und Adrenalin. Ich werde langsam Ihren Herzschlag herunterfahren und dann wieder anfeuern. Aber daran sollten Sie nicht denken. Konzentrieren Sie sich auf Ihre Aufgabe. Alles hängt davon ab. Vertrauen Sie mir.«

»Vertrauen«, brachte Mangold heraus, doch er bekam keine Antwort.

Die Darstellungen in der Röhre zeigten jetzt Menschen, die Gefäße in den Händen hielten. Eine Pharaonenmumie und die hundeköpfige Gestalt von Anubis.

Stiere tauchten auf, dann ein einzelner Mann mit einem Stab. War damit er gemeint? Dann Falken, Löwen und die Sonne, die zwischen den Hörnern eines Stieres getragen wurde.

Wieder setzte ihm diese Stimme zu, die er kannte und die sich einfach nicht mit einem Bild verbinden wollte:

»Oh Herr des Schreckens,

Oberhaupt der Beiden Länder,

Herr des Roten Blutes, dessen Richtstätte gedeiht,

der von Eingeweiden lebt!«

Was war, wenn er diese Röhre verließ? Würde dieser Irre ihn aufschneiden? Sein Herz auf die Waage der Maat legen?

Daran konnte er sich noch erinnern. Er hatte darüber gelesen, als er sich das große Modell der Pyramide von Gizeh gekauft hatte. Pyramiden, Scheingräber, falsche Abzweigungen und blinde Gänge. In dem gläsernen Modell war das gut zu erkennen.

Pyramiden … wenn man die Grundseite mal zwei nahm und durch die Höhe teilte, ergab sich die Zahl Pi. Nur durch sich selbst oder durch eins teilbar. Sind dann alle Dinge eins? Gibt es keine zwei, keine Dualitäten? Das Reich der Duat. So hieß das Totenreich, in das er jetzt eintreten sollte. Eins. Gab es gar kein Diesseits und Jenseits? War alles eins? Pi. Nur durch sich selbst und durch eins teilbar. »Das Eine ist Alles, das Alles das Eine«, hatte Hensen mal gesagt. Zen-Geplapper. Er stellte sich Hensen auf dem Meditationskissen vor. Hensen hob den Zeigefinger und sagte: »Die Zahl Pi.« Sienhaupt hätte seine Freude daran gehabt. Sienhaupt!

Er spürte, wie etwas in seine Venen schoss. Es nahm die Angst, sein Brustkorb war plötzlich frei. Nicht auf die Malereien im Rohr starren. Kammern. Pyramiden bergen zahlreiche Kammern.

Kaja. Kaja und das Kind. In einer Kirche geboren.

Unglaublich!

Sienhaupt! Wo blieb Sienhaupt? Und Hensen?

Plötzlich wusste er, wer da mit ihm sprach. Er sah ihn vor sich. Leibhaftig vor sich. So wie sie sich zum ersten Mal begegnet waren.

Tannen schloss die Dateien des Einwohnermeldeamtes. Unter dem Namen der Pathologin Fleischner jedenfalls war der Sohn nicht zu finden.

Am Schreibtisch telefonierte Hensen mit dem Heim in Frankfurt. Ein Pfleger hatte Hannelore Fleischner auf Drängen der Polizei geweckt und vorsichtig nach dem Nachnamen ihres Sohnes gefragt. Sie konnte sich nicht erinnern. Auch in den Heimunterlagen ließ sich seltsamerweise nichts finden.

»Entweder hat er seinen Namen verändert oder er hat geheiratet und den Namen seiner Frau angenommen«, sagte Hensen. »Fleischner heißt er jedenfalls nicht. Es ist zum Kotzen! Wir müssen herausfinden, wer er ist!«

»Sehr wahrscheinlich, dass er seinem früheren Klassenkameraden gefolgt ist«, sagte Tannen. »Schließlich war er anscheinend manisch besessen von dessen Nahtoderfahrung.«

Hensen trommelte auf den Tisch.

»Uns läuft die Zeit davon«, sagte er.

Tannen nickte. Gab es eine andere Möglichkeit, die Identität herauszufinden? Was, wenn der Täter gar nicht in Hamburg gemeldet war?

Sienhaupt versuchte Heiratsurkunden und -annoncen zu finden, die einen Hinweis auf den jetzigen Namen des Pathologinnensohnes hätten geben können. Bislang erfolglos.

Der Savant wusste, dass es um Mangolds Leben ging. Pausenlos fütterte er seine Suchmaschinen. Er war blass, auf seiner Stirn perlte Schweiß. Gut, dass Ellen Sienhaupt ihren Bruder so nicht sah.

Tannen hätte einiges darum gegeben, Sienhaupts Rechenschritte, Formeln und Programme zu verstehen. Er selber hätte nicht mal ein paar harmlose Wetterdaten herausgebracht.

Er gab »Skarabäus« und »Hamburg« in Google ein. Reisebüros und -gesellschaften, Schmuckgeschäfte, Büchertipps und Schmuckauktionen. Es war hoffnungslos. Er musste es eingrenzen.

Tannen wandte sich an Hensen:

»Was ist mit dem Mörder Horst Eckes? Wie konnte der Täter mit seiner Wiederbelebungsmasche von diesem Totschläger wissen? Wie konnte er ihn finden?«

»Keine Ahnung«, sagte Hensen. »Laut Weitz hat sich der Mann, der Eckes umgebracht hat, beim Wirt durchgefragt. Und der hat das alte Bahnhofsgelände in Büchen erwähnt.«

»Aber wie kommt er auf Büchen. Er muss etwas wissen, wovon wir keine Ahnung haben. Oder wir haben es noch nicht entdeckt. Einen Hinweis.«

Tannen gab »Bahnhof Büchen« ein. Verkehrshinweise, öffentliche Wettbewerbe, Umbaupläne, Wohnungsangebote. Er musste es präzisieren. »Gleisanlage Büchen«, Büchen als Grenzbahnhof der Interzonenzüge zwischen der Bundesrepublik und der DDR, Berichte über den Abriss des alten Bahnhofs. Die Adresse des getöteten Serienkillers Eckes gab die Suche nicht her.

»Wo genau hat Eckes die Frauen umgebracht?«, fragte Hensen.

»Wahrscheinlich in seinem Haus. Womöglich hat unser Wiederbelebungskiller ihn vom Bahnhofsgelände aus verfolgt.«

Auch Hensen probierte es mit den Stichworten »Bahngleise«,

»Büchen«, »Schwarzarbeit« und »Besonderheiten« in verschiedenen Verknüpfungen. Nichts als Tausende von Hinweisen auf Fahrpläne, Baupläne, Hinweise auf die Kommunalverwaltung und die Geschichte des Grenzbahnhofs.

Auf dem Schotter am Bahnhof hatten die Kollegen menschliche Blutspuren gefunden.

Tannen versuchte es mit der Kombination »Büchen« und »Schotter«. Wieder Hinweise auf Neubaumaßnahmen, dann eine Liste. Funde von seltenen, gefährdeten und wenig beachteten Gefäßpflanzen.

Eher beiläufig öffnete er die PDF-Datei, in der die Fundorte von seltenen Pflanzen beschrieben wurden, die Hobbysammler entdeckt hatten. Das zumindest war etwas Einzigartiges an diesem Bahnhof. Er mailte den Link an Sienhaupt. Fand ihr Genie überhaupt Zeit, seine E-Mails abzurufen?

Tannen schrieb die Namen der Pflanzen auf einen Zettel und legte ihn dem Savant auf den Tisch. Der quittierte den Empfang mit einem kurzen Anheben der Finger.

»Alles passt zusammen«, sagte Hensen. »Ein Irrer, der das Opfer dieses Pathologinnen-Unfalls quasi manisch verfolgt und befragt hat. Wahrscheinlich ist er ihm sogar nach Hamburg nachgezogen. Fasziniert vom Tod und den Erfahrungen damit. Was macht solch ein Mensch? Ich meine beruflich?«

Tannen nickte.

»Rademanns Aussagen nach hat Hannelore Fleischner ihren Sohn nach diesem Vorfall geradezu überbehütet. Ihn kontrolliert, sogar als Jugendlichen von der Schule abgeholt«, sagte Tannen. Er gab gerade neue Begriffe bei Google ein, als plötzlich eine Alarmsirene schrillte. Aus allen Computern kam das Geräusch, dann blinkten auf seinem und auch Hensens

Computer die Begriffe »Mannheim« und »Paris« auf. Und ein Name: Song Ci.

»Wieso Mannheim?«, fragte Hensen.

»Dort wurden die Bareinzahlungen für diese Gewinnerhotline getätigt. Sehen Sie, das Datum stimmt überein mit …«

Blitzschnell gab er den Namen »Song Ci« bei Wikipedia ein.

Der Computer wurde sofort fündig.

»Ach du Scheiße!«, sagte Hensen. »Das kann doch nicht sein! Das ist doch ganz ausgeschlossen!«

Tannen sprang von seinem Bürostuhl auf und riss sein Jackett von der Lehne.

»Ist es nicht!«

Mangold, ich beneide Sie. Ich würde vorangehen, glauben Sie mir. Aber ich muss die Ergebnisse auswerten. Ich setze großes Vertrauen in Sie. Sie werden es schaffen. Denken Sie an Ihre Tunnel, an die Gesichter der überraschend Getöteten, die Sie gesehen haben. An den Ausdruck in ihren Gesichtern, den sich nach innen wendenden Blick.

Zunächst werden Sie sich von oben sehen. Auch mich werden Sie dann endlich erkennen. Und meine wissenschaftlichen Absichten. Sie werden das verstehen.

Dann müssen Sie aufpassen. Sie werden etwas erleben, bei dem Sie bleiben wollen. Weil es so schön und so friedlich ist.

Oder es ist schrecklich und offenbart Ihnen die Hölle. Ich weiß nicht, wie Sie gelebt haben, Mangold.

Sie werden gleich die Möglichkeit haben, Ihr Leben noch einmal zu sehen. Lassen Sie die Bilder kommen, das gehört dazu. Stimmen, Blumen, Glück, Paris, Kaja Winterstein, Verzweiflung … Zeit und Raum lösen sich auf. Ich werde Sie zurückholen. Und Sie werden mir berichten. Ausführlich. Und dann werde ich Sie wieder losschicken. Es sei denn … es ist sehr genau, was Sie mir berichten, sehr ausführlich, und Sie haben endlich die Antwort.

Der Geist wird sich jetzt vom Körper trennen. Spüren Sie diese Ruhe? Die Dunkelheit? Sehen Sie es?

Tannen und Weitz rasten ohne Blaulicht und Sirene ins Hamburger Universitätsviertel. Der Pförtner, der klare Anweisungen hatte, auf sie zu warten, würde mit seinem Schlüsselbund in einem Seitenraum des Foyers stehen.

Tannen hatte sich zu diesem Zeitpunkt auch ohne Absprache mit Wirch gegen einen großen Polizeieinsatz entschieden. Weil es zumindest die geringe Chance gab, dass Mangold noch lebte, durften sie sich dem Täter nur leise nähern.

Was, wenn sie zu spät kamen? Bis jetzt hatte Tannen diesen Gedanken so gut wie möglich verdrängt. Auch Hensen schien am Ende seiner nervlichen Belastung zu sein. Trotzdem hatte Tannen ihn mit zwei Kollegen in die Privatwohnung von Rawehls geschickt. Hensen war in diesem Augenblick unverzichtbar, er wusste, wonach er suchen musste.

Es war unwahrscheinlich, dass der Biologe und spezialisierte Entomologe Bernd Rawehls ahnte, dass sie ihm so dicht auf den Fersen waren. Sie mussten diese Chance nutzen. Es war ihre einzige!

Mit Sicherheit war er bei der entomologischen Untersuchung der Leichen aus Rendsburg auf die so gut wie ausgestorbene Pflanze gestoßen, Saxifraga tridactylites oder Filago minima.

Als Fundort war lediglich das Gleisgelände in Büchen bekannt.

Wieso ein anerkannter Wissenschaftler auf derart brutale Weise Menschen umbrachte, das würden sie klären, wenn er ihnen im Verhörzimmer gegenübersaß.

Geduckt schlichen Tannen und Weitz das Treppenhaus hinauf. Beide hatten kugelsichere Westen angelegt.

Leise schob Tannen den Schlüssel ins Schloss von Rawehls

Labortür. Er nickte Weitz zu und wies ihn mit einer Geste an stehenzubleiben.

Kein Geräusch. Die Räume vor ihnen lagen im Dunkeln.

Tannen huschte zu der Tür, die vom Vorzimmer aus in den eigentlichen Laborraum führte.

Nichts.

Er verschaffte sich einen Überblick. Der Untersuchungstisch war aufgeräumt, nichts ließ darauf schließen, dass hier etwas Ungewöhnliches passiert war.

Plötzlich ging das Licht an.

»Was willst du? Hier ist er jedenfalls nicht«, sagte Weitz. Tannen starrte ihn wütend an, setzte sich dann an den Schreibtisch der Sekretärin, zog sein Handy aus der Tasche und rief Hensen an.

Der stand mit zwei Kollegen vor Rawehls Privatwohnung.

Nachdem über eine Stunde lang weder das Licht angeschaltet worden noch sonst irgendetwas passiert war, hatten die Polizisten auf Wirchs ausdrücklichen Befehl hin mit einem Einsatzkommando die Wohnung geöffnet und durchsucht. Hinweise auf ein Versteck, in dem Mangold sich befinden könnte, hatten sie jedoch nicht gefunden.

Hensen sagte: »Ich suche weiter, aber der Computer hier ist passwortgeschützt, und mit den Papieren könnte ich gut ein Jahr verbringen. Keine Schlüssel für Keller oder Gartenlauben, der Dachboden mit Gerümpel vollgestellt. Jede Menge Regalmeter Literatur über Nahtoderfahrungen, Bücher von Kübler-Ross, der Tod in den Mythen und Religionen und so weiter.«

Tannen bat ihn dranzubleiben. Zwei Kollegen in Zivil sollten das Haus beobachten, denn ausgeschlossen war schließlich

nicht, dass Rawehls zwischenzeitlich nach Hause kam.

»Und wenn er abgetaucht ist?«, fragte Weitz. »Möglich, dass er etwas bemerkt hat.«

»Wie denn?«

»Dann ist er bei Mangold. Aber wo, verflucht, ist das?«, fragte Weitz.

Tannen berührte mehr aus Versehen die Maus, und siehe da: Der Computer der Sekretärin war lediglich im Ruhezustand. Kein aktivierter Passwortschutz.

»Und jetzt?«, sagte Weitz, der auf den Computer zeigte. »Dafür haben wir jetzt nun wirklich keine Zeit.«

Das E-Mail-Fach verlangte ein Passwort. Zugänglich waren hingegen die Dateien und damit die Berichte, die Rawehls für die Gerichtsmediziner verfasst hatte. Kein Hinweis auf die Pflanzen. Eigentlich auch nicht verwunderlich, dachte Hensen.

Dann entdeckte er eine Datei, in der Rawehls seine persönlichen Beobachtungen seltener Pflanzen festgehalten hatte. Die Fundorte, die er notiert hatte, waren über ganz Norddeutschland verteilt.

Auffällig oft wurde Brachland erwähnt, aber auch Ruinengrundstücke sowie das Hamburger Naturschutzgebiet Höltingbaum, das früher als Truppenübungsplatz gedient hatte. Gab es dort Gebäude, in denen er Mangold verstecken konnte? Was, wenn er den Hauptkommissar in irgendeinen Bunker oder ein Kellergewölbe verschleppt hatte?

Tannen forstete die Dateien weiter durch. Der Biologe hatte gezielt neben Wallhecken, den so genannten Knicks, und am Rand von Schotterflächen gesucht.

Plötzlich entdeckte er es.

»Altes Bahngelände Altona«, sagte Tannen. »Tote Gleise,

jede Menge alter Ruinengebäude. Er hat dort etliche Pflanzen gefunden. Sieh dir das an.«

Tannen zeigte Weitz die Datei, die Rawehls mit »Suchtagebuch« betitelt hatte.

»Was hat die Psychotante noch gesagt? Er braucht einen ruhigen Platz, keine Leute, die plötzlich auftauchen könnten. Außerdem …«, sagte Weitz.

»Was außerdem?«, fragte Tannen.

»Außerdem ist es das Einzige, was wir haben. Und er kennt sich dort aus.«

Tannen nickte und schloss die Datei.

»Gut. Wir werden es versuchen.«

»Es ist ein riesiges Gelände«, gab Weitz zu bedenken. »Da brauchen wir Tage.«

Tannen zog sein Handy aus der Tasche, rief das Einsatzkommando an und mobilisierte eine Staffel mit Suchhunden.

Mangold war müde. Unglaublich müde.

Vor sich sah er diese seltsamen Zeichnungen. Ein Comic, dachte er. Ich muss die Seite umblättern. Ich kann meine Arme nicht bewegen. Wenn man die Seiten schnell umblättert, beginnen die Figuren zu leben. Daumenkino.

Er hatte ein Daumenkino gehabt. Als Kind. Ein Hund an der Leine, der an einer Laterne stehenbleibt, das Bein hebt, während das Herrchen die Augenbrauen hochzieht.

Ein dickbäuchiges Herrchen mit einem struppigen Schnauzer unter der Nase. Das war lustig. Bis die Seiten herausfielen.

Mangold konzentrierte sich auf seine Atemzüge. Er musste langsam atmen. Ein und aus. Ein und aus. Von weit her drang ein Knirschen in sein Ohr.

Urplötzlich löste sich die Umklammerung. Luft füllte seine Lungen. Er war frei. Er musste nur noch an der Felswand vorbei. Immer der frischen Luft nach. Er sah hinunter in die Röhre, in der er eben noch gelegen hatte. Sie war zur Hälfte aufgeklappt. Der Holzschlitten, auf dem er gelegen hatte, war leer.

Wie war er in diese Etage gekommen? Es roch nach sattem Grün und nach Vanilleeis. Und nach Waffel. Dieses warme Gefühl in der Hand. Alles war plötzlich so klar. Natürlich, das war es. Genau das.

Vor sich sah er zwei Tunneleingänge. Er musste nur weitergehen, wählen, doch da zerrte etwas an seiner Jacke. Hielt ihn fest. Zog ihn hinunter.

Dann spürte er wieder die Umklammerung. Alles war so entsetzlich schwer. Seine Arme schmerzten, er spürte einen stechenden Schmerz in seiner Vene.

Wieder wurde an seinem Körper gerissen. Sie reißen mir die Beine aus, mein Gott, warum die Beine?

Plötzlich wurde er von einem gleißend hellen Licht geblendet. Keine Hand frei, die er schützend hätte vor die Augen halten können. Die Haut an den Knien abgeschrammt. Ein Brennen.

Dann ging ein Grollen durch seinen Kopf. Rundete sich ab, wurde spitzer und stach in sein Gehirn. Etwas hämmerte auf seinen Brustkorb, einmal, zweimal, dreimal. Eine Presse. Ein Kolben.

»Mangold! Sie müssen zu sich kommen!«

Ein kaltes Tier legte sich über sein Gesicht.

»Ich übernehme das«, sagte eine fremde Stimme, und Mangold versuchte, etwas durch dieses durchsichtige Ding zu erkennen. Dann hörte er … Ja! Das war die Stimme von Tannen!

»Mangold, es ist vorbei! Hören Sie mich? Es ist vorbei!«

»Es wird niemals vorbei sein«, brachte Mangold mühsam heraus. »Niemals.«

Gestützt auf einen Stock humpelte Mangold in den umgebauten Konferenzraum.

»Ich halte das für keine gute Idee«, sagte Hensen. »Es ist viel zu früh.«

Mangold winkte ab und lehnte die mit einem silbernen Knauf versehene Gehhilfe gegen einen Stuhl.

»Sind Sie schon wieder vollkommen entgiftet?«, fragte Tannen. »Was ist mit den Verletzungen?«

Mangold winkte abermals ab.

»Das wird noch dauern, bei den Mengen an Medikamenten und Drogen, die er mir durch den Körper gejagt hat. Das andere verheilt. Vorher juckt es.«

Nein, er wollte hier keinen Krankenbericht über seine Schürfwunden, die Rippenprellung und seine malträtierten Knie abgeben. Er musste sich einen Überblick verschaffen, was genau passiert war. Die Gedächtnislücken und das Nachdenken darüber waren unerträglich.

Er bat den Kriminalassistenten um seinen schriftlichen Kurzbericht und setzte eine Besprechung in einer halben Stunde an. Er brauchte einen vorläufigen Abschluss, ein Ende des Rätselratens.

Dann las er das erste Blatt des Berichts. Tannen hatte die Umstände protokolliert, die sie auf das Altonaer Bahngelände gebracht hatten. Wenn er es richtig verstand, waren sie aufgrund der Unterlagen aus Rawehls Computer und der Hinweise von Kaja hinsichtlich einer möglichst menschenleeren Umgebung auf das Bahngelände gestoßen, auf dem Rawehls sich gut auskannte.

Dass sie auf Rawehls gekommen waren, hatte eine Menge mit Glück und Spekulation zu tun gehabt. Rawehls hatte Vorträge in Mannheim und Paris gehalten, das hatten sie herausgefunden. Das Datum seines Vortrags in Mannheim stimmte mit dem Datum überein, an dem Bareinzahlungen an die Gewinnerhotline getätigt wurden. In Paris hatte er sich in der Zeit aufgehalten, kurz bevor die Leiche auf dem Friedhof Montmartre gefunden wurde.

Das Sondereinsatzkommando hatte das Gelände mit Spürhunden abgesucht, unterstützt von einem Hubschrauber mit Wärmebildkamera. Was Rawehls mit seiner Verschleppung in dieses verlassene Industriegebiet erreichen wollte, war letztlich ein Glück für Mangold gewesen. Der Biologe wurde hier zwar von niemandem gestört, doch die Wärmebildkameras hatten ihn und sein Opfer aufspüren können. An einem belebteren Ort wäre das unmöglich gewesen.

Gezielt hatte eine Hubschrauberbesatzung einen Beamten mit Suchhund zu ihrem Aufenthaltsort geschickt: eine ehemalige Werkshalle, in der früher Eisenbahnwaggons repariert wurden.

Das Sonderkommando hatte die Halle sofort gestürmt, da sie davon ausgehen mussten, dass Hubschraubergeräusche und Hunde den Täter bereits alarmiert hatten. Ein großes Risiko, doch auch er hätte in diesem Fall nicht anders entschieden. Schnelligkeit war die größte Chance gewesen, ihn da lebend rauszuholen.

Mangold betrachtete die Fotos, die unmittelbar nach seiner Befreiung gemacht worden waren. Bernd Rawehls hatte in einer Grube, in der früher Monteure die Unterseiten der Waggons auf Schäden untersucht hatten, ein präpariertes Rohr verlegt. Innen war es so verändert, dass es wie Felsgestein aussah. Er hatte Mangold auf einem Holzschlitten in das Rohr geschoben. Die

Konstruktion ließ sich aufklappen und zeigte Malereien, die er innen an die Wände geklebt hatte. Während die Polizisten die Halle gestürmt hatten, war Rawehls ruhig in einer Art Verschlag sitzen geblieben und hatte sich dann widerstandslos festnehmen lassen.

Drei Fotos, die dem Bericht beigefügt waren, zeigten einen Werkstattwagen, auf dem Spritzen, Kanülen und Scheren neben einem Skalpell lagen und auf einem weißen Tuch Rawehls Operationsbesteck. Daneben sah man einen Tropf am Ständer und tatsächlich eine altertümliche Waage.

Anzunehmen war, dass er Mangold den Brustkorb geöffnet und das Herz herausgeschnitten hätte. Genauso wie er es angekündigt hatte.

Verwundert und beinahe fasziniert führte Mangold sich die Szene vor Augen, die ihm der Bericht schilderte. Er selbst hatte keine Ahnung, was in den letzten vier Tagen und Nächten passiert war. Er konnte seine Träume nicht von den Wachzuständen unterscheiden, die Bilder in seinem Kopf vermischten sich mit den Bildern an der Rohrwand, rückblickend kam es ihm vor wie ein einziger Rausch.

Zweifellos war das auch eine Folge der Drogen, die Rawehls ihm verabreicht hatte. Dazu gehörten jede Menge Valium, Morphium und diverse andere Opiate.

»Der Bericht weist große Lücken auf«, sagte Tannen. »Sie müssten …«

»Größer als die Lücken in meinem Kopf können sie gar nicht sein«, sagte Mangold.

»Wie bist du überhaupt vom Flughafen da hingekommen?«, fragte Hensen.

»Mit dem Taxi«, sagte Mangold. »Ich erhielt eine SMS, dass

ich mir einen Tatort ansehen solle. Als ich auf dem Gelände herumgelaufen bin, muss er mich abgepasst und betäubt haben – in dem Bericht da steht etwas von einem Betäubungsgewehr, wie man es für Tiere im Zoo benutzt.«

»Wir haben es neben dem Werkzeugwagen mit den Drogen und Tabletten gefunden«, sagte Tannen.

Mangold bat alle Mitglieder an den Konferenztisch, um sich einen Überblick über den Ermittlungsstand zu verschaffen sowie über die Details, die von der Sonderkommission während seiner »Abwesenheit« herausgefunden wurden.

Für einen Moment beobachtete er Sienhaupt, der seine leuchtend bunte Fliege zurechtzog. Auch ohne ihn wäre er da nicht wieder lebend rausgekommen.

»Das hier hat doch alles Zeit. Warum ruhst du dich nicht erst mal aus?«, sagte Hensen besorgt und stellte ihm eine Tasse Espresso auf den Tisch.

»Werd du mal von einem Teenie betütelt, der meint, sich von einer Pathologiepraktikantin zur Krankenschwester zu mausern. Da hast du das Gefühl, du liegst schon auf der silbernen Pritsche der Gerichtsmedizin.«

»Lena?«, fragte Hensen.

Mangold nickte.

»Schlechtes Gewissen, weil sie sich in diesen Typen verliebt hat?«, meinte da eine weibliche Stimme.

Mangold drehte sich überrascht zur Tür.

»Kaja? Um Gottes willen, ist mit dem Kind alles in Ordnung?«

»Marie? Alles bestens. Ich hab für zwei Tage einen Ersatzstreichler gefunden. Morgen bin ich wieder in Paris, und in zwei Wochen kann ich die Kleine mitnehmen. Aber das hier wollte ich mir doch nicht nehmen lassen!«

Die Profilerin nahm Platz und sah Weitz an, der sich bis jetzt auffällig zurückgehalten hatte.

»Ich konnte es einfach keinen Tag länger ohne Ihre Sprüche aushalten«, sagte sie. »Ein Leben ohne Weitz kam mir richtig sinnlos vor.«

Mit hochrotem Kopf setzte Weitz zu einer Erwiderung an, wurde jedoch von Mangold unterbrochen.

»Redet Rawehls?«, fragte er.

Tannen schüttelte den Kopf.

»Er sitzt im Verhörzimmer und lächelt vor sich hin.«

»Gar nichts? Kein Wort?«

Tannen verneinte und legte seinen Kugelschreiber auf den Tisch.

»Wir haben es tagelang mit jeder erdenklichen Verhörstrategie versucht. Als Antwort hat er lediglich zwei Mal die Hand gehoben und mit Daumen und Zeigefinger einen Kreis oder eine Null geformt. Gesagt hat er nichts. Er redet nicht mal mit seinem Anwalt. Das Einzige, was wir wissen, stammt von seinem früheren Mitschüler Rademann. Der sagt, Rawehls hätte schon als Kind immer davon geredet, dass seine Mutter Menschen aufschneidet. Eine Mischung aus Angst und Faszination. Und er habe sich gefragt, was man da wohl sehen würde. Als 22-Jähriger habe er versucht, das ›Gewicht der Seele‹ zu bestimmen.«

»Sonstige Auffälligkeiten in der Kindheit?«, fragte Kaja.

Tannen schlug die vor ihm liegende Mappe auf.

»Laut früheren Unterlagen des Jugendamtes stand er in Verdacht, Hunde und Katzen aufgeschlitzt zu haben«, referierte er. »Er hat sich sogar beim Wettbewerb ›Jugend forscht‹ beworben. Als die Jury die Unterlagen las, mussten einige ihrer

Mitglieder sich übergeben. Man hat der Familie einen Jugendpsychiater vorbeigeschickt, der jedoch nichts Besonderes feststellen konnte.«

»Sieht so aus, als hätte er sein Hobby zum Beruf gemacht«, sagte Weitz.

»Wie passt das zusammen? Ein hochbegabter Wissenschaftler, der als forensischer Entomologe für die Polizei arbeitet, und dann …«, fragte Hensen.

Kaja griff die Frage auf: »Er wollte den Tod wissenschaftlich erforschen. Besser gesagt das, was danach kommt. Unbekanntes Terrain erobern, die Grenzen verschieben. So etwas kann ein starkes Motiv sein. Ein sehr starkes Motiv.«

»Was hat das noch mit Wissenschaft zu tun?«, fragte Tannen.

»Das muss einander nicht ausschließen«, sagte Kaja. »Es gibt Physiker, die setzen sich auf die Spur der Seele. Andere machen nach dem Tod Messungen der noch vorhandenen Hirnströme. Was nach dem Tod passiert, ist ungeklärt und damit ein Fragezeichen, mit dem sich auch Wissenschaftler durchaus beschäftigen.«

»Wir haben keine Ahnung, wie viele Opfer es tatsächlich gibt«, sagte Mangold. »Es ist sehr wahrscheinlich, dass er seine ›Studien‹ schon seit Jahren betreibt.«

»Ja, manchmal ist es ganz lohnend, bei der Streife nach dem Rechten zu sehen«, sagte Weitz und grinste.

Mangold fasste noch einmal zusammen, was sie bisher wussten:

»Er tötet also Arnd Kluge, von dem er weiß, dass er Leichenträger war. Er glaubt, dass jemand, der beruflich mit dem Tod zu tun hat, sich als Studienobjekt eignet, dass er offen und unerschrocken genug ist, um Nahtoderlebnisse

auszuprobieren. Anschließend kam die Ägyptologin, weil die sich mit dem ägyptischen Totenbuch auskennt, das ja auch eine Grundlage für spätere Religionen ist«, sagte Mangold. »Auch hier wieder ein Opfer, bei dem er davon ausgeht, dass sie sich mit dem Thema Tod auseinandergesetzt hat, mal abgesehen von all den Gräbern, die die Ägyptologin geöffnet hat. Schließlich eine esoterisch angehauchte Autorin, die ein Buch über Nahtoderfahrungen, Lichtwesen, Engel und das Leben nach dem Tod geschrieben hat. Quasi prädestiniert dafür, ihm mitzuteilen, ob seine Mutmaßungen stimmen. Rawehls war auf der Suche nach dem Geheimnis dahinter. Was passiert nach dem Sterben? Deshalb hat er seine Versuchskaninchen gezielt ausgesucht.«

»Ach was! Alles Papperlapapp«, meinte Weitz. »Der Mann hatte einfach Lust zu töten. Da schläft man eben besser, wenn man eine Rechtfertigung hat.«

»Das muss sich alles nicht ausschließen«, sagte Kaja. »Eine Mutter, die als Pathologin arbeitet, die ihr Kind nach einem schwerwiegenden Fehler überkontrolliert, es mit Kontrolle und Liebe gängelt: So etwas kann zum Auslöser für Tötungsfantasien werden, die er irgendwann ausleben will oder sogar muss. Dann bietet sich irgendwann das Mäntelchen der Wissenschaftlichkeit, mit dem alles zugedeckt und gerechtfertigt werden kann.«

»Zumindest hat er Verwesungsstadien untersucht, aber der Verfall des Fleisches, Madenbefall und all das hat ihn nicht weitergebracht«, sagte Mangold. »Für uns kam er als Täter selbstverständlich nicht in Frage, denn Wissenschaftler sind unberührbar. Sie sind per se immer die Guten.«

»Denk an die ›Rassenforscher‹«, warf Hensen ein, »die haben sich selbst auch als Wissenschaftler gesehen. Selbst der Nazi-

Arzt, der jüdische Kinder mit Tuberkuloseviren infiziert und sie kurz vor dem Eintreffen der Amerikaner erhängt hat, glaubte mit Sicherheit, dass er eigentlich den Nobelpreis verdiente.«

»Mal abgesehen von der Ethikdiskussion über Wissenschaftler«, sagte Mangold, »Rawehls benutzte unterschiedliche Tötungsarten, um mehr über das Sterben in Erfahrung zu bringen.«

»Er hat das akribisch vorbereitet«, ergänzte Tannen. »Diese ganze Geschichte mit dem vermeintlichen Gewinn verursachte bei den Leuten Glücksgefühle, und er als der Teufel bescherte ihnen den Absturz. Er wollte den Kontrast in der Gefühlswelt seiner Opfer. Wie bei einem wissenschaftlichen Experiment.«

»Eine perverse Logik«, sagte Kaja. »Auch unseren Parisaufenthalt haben wir ihm zu verdanken. Aus irgendeinem Grund hat er damit spekuliert, dass wir zu zweit da hinfahren und das trotz des grauslichen Mordes als Glück erleben. Sicher ist es zwar nicht, aber sehr wahrscheinlich. Dafür spricht, dass er den deutschsprachigen Text aus dem Matthäusevangelium hinterlassen hat.«

Mangold nahm seine Krücke und stieß mit der gummierten Spitze vorsichtig gegen das Tischbein.

»Nicht zu vergessen, er kreuzigt einen Mann, der sich täglich mit spirituellen Gegenständen beschäftigt, mit Reliquien, Kreuzfahrermitbringseln und so weiter.«

»Alle Opfer hatten auf irgendeine Weise mit dem Tod zu tun«, sagte Weitz. »Selbst diesen Serienkiller aus Schleswig-Holstein hat er zu seinem Forschungsgegenstand gemacht. Weil er davon ausging, dass die Drecksau sich mit dem Tod auskannte. Scheiße, bin ich froh, dass ich nie studiert habe.«

»Wie denn auch, Weitz«, sagte Tannen. »Du hast ja nicht mal

Abitur.«

»Du etwa?«, fragte Weitz. »Wo du aufgewachsen bist, da gab es statt Schulen ja nur Missionare.«

Hensen unterbrach das Scharmützel: »Ja, und er findet den Serienkiller aus Schleswig-Holstein durch Pflanzenfragmente, die nur an bestimmten Stellen vorkommen und die er an den Leichen entdeckt hat. Vielleicht sollte die Polizei mal einen Pflanzenkundler einstellen?«

»Sadistische Lust, Todesangst und eine satanische Neugier. Was für eine Mischung!«, sagte Mangold und drehte seine Kaffeetasse. »Aber was ist mit dem, der die Migranten getötet hat? Ganz sicher keine vorherige Beziehung zu unserem Biologen?«

»Glaub ich nicht«, sagte Kaja. »Obwohl, nicht mal selten, dass sich die Wege zweier Serientäter kreuzen. Es sind einsame Wölfe, doch sie bewundern sich gegenseitig. In diesem Fall allerdings …«

»Ach ja?«, meinte Tannen mit spöttischer Stimme. »Wo in der Steppe sollen sie sich denn begegnen?«

»Sie wittern den Blutgeruch, und dann suchen sie«, sagte Weitz.

Kaja ließ sich nicht unterbrechen: »Ihre Wege überschneiden sich, weil sie jeweils wissen, wie der andere tickt. Sie suchen den Kontakt. Allerdings gehörte Horst Eckes zum Tätertyp, der spontan tötet, der nicht von langer Hand plant. Die einzige Planung war, dass er sich Menschen ohne Papiere aussuchte. Migranten, nach denen in diesem Land niemand fragt. Sie sind ungeschützt. Nach allem, was wir bis jetzt wissen, hat seine Mutter ihn hungern lassen und ihm ihren Hass gegen die Kriegsflüchtlinge aus dem Osten eingeimpft. Viel spricht für

Inzest. Doch er verliebt sich ausgerechnet in eine Vietnamesin, die darauf nur eingeht, um ihre Aufenthaltsgenehmigung nicht zu verlieren. Sehr wahrscheinlich, dass er sie unter Druck gesetzt und mit der Polizei gedroht hat. Nachdem er seinen Job in der Ausländerbehörde verloren hat, bastelt er sich ein eigenes Dienstsiegel. Die Frau wird darauf nicht eingegangen sein, sondern ganz im Gegenteil: Sie will sich endgültig von ihm trennen. Er bringt sie in eifersüchtiger Raserei um. Und wiederholt das immer wieder mit anderen Frauen. Frauen, vor denen seine Mutter ihn ja schon gewarnt hatte. Dass niemand diese Frauen vermissen wird, weiß er schließlich durch seine berufliche Tätigkeit.«

»Schattenmenschen«, sagte Hensen.

Kaja nickte und sagte: »Möglich, dass Rawehls den Serienkiller getötet hat, weil er sich selbst in seinem kranken Kopf ›edle‹ Motive zubilligte und auf keinen Fall mit einem Mörder wie Horst Eckes in Verbindung gebracht werden wollte. Was liegt da näher, als ausgerechnet diesen Mann zum Studienobjekt zu machen. Geradezu ein Glück für ihn: die Nahtoderfahrungen eines Mörders. Nur schade, dass er uns darüber nichts sagen will.«

»Und Bernd Rawehls hat sich bei der Festnahme nicht gewehrt?«, fragte Mangold.

»Er muss den Lärm gehört haben«, sagte Tannen. »Aber er hat einfach weitergemacht. Wie jemand, der ganz kurz vor dem Ziel steht.« Tannen fixierte Mangold und sagte: »Und, war er kurz vor dem Ziel?«

Mangold wich dem fragenden Blick seines Assistenten aus. Solange er sich nicht lückenlos erinnerte, würde er nichts über seine Erfahrungen sagen. Auf keinen Fall. Er stemmte sich von seinem Stuhl in die Höhe und humpelte in die Küche, um sich

einen Tee zu holen.

Als er zurückkehrte, saßen die Mitglieder seiner Sonderkommission immer noch am Konferenztisch.

»Warum sagen Sie nichts?«, sagte Kaja.

Mangold rührte in seiner Tasse und nippte daran.

»Ist da nichts an Erinnerung?«, fragte Kaja. »Keine Bruchstücke von irgendwas?«

»Das fehlte noch, Kaja, dass Sie mich jetzt auch bemuttern! Hensen, was ist mit dem Stempel, den du in Afghanistan gesehen hast?«

»Der Sohn von Horst Eckes war dort stationiert. Er hat das Ding seinem Vater geklaut und, so wie es aussieht, einen florierenden Handel mit Dokumenten betrieben. Bis sich das verselbstständigte. Die Bundeswehrleute haben eine Untersuchung zugesagt, aber im Vorfeld schon mal abgewimmelt. Ausgeschlossen sei, dass Stempel der Ausländerbehörde zu ›dienstlichen Zwecken‹ benutzt wurden. Wer's glaubt wird selig!«

»Von denen haben wir also nichts zu erwarten?«, fragte Mangold.

»Mal sehen«, sagte Hensen. »Wie es aussieht, haben auch Offiziere den Stempel benutzt, um an Informationen zu gelangen. Nächsten Dienstag erscheint ein netter kleiner Artikel in der Presse. Dann werden wir sehen. Bis jetzt bestreiten sie jedenfalls jegliche Kenntnis davon.«

»Bleibt noch die irrende Profilerin«, sagte Kaja. »Bei Rawehls lag ich gründlich daneben. Das Motiv war nicht die Horrorerfahrung von Felix Rademann, dem scheintoten Jungen, der beinahe aufgeschnitten wird, sondern Rawehls Hassliebe zu seiner Mutter. Eine Mutter, die andere Kinder aufschneidet.

Blutig, faszinierend, beängstigend und geliebt. Er hat ein zwiespältiges und krankes Verhältnis zu seiner Mutter entwickelt. Für uns war es schwer, ihn zu finden, weil er den Namen seiner Frau angenommen und die Spuren seiner Herkunft manipuliert hat.«

»Wie der Killer aus Büchen, der seinen Namen aus den Systemen der Ausländerbehörde gelöscht hat. Heute wäre das sicher nicht mehr so einfach …«, ergänzte Tannen, wurde aber von Weitz unterbrochen.

»Zu Rawehls: Was sollte die Klempnerkamera, die wir im Hintern der Toten aus dem Bunker gefunden haben? Wie passt das zu einem Wissenschaftler?«, fragte er. »Wollte er kleine Wesen tanzen sehen oder beobachten, wie da die Sonne reinscheint?«

Kaja dachte nach und meinte dann: »Vielleicht ein Ablenkungsmanöver? Oder der Versuch, die Opfer noch mehr in Panik zu versetzen? Die Angst gehörte zweifellos zu seinen Hilfsmitteln. Es ist pervers. Es gibt aber auch einen wissenschaftlichen Grund für dieses Handwerker-Endoskop.«

»Großer Gott«, sagte Weitz. »Wir sollten Stacheldrahtverhaue um die Unis verlegen.«

»Es gibt Hinweise darauf, dass kurz vor dem Tod die Darmtätigkeit erschlafft. Er könnte also damit kontrolliert haben, ob seine Opfer eben im Begriff waren zu sterben oder schon gestorben waren.«

»Er hat uns gezielt eingebunden. Er wollte mögliche Nahtoderlebnisse bei einem von der Mordkommission erproben. Bei einem, der ebenfalls beruflich mit dem Tod zu tun hat«, sagte Weitz. »Ist mir übrigens als Erster eingefallen, war aber schon zu spät. Kein Blumentopf mehr mit zu gewinnen.«

Mangold nickte und sagte: »Es wäre ihm fast gelungen. Jedenfalls hat er deshalb die Käferfragmente in den Leichen deponiert, dadurch waren wir ja gezwungen, ihn hinzuzuziehen. Außerdem kannte er meine Sammelleidenschaft, was Tunnel betrifft. Ich muss mit Lena noch ein ernstes Wort reden.«

Mangold machte eine Pause und fuhr dann fort: »Letztlich haben wir unseren Erfolg einem alten Chinesen mit Namen Song Ci zu verdanken. Ausgerechnet einem Mann, der im 13. Jahrhundert die forensische Entomologie begründet hat. Ein Rechtsanwalt und Todesermittler, der schon damals genau beschrieb, was nach Eintritt des Todes mit den Körpern passiert.«

»Stimmt«, sagte Weitz. »Damit kommt unser Held Tannen ins Spiel.«

Tannen musterte Weitz, der mit ausholender Geste eine gespielte und völlig übertriebene Lobhudelei auf seinen Kollegen abfeuerte.

»Über diesen Chinesen hat Rawehls sowohl in Mannheim als auch in Paris einen Vortrag gehalten. In Paris um den Todeszeitpunkt des französischen Museumsdirektors und in Mannheim, wo er das Geld an die Gewinnerhotline überwiesen hat. Und Tannen …«, Weitz machte eine theatralische Pause und fuhr dann fort: »Hier dieser Kopf, mit dem zusammenzuarbeiten wir die Ehre haben, hat genau das bei seiner Internetspurensuche herausgefunden. Sagen wir's so: Er hat die entscheidenden Daten an das Genie Sienhaupt weitergegeben.«

Sienhaupt klatschte in die Hände.

Weitz sah Tannen an.

»Willst du mich verarschen?«, fragte Tannen.

Weitz tat entrüstet.

»Quatsch, darauf muss man doch erst mal kommen, den vermutlichen Tatzeitpunkt mit wissenschaftlichen Fachzeitschriften abzugleichen. Auch unser Sienhaupt war da zunächst einen Tick zu langsam, was, Kumpel?«

Weitz lächelte den Autisten an. Doch der wirkte plötzlich ganz zerknirscht und legte dann das Foto der toten Vietnamesin auf den Tisch, das er unter seinem Pullover verborgen hatte.

»Ohne Peter Sienhaupt wären wir nicht mal auf die Identität der Toten aus dem Fleet gekommen. Der Abgleich mit dem Fundbüro war genial!«, sagte Kaja. »Überhaupt, Peter, sagen Sie, woher wussten Sie, wie ich mein Kind genannt habe?«

Sienhaupt duckte sich unter den Tisch und sagte: »Groooooßmutter Winnterstein und Noootree Damm.«

Kaja überlegte einen Augenblick und sagte dann überrascht: »Marieluise hieß die eine, aber … gut, wir reden später darüber.«

Mangold griff zu seinem Krückstock, erhob sich vom Stuhl und sagte: »Hensen, bleibt nur noch die Frage: Wieso kannst du dir einen so teuren Anzug leisten? Hat Wirch dein Honorar verzehnfacht?«

»Der Anzug? Du hast das bemerkt? Kollege Sienhaupt hat mir einen Aktientipp gegeben, eine Spielbank in Macao, und siehe da …«

Sienhaupts Augen rotierten plötzlich, und er sprang vom Knautschsack hoch. In karierten Pantoffeln spurtete er zu seinem Computer und druckte etwas aus.

Mit traurigem Ausdruck und einem gekünstelten Schniefen reichte er es Hensen. Der las es und sackte für alle sichtbar in sich zusammen.

»Und?«, fragte Mangold.

»Die haben der Spielbank in Macao wegen manipulierter Rouletttische die Lizenz wieder entzogen.«

Sienhaupt nickte freundlich, griff zu dem Blatt und zerriss es.

Mangolds Telefon läutete.

»Noch nicht im Dienst«, meldete er sich.

»Mangold, sparen Sie sich Ihre Witze. Wirch hier. Er ist weg.«

»Wer?«

»Travenhorst. Er hat es geschafft …«

Mangold ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Der Stock polterte auf den Boden.

»Das ist unmöglich! Die Sicherheitsvorkehrungen …«

Er schaltete auf Freisprechanlage um.

»Er muss es von sehr langer Hand vorbereitet haben«, sagte Wirch.

»Aber er durfte nur mit Hand-und Fußfesseln das Gefängnis verlassen, um in der Psychiatrie …«

Mangold merkte, dass Kaja ihn zu Tode erschrocken anstarrte.

»Nach dem, was wir wissen, war es so: Er hat elektronische Bauteile in seinen Zahnplomben in das Gefängnis geschmuggelt und dann damit ein normales Handy in ein Smartphone verwandelt. Keine Ahnung, woher er das Gerät hatte. Damit jedenfalls hat er der Anstaltsleitung eine E-Mail – vermeintlich von Kaja Winterstein – geschrieben, sie habe für ihn einen Untersuchungstermin in der Psychiatrie anberaumt.«

»Gut, er wurde transportiert. Aber wie kann er denn fliehen? Mit den Fesseln?«, fragte Tannen.

»Unter zwei weiteren Zahnplomben befanden sich Teile eines Dietrichs, die er zusammengesetzt hat.«

»Ist das sicher?«

»Es wurde alles mit Überwachungskameras aufgenommen. Nur saß eben niemand an den entsprechenden Bildschirmen, als es passierte.«

»Wann ist es passiert?«, fragte Mangold.

»Das ist der Scheiß. Vor knapp vier Stunden. Mich hat man eben erst benachrichtigt, als sie die Suche auf dem Krankenhausgelände eingestellt haben.«

»Vier Stunden«, sagte Mangold zu Kaja.

»Ich muss sofort nach Paris«, sagte sie und ging zur Tür.

Eine Melodie ihres Handys signalisierte den Eingang einer SMS. Mit fahrigen Bewegungen fischte sie es aus ihrer Tasche und starrte mit aufgerissenen Augen auf das Display.

Mangold sprang auf, griff nach ihrem Handy und las die vier Zeilen:

»Unsere Marie!

Kaja, es ist ein

schönes Kind.

Es ist ein Wunder.«

Danke

»Schließlich lebe ich so sehr mit meinen Figuren zusammen, als ob es sie wirklich gäbe, dass sie wirklicher sind als die Leute, die mir auf der Straße begegnen.«

So hat der große George Simenon den Zustand beschrieben, wenn er wieder einmal in einen seiner Romane versunken war. Recht hat er, und umso glücklicher ist jeder Autor, wenn er höchst reale Menschen um sich weiß, die ihm eine unerlässliche Hilfe und Unterstützung sind. Sie sind da, auch wenn der Ritt durch die Story eine manchmal verflucht einsame Angelegenheit ist. Bei Tag und in der Nacht.

Ganz besonders danken möchte ich deshalb Alexander Liu für die Tiefenschärfe bei seiner Durchsicht des Manuskripts und für die wertvollen Tipps, die ich gnadenlos umgesetzt habe.

Sehr, sehr herzlichen Dank an meine Agentinnen Bettina und Anja Keil, an die Lektorin Karin Ballauff und Barbara Heinzius vom Goldmann Verlag für die Hilfe, Unterstützung und alle anderen Wohltaten dieser wunderbaren Zusammenarbeit.

Dir, Anna, dir danke ich für die nicht endende Geduld, die geschliffenen Kritikerinnenzähne und die wirklich unglaubliche »Beihilfe«, die diesen Roman erst möglich gemacht haben.

Grazie!

Table of Contents

Buch
Prolog
Heute
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22

23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
Danke